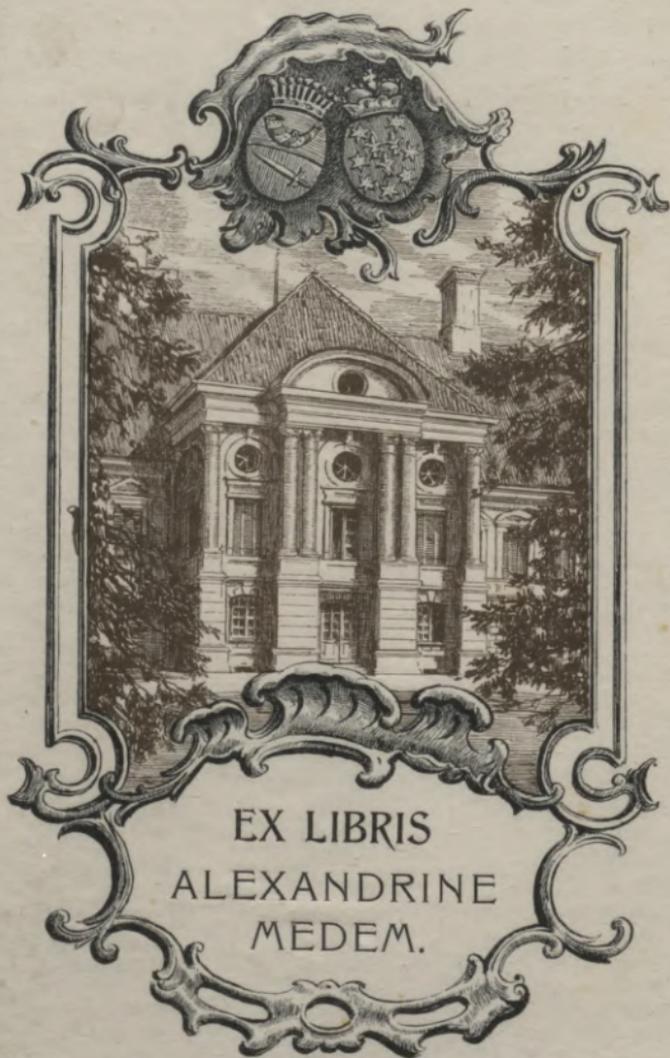


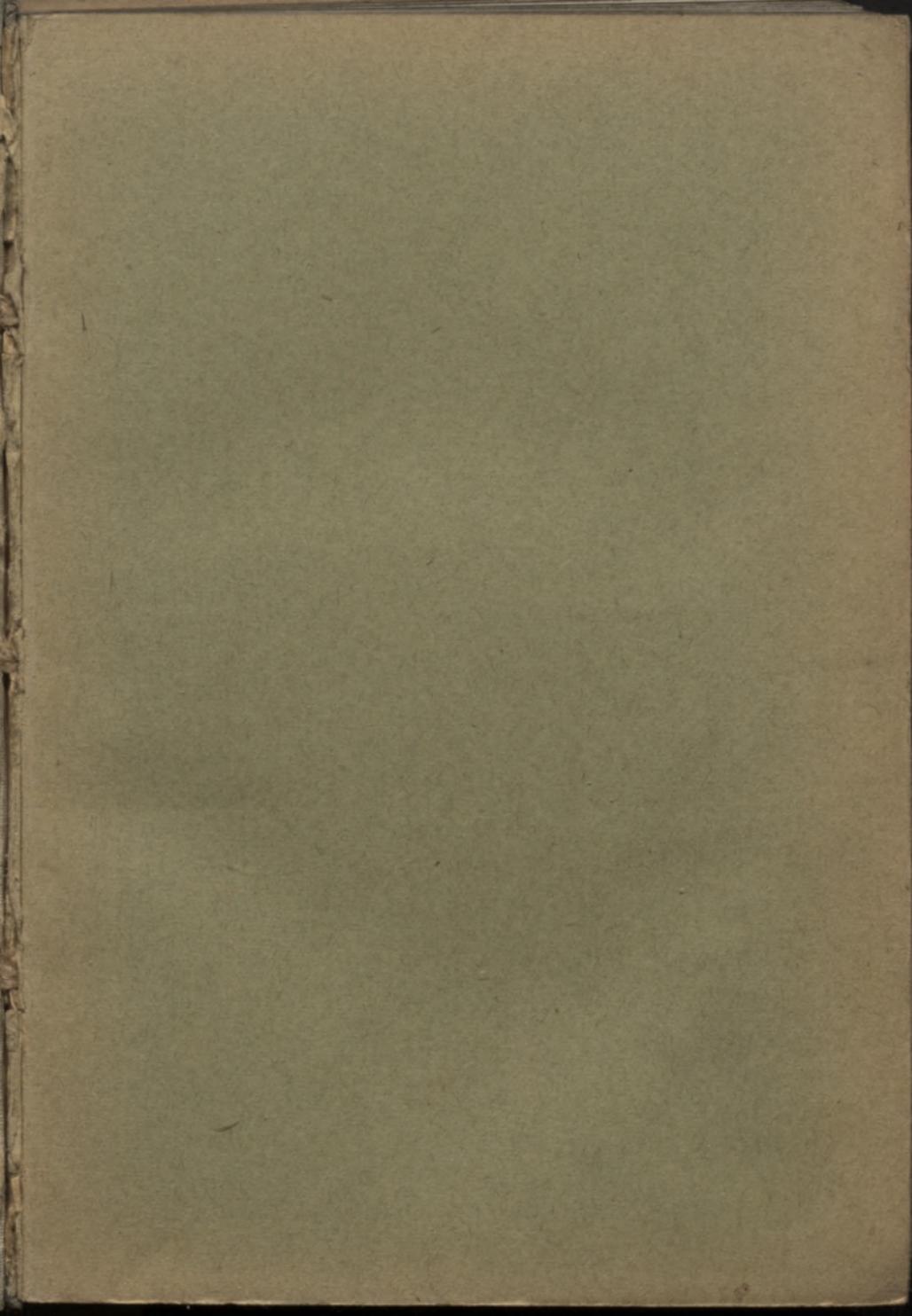
W 2
16463

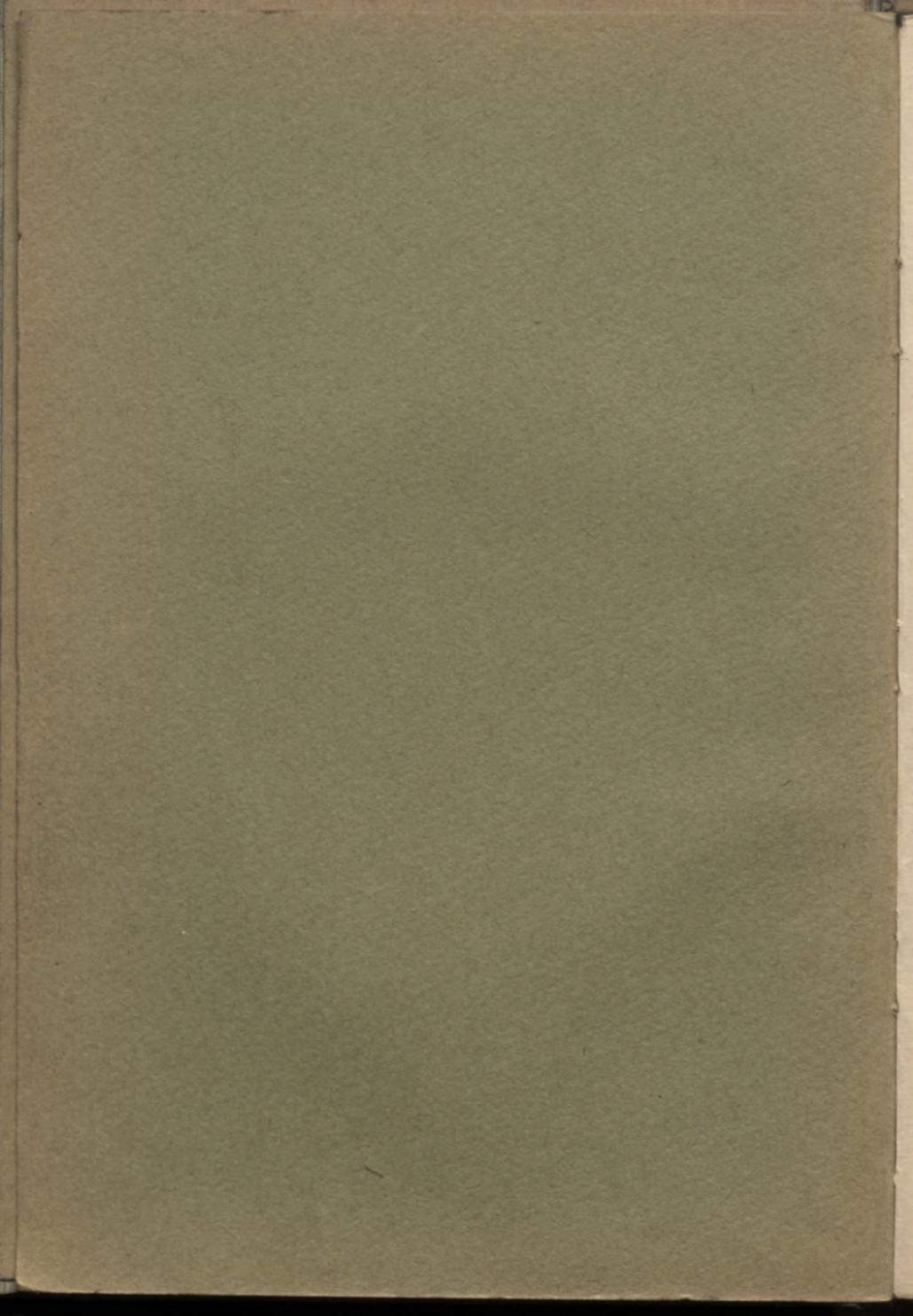
Emil Kaeblbrandt

Verlag
Jonck & Poliewsky
Riga



EX LIBRIS
ALEXANDRINE
MEDEM.









J. Nachbrennt.

~~W. 2
16463~~

W
2

Köhl

Emil Kaehlbrandt.

Lebensbild eines livländischen Pastors.

Motto: „Ich will dich segnen und
sollest ein Segen sein.“
(1. Mof. 12, 2.)



Riga 1910

Verlag von Jonck & Poliewsky.

B-1
W-
82

Vija Lāča Latv. PSR
VALSTS BIBLIOTĒKA

~~77-7086~~ ; 10

0309087250 (88)



Der Wunsch, ein getreues und möglichst umfassendes Lebensbild meines unvergeßlichen Vaters zu besitzen und als bleibendes Erbteil meinen Kindern zu überliefern, machte sich nach seinem Hinscheiden immer lebhafter fühlbar. Am liebsten wäre es mir gewesen, wenn einer der alten Freunde meines Vaters sich bereit gefunden hätte, es zu zeichnen. Wenn ich durch mir nahestehende Personen mich schließlich habe bereden lassen, mich selbst an diese Arbeit zu machen, so bin ich mir der schweren Aufgabe, die ich damit übernahm, wohl bewußt gewesen. Sie war in meinen Augen so groß, daß es mir fast wie eine Anmaßung erschien, sie erfüllen zu wollen. Mit Bangen und Zagen habe ich die Arbeit begonnen, mit Gebet und Tränen habe ich sie weitergeführt, und sie ist mir unter den Händen gewachsen und viel umfangreicher geworden, als ich anfangs beabsichtigte. Es stand mir ein reiches Material zur Verfügung: viele von meinem Vater hinterlassene Schriften und Aufzeichnungen, zahlreiche, mir von verschiedenen Seiten freundlichst zugesandte Briefe des Verstorbenen und der von Pastor emer. Th. Döbner für die Synode gearbeitete, später erweiterte Nekrolog, den er mir zu freier Benutzung überlassen hat. Dafür spreche

ich ihm auch an dieser Stelle warmen Dank aus. Herzlichen Dank sage ich auch allen denen, die meine Arbeit mit Rat und Tat gefördert haben.

Wenn diese Blätter dazu dienen, das Andenken eines mutigen Bekenners Christi im Segen fortleben zu lassen und an ihrem Teil dazu beitragen, das zu bezeugen, was der Hauptinhalt seines Predigens und Lehrens, seines Lebens und Sterbens war, so ist ihr Zweck erfüllt:

„Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit.“

Riga, im Juni 1909.

Die Tochter.

I. Abschnitt.

Elternhaus und Kindheit.

Kaum eine viertel Werst von der Riga-Pleskauer Landstraße, durch ein Tannenwäldchen und alte hohe Birkenalleen dem Blicke der Vorüberfahrenden gänzlich verborgen, liegt das Pastorat Neu-Debalg. Nur Wenige erinnern sich noch des alten Pastoratswohnhauses, des niedrigen langgestreckten Gebäudes mit den kleinen Fenstern und den breiten weißen Fensterläden, dem buckligen eingesunkenen Strohdache, über dessen Schäden die alten, dicht davorstehenden Linden schützend und schirmend ihr Blätterdach breiteten. Eine kleine vorspringende Veranda in der Mitte des langen Baues, nur eine Stufe erhöht, rechts und links ein paar kunstlose, runde Holzsäulen, auf denen das schwarze Pappdach ruhte, an beiden Seiten im Sommer zwei grüne Gartenbänke, — das war der Eingang ins Haus. Rechts am Hause eine Schaukelbank, links, an dem später angebauten höheren Ende des Hauses eine noch kleinere 5—6 Stufen hohe, zweite Veranda, die „Knabentreppe“, so genannt weil dort während der Schulzeit der Eingang zu den Zimmern der Schüler und Lehrer war. Nach rechts das Küchenende des Hauses, höher und aus Stein gebaut, war in späterer Zeit an den niederen Holzbau gefügt. Ein kleiner bedachter Kellereingang sprang sehr sichtbar und unschön gerade nach vorne heraus, bot aber in seiner geschützten, immer mit

gelbem Sande gefüllten Ecke, den kleineren Kindern des Hauses, einen viel aufgesuchten Lieblingsspielplatz dar. In diesem haufälligen, auch den damaligen Ansprüchen gegenüber, mehr als schlichten, alten Pfarrhause hat Emil Kaehlbrandt das Licht der Welt erblickt; hier in den niedrigen, nicht eben kleinen, aber um so schmuckloseren Zimmern hat seine Wiege gestanden und die seiner fünf Geschwister; hier verlebte er die Tage seiner Kindheit. Karl August Emil Kaehlbrandt wurde am 22. März 1836 geboren, am Palmsonntag, als die Glocken zur Kirche läuteten und der Vater bereits seines Amtes dort wartete. Seit dem Jahre 1829 war Vater Karl Ludwig Kaehlbrandt Prediger an der Neu-Debalgschen Gemeinde. Später Propst des Wendenschen Sprengels und Konsistorialrath, war er eine im Lande sehr geachtete und angesehene Persönlichkeit, ein Charakter, der sich in einer harten Jugend und aus schweren Verhältnissen zu großer Energie und Tüchtigkeit herausgearbeitet, und zu einem positiven, tiefgegründeten, glaubensstarken und bibelfesten Christentum durchgerungen hatte. Die Kaehlbrandts waren aus hartem Holz geschnitzt. Der Großvater stammte aus Hamburg, wo die Familie seit einer langen Reihe von Jahren ansässig war; die Glieder derselben waren theils Seefahrer, theils Handelsleute. Jakob Christian Traugott Kaehlbrandt, geb. 1686, der Großvater des ersten Neu-Debalgschen Pastors Kaehlbrandt, war Stadtbürger in Hamburg und daselbst Maurer. Er war in spätem Alter verhehlicht mit Barbara Regina verwitweten Harms geb. Luther, welche direkt von Martin Luther abstammte. Das einzige Kind dieser Ehe war Jakob Bernhard Kaehlbrand. Er hatte das Maurerhandwerk erlernt und war dann nach beendeter Lehrzeit auf die Wanderschaft gezogen, und dabei dänischen Werbern in die Hände geraten, und so unfreiwillig in dänische Kriegsdienste gekommen (1779). Nach zweijährigem Militärdienste entledigte er sich desselben durch die Flucht,

und zwar, indem er in einer sehr kalten Winternacht unbemerkt Schlittschuhe auf die Wache am Kopenhagener Schlosse mitnahm und mit denselben über das Eis des Sundes nach Schweden hinüberlief. Mit einem Lübecker Schiff kam er 1782 im Februar nach Riga und es gelang ihm dort sein Fortkommen zu finden und mit der Zeit eine Anstellung in Staatsdiensten beim Zollamt zu erhalten (1783). Nachdem Jakob Bernhard Kaehlbrandt bereits einmal verheiratet gewesen war, verhehelichte er sich im Jahre 1798 zum zweitenmal mit Anna Magdalena Krause geschiedene Jakobsohn, und hatte aus dieser zweiten Ehe drei Kinder. Das jüngste war Karl Ludwig, geb. am 24. August 1803, der nachherige Pastor zu Neu-Debalg. Er war ein Mann von hohen Geistesgaben, starker Willenskraft und strengem Ernste, auch in seiner äußeren Erscheinung eine hohe, achtungsgebietende Gestalt. Wie in der Gemeinde, so war er auch in seinem Hause der Herr im vollsten Sinne des Wortes. Aufzeichnungen, die er in seinem Alter als umfangreiches Manuskript für die Kinder und Großkinder niedergeschrieben, schildern eingehend seine Kindheit, seine mühsamen Schul- und Studienjahre, seine Amtstätigkeit und die kirchlichen und Schulverhältnisse der damaligen Zeit und sind ein wertvolles Stück unserer Kirchengeschichte, die Vater Kaehlbrandt in 50 jähriger Amtstätigkeit mit erlebt hat. Er hat an allem teilgenommen, was unsere Landeskirche an Stürmen und Anfechtungen, an unheilvollen und segenbringenden Bewegungen durchzumachen hatte. In Gemeinde und Schule, auf Synoden und Konferenzen setzte er die ganze Kraft seiner energischen Persönlichkeit für die in ernster Prüfung und mit größter Gewissenhaftigkeit geklärten Ansichten ein. Sein Kampf mit Herrnhut in seiner Gemeinde hat ihn in ernste Konflikte gebracht und ihm manche erbitterte Gegner geschaffen, aber das feste Band nicht gestört, das zwischen Pastor und Gemeinde in jahrelanger Arbeit geknüpft war.

Als die Wogen dieser Bewegung sich legten, stand der alternde Mann hochgeachtet in seiner Gemeinde, die er nicht zu verlassen gedacht hat, auch nicht, als ehrende Aufforderungen den treuen Kämpfer seiner Kirche aus der schlichten Bauerngemeinde fort an einen Lehrstuhl beriefen. Der treue Pastor wollte in seiner lieben Neu-Debalgschen Gemeinde arbeiten, solange seine Kräfte ausreichten und dann den Sohn diese, seine Lebensarbeit, fortführen sehen. Er wollte inmitten der ihm lieb gewordenen Umgebung seinen Lebensabend verbringen und sich auf seinen Heimgang vorbereiten. Das ist ihm auch durch Gottes Gnade zuteil geworden. Wie „Simeon“ wartete er jahrelang auf seine Erlösung, körperlich hinfällig geworden, geistig in ungeschwächter Kraft, starb er im 86. Lebensjahre friedvoll, von seinen Kindern und Enkeln gepflegt und beweint, und unter großer Beteiligung der Gemeinde zur letzten Ruhe bestattet, an der Seite seiner ihm sechs Jahre früher vorangegangenen treuen Lebensgefährtin. 48 Jahre hatte Vater Kaehlbrandt mit dieser treuen Lebensgefährtin, der Mutter seiner Kinder, in glücklichster Ehe erlebt. Louise geb. Doebner, Tochter des alten Pastor Doebner aus Calzenau, war eine an geistigen Gaben ihrem Manne ebenbürtige Frau, jedoch von sanftem, mildem Sinne und heiterer Naturanlage, wirtschaftlich sehr tätig und eine rechte Hausmutter, die jede Unebenheit im häuslichen Leben zu glätten wußte. Vater Kaehlbrandt nannte sie den „guten Engel“ seines Lebens. Der Sohn Emil Kaehlbrandt schreibt in seinen Aufzeichnungen über die Eltern folgendes:

„Der alte Vater war im vollsten Sinne des Wortes Herr seines Hauses. Seine hohe, Achtung gebietende Gestalt mit den kräftigen, in späterer Zeit von weißem Bart umrahmten Gesichtszügen ließ es nicht erkennen, daß er sich nur selten gesund und wohl fühlte und meist unter dem Druck eines seit langen Jahren ihn heimsuchenden Herz-

leidens stand, welches ihm schon frühe den Gedanken nahe gelegt hatte, ein Sterbender zu sein. Dieser Gedanke begleitete ihn durch alle seine Amtsjahre und prägte seinem ganzen Wesen einen hohen Ernst auf. Obgleich von treuer hingebender Liebe zu den Seinen erfüllt und in väterlicher Weise um ihr leibliches und geistiges, zeitliches und ewiges Wohl besorgt, gestattete er sich nur selten einen warmen Ausdruck seiner Liebe und Zuneigung. Zärtliche Liebesflosungen waren seiner ernstern Natur fremd. Sein inneres Gemüthsleben barg sich unter einer äußeren Schale, die im täglichen Leben bisweilen rauh und hart erscheinen mochte. Je treuer er es mit den Seinen meinte, um so leichter wurde seine willensstarke, tatkräftige Natur, wo sie auf Widerspruch oder Widerstand stieß, zur Ungeduld und Heftigkeit gereizt, so daß er dann rücksichtslos und ungerecht erscheinen konnte, und, ohne zu wollen, denen wehe tat, die ihm die Liebsten waren. Am meisten litt er selbst unter solcher, mit seinem körperlichen Zustande zusammenhängenden Reizbarkeit. Er beklagte oft das herbe Wesen, das ihm anhafte, als die Frucht einer sonnenarmen Jugend, in der das Gemüthsleben des Kindes sich nicht frei und unbefangen habe entwickeln können. Um so mehr wünschte er, daß seinen Kindern reichlich ersetzt werde, was ihm einst versagt geblieben war; sie sollten in unbefangenen sorglosen Frohsinn den Segen des Elternhauses genießen, den er hatte entbehren müssen. Und doch wirkte unwillkürlich des Vaters ernstes strenges Wesen auch auf seine Umgebung, heischte Rücksichten, welche den jugendlichen Frohsinn dämpften, und legte wider Willen den Kindern eine gewisse Zurückhaltung auf, die dadurch nicht schwand, sondern eher vermehrt wurde, daß der Vater seiner Unzufriedenheit darüber Ausdruck gab. Uns Kindern ist das freilich erst später zum Bewußtsein gekommen und hat uns den warmen Sonnenschein treuester Elternliebe nicht getrübt, in dem wir aufwachsen durften. Anders Gewöhnten

mochte vielleicht das gemessene Wesen in unserem Hause befremdlich scheinen, und sie wie ein kühler Lufthauch berühren. — . . . Die Mutter war eine stille, sanftmütige Frau von großer Herzengüte. In selbstloser, demütig sich hingebender Liebe gehörte sie ganz ihrem Manne, ihren Kindern, ihrem Hause an; und weil sie nie nach hohen Dingen trachtete, erfüllte sie in hohem Maße ihren Beruf als Gattin, Mutter und Hausfrau. . . . Wie verschieden auch die beiden Naturen meiner Eltern sein mochten, sie ergänzten sich in der glücklichsten Weise. In dem gegenseitigen Verhältnis der Eltern zueinander trat den Kindern ein so tiefer sittlicher Ernst entgegen, daß der erzieherische Einfluß derselben auch ohne Worte für sie eine unverstegliche Segensquelle geworden ist. — Die leicht erregbare Natur des Vaters und die stets gleichbleibende Sanftmut der Mutter wirkten zusammen um das häusliche Leben, nicht nur äußerlich in geordnetem Gange zu erhalten, sondern auch innerlich harmonisch zu gestalten und jedem Familiengliede die ihm gebührende Stellung anzuweisen.“

Ein Gedicht, das Vater Kaehlsbrandt seiner teuern Hausmutter zum 74. Geburtstag auf den Geburtstagstisch legte, gibt am besten wieder, was sie einander gewesen sind in dem langen Leben, auf das sie zurückschauen konnten und in dem Ausblick auf das, was vor ihnen liegt.

Zum 74. Geburtstage der teuern Hausmutter
am 22. Oktober 1877.

Motto: Die auf den Herrn harren kriegen neue Kraft,
daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß
sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln
und nicht müde werden. Jes. 40. 31.

1. Wie ist die Welt so schön	Der Ärmste, selbst der Sünder,
In ihrer Gotteskraft,	Soll nicht vergehn im Leid,
Das Lob der Jubeltöne	Das Herz der Gottesfinder
Steigt auf bei Tag und Nacht;	Ist voller Seligkeit.

2. Auf allen ihren Wegen,
Wohin ihr Fuß nur tritt,
Geht Fried' und Freud' und Segen
Und Gottes Wohlthat mit.
In grünem Talesgrunde
Und unter Winters Eis
Sind Blüten schön zu finden,
Wer nur zu pflücken weiß.

3. Wie lieblich war am Morgen
Der erste Jugendtraum,
Es spielt ohn' Harm, ohn' Sorgen
Das Kind am Wiesenraum,
Flocht Blumen sich zum Kranze,
Sah dort am Bächlein zu
Der Wellen munterm Tanze,
Schlief ein zu süßer Ruh.

4. Der Jungfrau Locken schmückte
Der Rosen frischer Kranz,
Aus ihren Augen blickte
Der Unschuld holder Glanz.
Ihr schenkten Liebe alle,
Und allen war sie hold,
Sang Gott mit lautem Schalle,
Tat gerne, was sie sollt.

5. An ihres Jünglings Blicken
Erglüht die Braut mit Lust,
Das Weib sank mit Entzücken
An ihres Gatten Brust.
Des Weinstocks junge Reben
Umranken Tisch und Herd,
Das war ein fröhlich Leben
Dem Mutterherzen wert.

6. Des Mittags Stunden waren
Voll Arbeit dann und Müh',
Doch ließ sich da erfahren,
Daß so, nur köstlich sie,
Da lernt sich's Gott vertrauen
Und wie es nußt und frommt,
Auf zu den Bergen schauen,
Von welchen Hilfe kommt.

7. Und unter Müh' und Sorgen,
Stets schöner brach's hervor,
Mit jedem neuen Morgen
Stieg neuer Dank empor.
So ging's von Tag zu Tage
Durch Herbst und Winter hin,
Hätt' jeder seine Plage
Und jeder bracht Gewinn.

8. Nun ist der Tag vergangen,
Es winkt die Abendruh' —
Viel Liebes, heiß umfangen
Deckt schon die Erde zu.
Die Hand kann nicht mehr schaffen,
Das Herz schlägt müd' und matt',
Und nach der Welt zu gaffen
Ist Herz und Auge satt.

9. Doch auch des Abends Stille
Ist lieblich und ist schön,
Es ruhet Wunsch und Wille,
Das Tagwerk ist gescheh'n;
Das Herz darf heimwärts schauen
In lichtiges Morgenrot,
Und sel'ge Hoffnung bauen
Auf den lebend'gen Gott.

10. Da sitzen dann die Alten
Im stillen Kämmerlein
Und um sie geh'n und walten
Die Kinder groß und klein;
Die tragen sie und pflegen
Mit Händen zart und traut,
Sie kennen ja den Segen
Der ihnen Häuser baut.

11. Und kleine Enkel schmiegen
Den Alten sich ums Knie,
Die schaukeln sie und wiegen
Und beten still für sie.
Sie selbst sind worden Kinder
Im Geiste niedrig, klein,
Drum dürfen sie nicht minder,
Wie jene, fröhlich sein.

12. Bis sie in grauen Haaren —
Des Alters Ehrenkron —
Aus dieser Welt heimfahren,
Friedvoll, wie Simeon —
Den sie geschauet hatten,
An den ihr Herz fest glaubt,
Der bleibt im Tal der Schatten
Ihr Licht, ihr Stab, ihr Haupt.

13. Er läßt sie nicht erliegen,
Läßt sie ermatten nicht;
Mit Adlersflügeln stiegen
Sie auf zum ew'gen Licht;
Es bleibet Gottes Kindern
Hier bis zum Ende schön,
Nichts soll und darf sie hindern
Sein Angesicht zu seh'n.

14. Und ist's so schön auf Erden
In dieser Tränenwelt,
Was wird es erst noch werden,
Wenn sie uns nicht mehr hält.
Wenn's Herz gewaschen reine
Mit Jesu theuerem Blut,
Gefunden hat das Eine,
Das ew'ge, wahre Gut.

15. Noch ist es nicht erschienen,
Was wir dann werden sein,
Wann wir dort wachsen, grünen,
In Gott gepflanzt ein,
Er alles ist in allem,
Und wir, in ihm vereint,
Mit denen wieder wallen
Um die wir hier geweint.

16. Leid, Tod ist dann bezwungen,
Verstummt der Klage Sang,
Auf Harfen und von Zungen
Tönt ew'ger Jubeldank!
Hier Bild nur, Schein und Hülle,
Der Glaub' ein schwankend Licht,
Dort Wesen, Wahrheit, Fülle,
Dort Schau'n von Angesicht.

17. So laß uns dankend loben,
In Hoffnung warten still,
Auf das, was Gott uns droben
Noch schön'res schenken will;
Es sind nur wen'ge Schritte
Da führt Er ein und aus,
Hier aus der Wanderhütte —
Dort ein ins Vaterhaus.

Es war eine sorglose glückliche Kindheit die Emil Kaehlbrandt unter der Leitung und Pflege dieser frommen und gottesfürchtigen Eltern verlebte; er war in den ersten Lebensjahren ein zartes, schwächlich aussehendes Kind, um das die Eltern manche Sorge hatten, aber bald kräftigte er sich und erstarkte, und in den gesunden Lebensbedingungen seines Elternhauses entwickelte er sich zu einem blühenden kräftigen Knaben, mit lebhaftem, aufgewecktem Geiste und übermütigem Frohsinn ausgestattet. Wenn des Vaters strenge Erziehung auch bisweilen denselben dämpfte, die weiche und sanfte Natur der Mutter milderte und half über allen Kummer hinweg. Vater Kaehlbrandt klagte sich noch in seinem späten Alter oft dessen an, seinen Kindern zu

strenge begegnet zu sein; den Kindern ist das nicht zum Bewußtsein gekommen. Die unbeschränkte Autorität des Vaters erschien ihnen stets als selbstverständlich und bis ins spätere Leben unzertrennlich von seiner patriarchalischen Gestalt.

Bis zum Beginn des ersten Unterrichtes, den der Vater selbst erteilte, waren es nun frohe Knabenjahre, die Emil Kaehlbrandt mit seinen jüngeren Geschwistern genoß. Die Umgebung des Pastorates, der nahe Wald, die hohen alten Alleen, Hof und Garten boten herrliche Spiel und Tummelplätze für die fröhliche Kinderschar und Vater Kaehlbrandt liebte das. Er selbst leitete manches Spiel und beschäftigte auch die Knaben in allerlei kleinen Arbeiten im Garten, wo jeder sein Beet und seinen Baum hatte. Auch die Gänge und Plätzchen im nahen Walde wurden mit Hilfe der Knaben in Ordnung gehalten. All die körperlichen Übungsspiele, die jetzt systematisch mit Ausrüstung eines ganzen Apparates kostspieliger Hilfsmittel programmäßig zur Kräftigung unserer Jugend geübt werden, dort im alten Pastorat Neu-Debalg wurden sie schon damals mit Eifer und großer Liebhaberei bis zur Erlangung großer Gewandtheit und Geschicklichkeit getrieben. Auf kleinen, von dem Hausknecht, dem langen Leenard, selbst angefertigten Schlitten wurde unermüßlich geschlittert. Auf dem kleinen Teich vor der Waschküche wurde Schlittschuh gelaufen oder auf den zugefrorenen Lurten, den großen überschwemmten Heuschlägen, stundenlang dieser Sport getrieben. Im Frühjahr, sobald an der Südseite des Hauses die Märzsonne den Schnee von einer Terrasse abgetaut hatte, betrieben die Kinder mit zugespitzten, etwas schweren kurzen Holzknütteln eifrig das „Pflöckspiel“, das erst eingestellt wurde, wenn die Frühjahrsfeuchtigkeit dem Boden entschwunden war, dann trat das Ballschlagspiel und Dreiball an seine Stelle, oder auch das Kurnickspiel, das auch noch später, von den erwachsenen Söhnen und anderen jungen Leuten unter den beiden gewal-

tigen Birkenbäumen des Hofes viel getrieben wurde. Auch entstanden späterhin unter Anleitung eines Lehrers allerlei Naturaliensammlungen, namentlich eine sehr sauber und sorgfältig geordnete Pflanzensammlung, ziemlich vollständig, die alle einheimischen Pflanzen in gut gepreßten Exemplaren enthielt mit sauber geschriebener eingehender Bestimmung und Namen, von Emil Kaehlbrandt gesammelt und geordnet. Im Winter und an den langen Abenden im Zimmer waren es Damen- und Brettspiele, Papparbeiten und andere Handfertigkeiten, zu denen die Kinder angeleitet wurden und wo die älteren Brüder manches Spielzeug unter des Vaters Leitung für die kleineren Geschwister anfertigten, Sachen, die dann noch einer jüngeren Generation überliefert werden konnten. Im Jahre 1844 sah Vater Kaehlbrandt sich genötigt, Hilfe zum Unterricht der Kinder zu suchen. Der erste Lehrer, den er ins Haus nahm, war ein tüchtiger, im Auslande geschulter Seminarist, W. Gaike, dem bald noch ein zweiter Lehrer für den Unterricht in der russischen Sprache zugesellt wurde. Um die dazu nötigen Mittel zu beschaffen, wurden fremde Knaben zur Mütterziehung mit den eigenen Söhnen ins Haus genommen, so entstand bald eine mehrklassige Knabenschule, zu der eine Konzession eingeholt werden mußte und an der drei Lehrer den Unterricht erteilten. Zur Zeit waren es 18—20 Schüler, alle wurden bis zur Sekunda des Gymnasiums vorbereitet und von den 33 Schülern dieser Anstalt, die 18 Jahre bestand, haben auch alle bis auf einen dieses Ziel erreicht. Pension und Schulgeld betrug jährlich 150 Rbl. als Maximum; doch zahlten auch viele weniger, und doch kam Vater Kaehlbrandt dabei nicht zu kurz, sondern hatte noch einen baren Gewinn und es war ihm hierdurch die Möglichkeit geboten, die eigenen Söhne länger unter seinen Augen zu behalten. Emil Kaehlbrandt gedachte im späteren Leben gern dieser Schulzeit im Elternhause, seines ersten Lehrers, des ersten Schulkameraden Reinhold

Räder,*) mit dem er hernach auch gleichzeitig die Universität bezog; auch zu vielen der anderen Mitschüler blieben freundschaftliche Beziehungen durchs ganze Leben; 15 von ihnen sind später Pastoren geworden. Unter den 21 Lehrern, die mit Vater Kaehlbrandt an dieser Schule tätig waren, haben wissenschaftlich sehr tüchtige Männer — wie Oberlehrer Freese, Oberlehrer Hanson und Oberlehrer Tundermann — nicht nur jahrelang in großem Segen gearbeitet, sie haben auch das alte Pfarrhaus mit dem eingefunkenen Strohdache und die darunter wohnten, in gutem Andenken behalten. Sehr schwierig war es, tüchtige russische Lehrer zu bekommen; nur einige wenige konnten längere Zeit behalten werden. Es gab aber auch traurige Subjekte, die schleunigst entfernt werden mußten und Vater Kaehlbrandts Erfahrungen hierbei mögen wohl den Grund zu Antipathien gelegt haben, die auch eine jüngere Generation nicht ganz überwinden konnte. Emil Kaehlbrandt und sein Mitschüler R. Räder machten im August 1850 das Examen in die Sekunda des Gymnasiums in Dorpat; erst 14jährig, hatte der begabte Knabe ohne Mühe dies Ziel erreicht, freilich sollte er ein Nachexamen im Russischen machen, doch wurde das so arrangiert, daß der russische Lehrer ihm ein paar Nachhilfestunden gab, die er sich gut bezahlen ließ. Der Vater selbst begleitete den Sohn nach Dorpat, da die Fahrt mit eigener Equipage durchs Land eine Reise von mehreren Tagen war. Er kam zu dem Sekretär des Gymnasiums, Voß, in Pension. Direktor war damals Schröder. Die Hauptlehrer waren Fränkel für Latein, Mohr für Griechisch, Nerling für Mathematik, Riemschneider für Deutsch. Von großem Einfluß auf den Schüler war namentlich der Religionslehrer Thramer.

*) Verstorben 1892 als Pastor der deutschen Gemeinde zu Soldingen.

II. Abschnitt.

Studienjahre und Hauslehrerzeit.

Der erste Abschied aus dem Elternhause wurde Emil Kaehlbrandt nicht leicht und gar oftmals hat ihn in dem Getriebe der fremden Stadt eine Sehnsucht nach dem stillen, von Wald umrauschten Landpastorat, nach Eltern und Geschwistern und der fröhlichen Schar der Kameraden erfaßt. Er hat diesen Gefühlen theils in kurzen Tagebuchaufzeichnungen, theils auch in poetischer Form Ausdruck verliehen. So schreibt er:

Den 19. August 1850. „Heute bekam ich den ersten Brief aus dem lieben Elternhause! O, was war das für eine Freude! Aber wie sehnsüchtig stimmte dieser Brief mein Herz! Ich dachte voll inniger Liebe und voll Wehmut an die geliebten Eltern und Geschwister, und in Gedanken befand ich mich in ihrem traulichen Kreise. O, lieber Gott, beschütze du doch alle die Lieben in der ferne vor Unglück und Gefahr, und schenke uns am frohen Weihnachtsfeste auch ein frohes Wiedersehen!“

Den 6. September 1850. „O, lieber Gott! Meine liebe, liebe Mama rief mir als Abschiedsgruß zu: „Wache und bete!“ O laß mich diesem Liebesrufe, diesem Rufe aus der treuen Mutterbrust folgen, laß er unauslöschlich in meinem Herzen eingegraben sein, laß er mich vor allen Versuchungen bewahren, daß ich an Leib und Seele rein und unbefleckt bleibe. Amen.“

Zum Geburtstage des lieben Vaters,
den 24. August 1852.

Pflücket noch die letzten Blüten,
Windet sie zum schönen Kranz,
Bald, wenn Herbstes Stürme wüthen,
Schwindet ja ihr flücht'ger Glanz!
Schmückt das Haus mit grünen Zweigen,
Singt ein frohes Jubellied,
Laßt heut' jeden Kummer schweigen,
Freut' euch, eh' der Tag entflieht!

Dieser Tag der hohen Freude,
Uns'res Vaters Wiegenfest,
Dankt dem treuen Gott auch heute,
Der ihn uns erleben läßt.

Danket ihm, daß er so lange
Uns'ern Vater hat geführt
Auf dem ernstestn Lebensgange,
Dankt ihm, dem der Dank gebührt.

Und ich will mit eurem Loben
Auch vereinen mein Gebet!
Heiland, in dem Himmel droben,
König, Priester und Prophet:
Hör' uns, wenn wir Kinder bitten
Für des Vaters Wohlergeh'n,
Tritt du selbst in uns're Mitten,
Amen sprich, zu uns'rem Flehn!

Ins Jahr 1852 fällt Emil Kaehlbrandts Konfirmation. Darüber sagt Pastor Theodor Döbner in einem Nekrolog:
„Mit Emil Kaehlbrandt zusammen erhielten auch Reinhold Käder und Schreiber dieses beim Vater Kaehlbrandt den Konfirmandenunterricht. Alle drei hatten wir uns für das Studium der Theologie entschieden. Das mag den Vater Kaehlbrandt bewogen haben, uns den Unterricht be-

sonders eingehend zu erteilen. Es war aber damals auch allgemein eine lange Dauer der deutschen Konfirmandenlehre und schriftliche Beschäftigung der Konfirmanden Brauch. Wir wurden vier Wochen lang, täglich vier Stunden unterrichtet, mußten den ganzen Unterricht schriftlich ausarbeiten, und mit dem Vorlesen und Durchnehmen des Ausgearbeiteten vergingen täglich auch noch 1—2 Stunden. Zugrunde gelegt wurde dem Unterricht Kurtz's Religionslehre. Es war eine schwere aber überaus weisevolle Zeit. Vater Kaehlsbrandt mit dem heiligen Ernst in seinem Vortrage, wirkte mächtig auf uns ein und trieb uns ins Gebet, nicht bloß zu den gewöhnlichen Zeiten gemeinsamer Andacht, sondern auch jeden für sich in der Stille."

Noch vor vollendetem 17. Lebensjahre hatte der begabte Jüngling, dem das Lernen leicht fiel, das Gymnasium absolviert, so daß er zu jung war, um die Universität zu beziehen und ein Semester warten mußte. Diese Zeit verbrachte er im Elternhause. Über sein Studentenleben heißt es bei Döbner:

„Ende Juli 1853 wurde E. K. als Student der Theologie immatrikuliert und versprach, wie es damals üblich war, dem Rektor mit Handschlag in keine verbotene Verbindung einzutreten. Die Korporationen waren damals verboten. Kaum immatrikuliert meldete sich jeder zum Eintritt in die Korporation, die er sich erwählt hatte. Die Chargierten versammelten die bei ihnen gemeldeten Neumatrikulierten und verlasen ihnen feierlich den allgemeinen Komment. Der erste Paragraph darin lautete: „Das dem Rektor gegebene Ehrenwort gilt nicht.“ Damit war das Gewissen rein gewaschen — das war damalige Burschenmoral. Die Stellung der Studenten zum offiziellen Universitätsgesetz war damals überhaupt die, daß man das Gesetz nur gelten ließ, soweit es einem gefiel, oder man in keiner Weise seinen Bestimmungen ausweichen konnte. Man war sich ihm

gegenüber immer einer gewissen Selbstherrlichkeit bewußt, sang deutsch-patriotische Lieder, aber trieb doch keine Politik, sondern war der loyalste kaisertreue Untertan. Übrigens war das Universitätsgesetz selbst, mit seiner kleinlichen Beschränkung jeder freien Bewegung schuld an diesen Widersprüchen in der Studentenloyalität. Es war die Zeit, wo man die Uniform sorgfältig bis zum Halse hinauf festgekнопft tragen mußte, Haar und Bart nicht wachsen lassen und auf der Straße nicht rauchen durfte; mehr als drei durften nicht auf der Straße zusammenstehen und im Quartier nicht mehr als zwölf sich versammeln; länger als bis elf Uhr durfte keine Gesellschaft, weder in der Kneipe noch im Quartier zusammenbleiben. Natürlich gehörte es zum Humor des Studentenlebens, die Hüter dieser Ordnung beständig zu täuschen, was dann häufig Karzer und Ausschluß aus der Zahl der Studenten zur Folge hatte. Mit demselben Humor, mit dem der Polizeikrieg geführt wurde, wurden auch solche kleine Niederlagen ertragen. Auch Kaehlbrandt hat einmal ein Semester Dorpat meiden müssen.“

Die Veranlassung dazu war folgende: Einst spielte er mit anderen Studenten auf dem Dom Barlaufen, wobei die Spieler die einengenden Uniformen abgelegt hatten. Als bald erschien ein Pedell und forderte die Herren auf, sofort die Uniform anzuziehen. Die Aufforderung wurde nicht beachtet, das Spiel nahm seinen Fortgang, und der „Diener des Gesetzes“ wurde, da er störend dazwischen trat, einfach über den Haufen gerannt. Kaehlbrandt mag wohl besonders beteiligt dabei gewesen sein, wenigstens erhielt er bald darauf die Mitteilung, daß er aus der Zahl der Studenten gestrichen sei und Dorpat zu verlassen habe, weil er „in Hemdsärmeln dem Diener des Gesetzes gegenüber eine haranguirende Stellung eingenommen habe.“ Noch ein zweites Mal wurde er eines ähnlichen Vergehens wegen für kurze Zeit gestrichen. Damals sang er: Den 7. Januar 1855.

Abschied aus Dorpat.

Leb' wohl du schöner Musenort,
Du freies Burschentreiben!
Leb' wohl, zum Abschied nur dies Wort,
Ich darf nicht länger bleiben:
Doch bleib' ich, wenn auch fern verbannt,
Dir immer treu mit Herz und Hand!
Leb' wohl!

Leb' wohl, Livonia, stolzes Haus,
Von Rot, Grün, Weiß umschlungen.
Leb' wohl, steh' fest in Sturm und Graus,
Noch bist du nie bezwungen!
Bewahr' den Geist dir deutsch und frei
Trotz allem Druck der Tyrannei!
Leb' wohl!

Ihr Freunde alle lebet wohl!
Ich war euch treu ergeben,
Und wenn ich jetzt auch scheiden soll,
Wir seh'n uns noch im Leben.
Drum laßt die Liebe nicht vergeh'n
Bis wir uns einmal wiederseh'n!
Lebt wohl!

Doebner schreibt weiter:

„Mit vollster Jugendlust gab Kaehlbrandt sich dem Studentenleben in der Livonia hin. Verstand und furchtloser Mut, Frohsinn und Burschenidealismus zeichneten ihn aus. Er war ein anregender Gesellschafter, schlagfertig im Wortkampf und bei allen studentischen Unternehmungen frisch dabei. Obwohl er auf dem Fechtboden eine gute Klinge führte, ist er, meines Wissens, nur einmal auf der Mensur gewesen. Der Verkehr der Studenten untereinander bewegte sich damals in durchaus gemäßigten Formen, und

es war nicht Brauch herausfordernd aufzutreten und Mensuren zu suchen. Seine Studienfreunde waren: Arthur Öttinger, Julius Eckardt, Ernst Bergmann, Harry Paul, Karl Walter, Maurach, Baerend. Bei seinen Studiengenossen und namentlich innerhalb seiner Korporation, fanden sein männlicher Sinn und sein ideales Streben allgemeine Anerkennung, und er wurde im Laufe seiner Studienzeit von seinen Landsleuten in die leitenden Chargen gewählt (Oldermann, Untersuchungsrichter, Senior, Ehrenrichter). Als Chargierter hat er dann an manchen einschneidenden Reformen im Burschenstaate der damaligen Zeit mitgearbeitet. Es fielen manche Überreste alten urwüchsigem Burschentums, so die Bestimmungsmensuren, die, im Falle zwei Konvente einander beleidigt hatten, die Sache ausgleichen mußten (Auspaukereien). Von größter Bedeutung aber war die Erwirkung der staatlichen Anerkennung der Korporationen beim Kurator Bradke, wodurch die Heimlichtuerei, wie sie hier schon geschildert worden ist, aufhörte.

Bei alledem wurde aber auch für das Studium gearbeitet. Außer den vorgeschriebenen Kollegien hörte Kaehlbrandt auch noch das interessante Privatissimum über Geschichte der Philosophie beim blinden Oberlehrer Carlblom und nahm an den von Alexander v. Öttingen veranstalteten theologischen Abenden teil, wo Luthers Werke, später auch Schleiermachers Dogmatik gelesen und besprochen wurden, und die Teilnehmer abwechselnd Referate über einen größeren Abschnitt mitzubringen hatten. Doch trotzdem kam er nicht zu einem eigentlich wissenschaftlichen Studium, sondern, wie bei den meisten Studenten, blieb es auch bei ihm mehr nur bei einer Facharbeit fürs Examen. Der Ehrgeiz, den Kandidatengrad zu erwerben, war bei den damaligen Theologen nur ausnahmsweise vorhanden, genügte doch auch der Grad eines graduirten Studenten, um nachher Predigtamtskandidat werden zu können.“

Auch Kaehlsbrandt machte das Schlußexamen nicht kandidatenmäßig, sondern verließ als graduirter Student die Universität. Bei seinen reichen Gaben wäre es ihm nicht schwer geworden, den Kandidatengrad zu erlangen, und bis in sein späteres Alter hinein hat er es tief bedauert, in Dorpat so wenig gearbeitet zu haben. Am Schluß des zweiten Semesters 1858 verließ er die Universität und kehrte nach Hause zurück, wo er sich zum Konsistorialexamen vorbereitete, das er unter dem damaligen Generalsuperintendenten Bischof Walter bestand. Darauf hielt er das praktische Kandidatenjahr bei seinem Vater in Neu-Debalg.

Nach alter Tradition galt es als ein Stück nützlicher Vorbereitung für das Predigtamt, daß ein Kandidat einige Jahre Hauslehrer war. Auch Emil Kaehlsbrandt folgte dieser Sitte und trat im August 1860 als Hauslehrer in das Haus des Baron Wolff in Rodenpois ein. Die Baronin war eine geborene Meyendorff aus dem Kamkauschen Hause, das, im Neu-Debalgschen Kirchspiele belegen, mit dem Pastorat Neu-Debalg stets in lebenswürdigster Weise freundschaftlich-nachbarliche Beziehungen gepflegt hat. So trat Kaehlsbrandt nicht als ganz Fremder in den Wolffschen Familienkreis, wo er fürs erste den ältesten Sohn und später auch zwei Töchter zu unterrichten hatte. Man kam ihm mit Vertrauen und großer Freundlichkeit entgegen, und auch er fühlte sich in diesem Hause, wo er ganz zur Familie gezählt wurde, bald sehr wohl, so daß das Verhältnis in den zwei Jahren, die er dort verbrachte, gegenseitig ein durchaus befriedigendes und freundschaftliches war und als solches noch viele Jahre fortbestanden hat. Von großem Werte war für ihn in jener Zeit das Pastorat Rodenpois, und der Verkehr im Walterschen Hause, mit der charaktervollen und lebenswürdigen Persönlichkeit des alten Pastors an der Spitze, hat ihm viel Anregung und Förderung gebracht. Bald nach seinem Eintritt ins Wolffsche Haus sang er:

Im Herbst ein Lied vom Frühling.

flieg' auf mein Lied mit freier Schwinge,
Aus grauem Nebelmeer empor,
Der Herbst ist da, du aber singe
Von jungem Lenz und Blütenflor!
Und grüße mir bei seinem Werke
Den Säemann und seine Saat,
Und, o mein Lied mich selber stärke,
Daß meine Saat Gedeihen hat,
Daß ich selbst in des Herbstes Tagen
Mög' Frühlingsmut im Herzen tragen!

Es schmückt der Lenz in grüne Schleier
Die junge Erde weit und breit,
Die Lerche hat der Frühlingsfeier
Hoch in der Luft ihr Lied geweiht.
Die Sonne küßt mit heiß'rem Strahle
Den frühlingsfeuchten Erdengrund,
Hoch auf den Bergen, tief im Tale
Tun tausend Stimmen laut es kund:
Wacht auf, wacht auf! mit leisen Schwingen
Will schon ins Land der Frühling dringen.

Und doch, ob tausend Stimmen sprächen:
Der Lenz ist da! ich glaubt es nicht,
Ob schwellend alle Knospen brächen,
Entgegen jauchzend froh dem Licht,
Ich spräche: nein! und könnt's nicht fassen,
Bis ich den Säemann erschaut,
Der fröhlich hoffend, still gelassen
Der Erde seine Saat vertraut,
Denn, wo er fehlt fragst du vergebens:
„Wo ist der Segen solchen Lebens?“ —

Nich dünkt's die heil'ge Frühlingsweihe,
Wenn seine Hand die gold'ne Saat

Auf Hoffnung, gläubig und in Treue
Dem jungen Land vertrauet hat.
Mich dünkt's, die junge Erde kleide
Sich seinethalben nur in Grün,
Es gäbe keine Frühlingsfreude
So hoffnungsatmend ohne ihn,
Und würd' er nicht auf Hoffnung säen,
Der Lenz müßt' unbemerkt vergehen.

Im Lenz das tausendfache Weben,
Wie's mächtig durch die Schöpfung zieht,
Ein Bild nur ist's vom höh'eren Leben,
Das schöpferisch im Menschen glüht,
Ein Bild, des duftig helle Strahlen
Des Malers Pinsel nie erreicht,
Und das, willst du's gemächlich malen,
Dir, eh' du es gedacht, entweicht,
Und dort nur bleibend sich entfaltet,
Wo Menschenfleiß und Arbeit waltet.

Doch wo in träger Ruh erstorben
Der Mensch die Hände legt in Schoß,
Da, da ist auch der Lenz verdorben,
Da bricht ein kalter Winter los.
Da stockt, wie in entlaubten Bäumen
Der rührig frische Lebenssaft,
Da schlummert ein in frost'gen Träumen,
Die schöpferische Frühlingskraft,
Da scheint, trotz aller Frühlingswonne,
Doch nur die kalte Wintersonne.

Drum willst du Lenzesfreuden finden,
Die unverweklich grün besteh'n,
So suche nicht in Talesgründen,
Und suche nicht auf Bergeshöh'n.
So greife an dein Werk mit Freuden,
Streu deine Saat auf Hoffnung aus,

So bleibt dir, mag der Sommer scheiden,
Dennoch ein frischer Blütenstrauß,
Dir wird aus Arbeit dann und Mühen
Ein hoffnungsgrüner Frühling blühen.

Kaehlbrandts dichterisches Talent kam in diesen Jahren zu immer reicherer Entfaltung und fand seinen Ausdruck nicht nur in lyrischen Dichtungen, sondern auch in dramatischen Versen, mit denen er allerlei kleine Auführungen schmückte, die zum Geburtstage des Barons oder der Baronin, oder zu sonst einem Festtage veranstaltet wurden. Sein Schüler, mit dem er auch in den Freistunden, in fröhlicher Jugendfrische alles theilte, hing bald in großer Liebe an ihm, so daß er ihn auch ein paarmal in den Ferien nach Neu-Debalg begleiten durfte. Auch allerlei Studien beschäftigten Kaehlbrandt in seiner freien Zeit. So benutzte er die Gelegenheit, um bei der im Hause anwesenden Französin französische Stunden zu nehmen und suchte mit Eifer sich in dieser Sprache zu vervollkommen.

Für den Winter siedelten Wolffs nach Riga über, wo sie ein schönes Haus an der Esplanade bewohnten. Equipage wurde gehalten, auch Reitpferde und ein Bereiter. Da bot sich Kaehlbrandt nun die beste Gelegenheit, mit seinem Schüler zusammen Reitstunden zu nehmen, was ihm viel Vergnügen machte. Das Reiten hat ihm auch späterhin, als er eigene Pferde besaß, stets viel Genuß bereitet, und ein scharfer Ritt ihm oftmals Leib und Seele erfrischt. Noch als alter Mann und Oberpastor in Riga, ist er dazwischen wochenlang, freilich auf Wunsch des Arztes, am Morgen früh täglich eine Stunde in der Manege geritten, was ihm auch damals noch eine Freude war.

In dem gastfreien Wolffschen Hause wurde viel Geselligkeit gepflegt, um so mehr, da die Familie in zahlreichen verwandtschaftlichen Beziehungen zu einem großen Theil des

livländischen Adels stand. Da war es Emil Kaehlbrandt von großem Interesse und auch von Nutzen in jener politischen so bewegten Zeit die Bekanntschaft manches hervorragenden Gliedes der Adelskorporation zu machen, vielfach Einblick in die Landesverhältnisse zu gewinnen, und sich ein Urtheil über die damals bestehenden Meinungsverschiedenheiten der beiden, im Lande bestehenden Parteien der Konservativen und Liberalen zu bilden. Auch pflegte er anregenden Umgang mit einigen journalistischen Führern des jungen aufkeimenden Liberalismus, seinen Landsleuten aus Dorpat, Baerend, Julius Eckardt und anderen. Mit letzterem verband ihn eine innige Freundschaft bis zu seinem Tode. In jener Reformära Livlands 1861 erschienen in der „Rigaschen Zeitung“, deren Redakteur Eckardt war, die beiden aus Kaehlbrands patriotischer Begeisterung hervorgegangenen Gedichte:

Unsere Zeit und unser Streit.

„Brausend rollen jetzt die Zeiten,
Rasch und rascher geht ihr Zug,
Mächtig Wogen, Ringen, Streiten,
Kühnerer Gedankenflug!

Ha! jetzt muß sich aus dem Gären
Neu die alte Welt gebären!“

„Soll im Sturm verwehn,
Soll in Trümmer gehn,
Was Jahrhunderte erbaut!
Jetzt gilt es zu halten
Doppelt fest am Alten,
Was die Vorzeit uns vertraut!“

„Nein, ein Neues muß jetzt kommen,
Jung und stark und lebensföh'n,
Und der Strahl der schon erglommen,
Hell und heller muß er glüh'n.

freilich wird sein Licht nicht taugen
Altersschwachen blöden Augen.“

„Erbteil alter Zeiten,
Nur für dich zu streiten
Ist des heißen Kampfes wert;
Diese neuen Tage
Bringen Not und Plage
Über Land und Hof und Herd.“
„Streift mit unbefang'nem Blicke
Alte Vorurteile ab,
Rasches Handeln führt zum Glücke,
Stillstand ist des Lebens Grab.
Vorwärts ist der Ruf der Zeiten,
Vorwärts laßt auch uns drum schreiten!“
„Durch solch Übereilen
Alte Schäden heilen
Hiesse blinder Unverstand.
Zuseh'n, stücken, flicken,
Nur nicht vorwärts rücken,
Das ist Glückes Unterspand.“

So droh'n aus jedem Munde
Des Streit's Worte haß,
Und mit dem Streit im Bunde
Sind Selbstsucht, Neid und Haß.
Sie sollten fest sich einen,
Und Mann steht gegen Mann.
Wann wird der Tag erscheinen,
Der solches enden kann?
Schon glaubte ich zu sehen
In dem entzweiten Land
Des Friedens Palme wehen,
Geknüpft der Eintracht Band.

• Doch ist auf's Neu erglommen
Und heftiger der Streit;
Wann wird er endlich kommen
Der Tag, der jetzt so weit?
Eins aber laßt uns halten,
Bekennen ohne Scheu:
Was faul ist, muß veralten,
Vergeh'n, wie lose Spreu.
Was wahr ist, wird geläutert
Wie Gold im Feuerbrand,
Ob auch die Welt zerscheitert,
Die Wahrheit hält doch Stand!

Auch theologisch tätig war Kaehlbrandt in dieser Zeit. Mehrmals während seines Aufenthalts in Riga hat er gepredigt, und zwar in der Jakobikirche, deren Kanzel Oberpastor Berkholz dem jungen Kandidaten gerne abtrat. Die Ferien verlebte er immer bei den Seinigen, teils in Neu-Debalg-Pastorat, teils am livländischen Strande, in der Pernigelschen Gegend, wohin die Familie, der schwachen Gesundheit der Mutter wegen, eine Reihe von Jahren hindurch, auf einige Sommerwochen zog. Man quartierte sich dort in einem Bauergefinde ein und führte, unter sehr bescheidenen Ansprüchen, mit Verwandten und Bekannten, die ebenfalls diesen Sommeraufenthalt aufgesucht hatten, ein sehr fröhliches geselliges Leben.

Im Juni 1862 begleitete Kaehlbrandt seinen Schüler nach Fellin, wo dieser das Eintrittsexamen in die Schmidtsche Anstalt machte, in die er im nächsten Semester eintreten sollte. Damit hatte die Hauslehrerzeit ihr Ende erreicht und Kaehlbrandt verließ das Wolffsche Haus. Aber die innigen Beziehungen, die sich in den zwei Jahren zwischen ihm und der Familie gebildet hatten, dauerten fort und sind noch jahrelang von beiden Seiten mit Liebe und Interesse gepflegt worden.

III. Abschnitt.

Reisebilder.

Die Stadt ist eng, die Stadt ist schwül,
Mir will sie nicht behagen,
Und in den Straßen, welch' Gewühl,
Welch' Laufen, Rennen, Jagen!
Frisch den Wanderstab zur Hand,
Zieh hinaus ins grüne Land!

Das Land ist grün, die Welt ist weit,
Die Luft ist rein und helle,
's ist eben rechte Wanderzeit,
Der Lenz ist ja zur Stelle.

Frisch den Ranzen aufgeschmalt,
Und hinaus in Feld und Wald!

Ehe Emil Kaehlbrandt, wie es geplant war, als Adjunkt seines Vaters, das Predigtamt übernahm, sollte ihm noch ein reicher Genuß zuteil werden. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt.“ Auch Kaehlbrandt durfte ein Stück der schönen weiten Gotteswelt kennen lernen, indem er eine Reise durch Deutschland, Osterreich, die Schweiz und Oberitalien machte, die über ein halbes Jahr dauerte. Solch eine Reise galt damals als nützliche Vorbereitung für den Eintritt in eine Berufstätigkeit. Sie wurde nicht nur als Vergnügen angesehen, sondern tatsächlich als Studienreise ausgenutzt. Auch Kaehlbrandt suchte das soviel wie möglich zu tun. Mit jugendlichem

Idealismus, einem offenen Blick für alles Hohe und Schöne und einer flammenden Begeisterungsfähigkeit begabt, ist ihm diese Reise von bleibendem Nutzen für sein ganzes späteres Leben geworden. Er suchte nicht bloß die Kunstbauten und Kunstsammlungen, die historisch und politisch wichtigen Punkte, die Naturschönheiten und Naturwerke auf, sondern bemühte sich auch, dem wissenschaftlichen Leben näher zu treten, und die Vorlesungen berühmter Fachmänner auf den Universitäten zu hören. Meist wanderte er zu Fuß, knüpfte gerne Gespräche und Bekanntschaften an, ohne Rücksicht darauf, welchem Stande oder welcher Berufsart die Betreffenden angehörten, und dadurch war es ihm viel eher möglich, Land und Leute und die einschlägigen Verhältnisse kennen zu lernen, als es jetzt bei einer Reise im Eisenbahnwagen der Fall ist. Große Ansprüche an Bequemlichkeit und Verpflegung hatte er nicht mit auf die Reise genommen, sondern setzte sich mit fröhlichem Humor, der auch bei schlechtem Wetter stand hielt, über allerlei kleine Reiseabenteuer und Widerwärtigkeiten hinweg. Dadurch bewahrte er sich Frohsinn und Freude an allem Schönen und diese Reise ist ihm ein großer unvergeßlicher Genuß geworden. Seine sehr ausführlichen, tagebuchartigen Reisebriefe an die Seinigen daheim, geben ein deutliches Bild seiner Eindrücke und Erlebnisse, und werden, in einer besonderen Mappe gesammelt, sorgsam aufbewahrt. — Zunächst ging es zu Schiff nach Stettin. Wie jubelte dem jungen Kandidaten das Herz, als er nun zum erstenmal deutschen Boden betrat. Er und seine Reisegenossen begrüßten ihn mit dem Gesänge des alten Liedes: „Deutsche Worte hör ich wieder, sei gegrüßt mit Herz und Hand!“ — Nach kurzem Aufenthalt in Berlin wurde die Reise nach Leipzig fortgesetzt, wo er spät abends eintraf. Über sein erstes Erlebnis dort erzählt er: „Am elf Uhr waren wir in Leipzig, wo aber der Bahnhof noch eine halbe Meile von der Stadt entfernt ist, so

daß ich erst um zwölf Uhr im „goldenen Hahn“ ankam, sehr schlechtes Essen und ein ganz freundliches Zimmer bekam, das nur die Eigentümlichkeit hatte, daß die Möbel auf eine ungewöhnlich zarte Behandlung Anspruch machten. In dem Bett mochte wohl lange niemand geschlafen haben, denn das arme Gestell war so erschreckt, als ich mich hineinlegte, daß es nach zwei Stunden vor Erstaunen vollständig auseinanderging, und mich auf der Diele liegen ließ. Am andern Morgen herrschte allgemeine Trauer über diesen Unfall im ganzen Hause, und ich bekam ein anderes besser möbliertes Zimmer.“

Über den Verlauf des Missionsfestes berichtet er den Seinen ausführlich:

Leipzig, den 1./13. Juni 1862.

„Der Mittwoch und Donnerstag wurden vollständig vom Missionsfest in Anspruch genommen, daß durch seinen frischen und lebendigen Charakter sehr anregend wirkte. Um 9 Uhr fing der Gottesdienst an, mit gutem Gesang und vortrefflicher Liturgie, gehalten von dem II. Prediger an der Nikolaikirche in Leipzig. Darauf predigte Langbein aus Dresden über die letzten Verse von Jeh. 45. Eine gute, kräftige Predigt mit sehr lebhafter Gestikulation und Deklamation über das Thema: „Worauf lenkt das Missionsfest unsere Blicke?“ 1. Auf uns selbst zu ernster Prüfung; solange bei uns selbst noch Götzendienst getrieben wird mit dem eigenen Ich und mit dem Mammon, wie wollen wir dann Mission treiben gegen die Götzen der Heiden? 2. Auf die Heiden zu ernster Mahnung; des Herrn Befehl und der Heiden Not muß uns keine Ruhe lassen, zu beten und zu geben für die armen Heiden, und zwar zu geben nicht mit dem Gedanken: wie wenig kann ich ohne Schande geben, sondern wieviel kann und muß ich geben. 3. Auf Israel zu erhebendem Trost; denn die Heidenmission bringt uns näher der Erfüllung jener Verheißung, daß nach der

fülle der Heiden auch Israel eingehen wird. Darauf folgte ein kurzer Missionsbericht von Harceland und dann die Einsegnung drei junger Missionare: Handmann, Nerling und Schanz durch Harlesß vom Altar aus. Leider sprach er so undeutlich, daß ich nur wenig verstehen konnte, wodurch mir ganz der Zusammenhang seiner Rede verloren ging. Zum Schluß hielt Schanz von der Kanzel herab noch eine recht herzliche, aber auch zu deklamatorische Abschiedsrede etwa des Inhalts: Wir stehen auf dem wichtigsten Wendepunkt unseres Lebens, da ist's natürlich, zurückzuschauen, und da können wir nicht anders, als vor der ganzen Gemeinde bekennen: An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd', was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert (näher ausgeführt). Wir blicken aber auch vorwärts, da ist viel Streit, aber der Herr sendet uns, er muß auch für uns streiten, die Gemeinde sendet uns, sie muß auch für uns beten, unser Herz treibt uns, und in dem Herrn haben wir Stärke, denn nun gehen wir getrost und sagen euch ein fröhlich Gottbefohlen! — Nach dem Gottesdienst, der übrigens nicht sehr besucht war, wurde eine allgemeine Mittagsmahlzeit gehalten, in einem Gartensaal, von der ich leider nur das Ende mitmachte, da Lütkens mir eine falsche Stunde genannt hatte. Es waren über 100 Personen bei Tisch, alle sehr munter und fröhlich. Ich fand auch zwei livländische Kandidaten darunter, E. und R., ferner Öttingen, Harnack, Pfeil, Keil, Lütkens usw. Den letzten Toast brachte Besser aus, ein kleines sehr zierliches Männchen im Frack und weißer Kravatte, sehr lebendig und jovial. Graul fehlte und daran knüpfte Besser seinen Toast und sagte: „Wir haben ihn, als hätten wir ihn nicht, und das ist sehr traurig; viel fröhlicher ist es zu sagen, wir haben ihn nicht und haben ihn doch; aber wozu die Worte also drehen, wozu so viel Theorie? Die Theorie ist Graul(s) und die fehlt uns ja eben. Wenden wir uns daher zur

Praxis und bringen ein Hoch unserem Missionsdirektor Hardeland.“ Das Mittagessen dauerte bis gegen 4 Uhr, darauf wurde ein sehr zerstreuter Spaziergang gemacht. Ich ging mit den beiden Nerlings, Öttingen und Pfeil zum alten Keil, an den ich ein Päckchen abzugeben hatte aus Riga. Er war nicht zu Hause, sondern auf einer Missions-sitzung. Dagegen versammelte sich bei ihm eine große Kaffeegesellschaft, die um 7 Uhr sich wieder in denselben Gartensaal begab. Zu Mittag hatte ich neben Öttingen und Pfeil gefessen. Jetzt suchte ich mir einen anderen Platz, neben dem, auch zum Missionshause gehörigen Pastor Sprenger, der mir ansing, aus seiner Vaterstadt Meiningen zu erzählen, ohne jedoch zu Ende zu kommen, denn unsere ganze Aufmerksamkeit wurde bald anderweitig in Anspruch genommen. Es hatte sich eine Gesellschaft von über 300 Personen eingefunden, die bei Bier und Butterbrotten sich sehr behaglich fühlte, da stimmten Ahlfeld und Luthardt das Lied an: „Ich habe nun den Grund gefunden“, und darauf hielt Ahlfeld eine vortreffliche Rede, sehr einfach und populär, voll klassischem Humor und doch voll heiligen Ernstes, worin er zeigte, wie der Egoismus der Hauptfeind jeder gemeinsamen Tätigkeit, und insbesondere auch der Missionstätigkeit ist, und zwar wies er das nach an einem Trichter und an einer Zwiebel. Ich kann es Euch hier nicht so ausführlich wiedergeben, habe es mir aber zum größten Teil aufgeschrieben. Er leitete überhaupt den ganzen Abend und forderte darauf auf, es möge ein jeder zu gemeinsamer Belehrung und Erbauung etwas aus seiner Heimat mitteilen über die Zustände des Reiches Gottes. Infolgedessen entwarf ein Pastor Sommer aus Amerika ein grausiges Bild der dortigen lutherisch-kirchlichen Verhältnisse und forderte zu tätiger Abhilfe der dortigen Not auf, nicht sowohl durch Gaben als durch Lehrkräfte, die dahin gesandt werden sollten. Daran knüpfte Pastor Bruhn aus Nassau einen Bericht, daß er bereits

vor 15 Jahren, als die Auswanderung in seiner Gemeinde sehr stark gewesen, mit dem Gedanken umgegangen sei, eine Art Schullehrerseminar zu gründen, das seine Zöglinge an die verwahrlosten lutherischen Gemeinden Amerikas senden solle, und daß jetzt zehn junge Männer soweit seien, dorthin gehen zu können, wenn die Reisemittel nur vorhanden wären. Ahlfeld meinte: „Na, einen von den Jungens müssen wir doch gleich übers Meer schaffen; Luthardt, geh du mit dem Hut auf jener Seite herum, ich bettele auf dieser Seite.“ Und siehe da, der Eine war wirklich hinüber geschafft, denn 70 Thaler kamen zusammen. Darauf erzählte Pastor Ruperti aus Bremerhafen von den unerhörten Bedrückungen seiner kleinen 450 Seelen zählenden lutherischen Gemeinde von Seiten der Union und von dem glaubensfreudigen Mute, der sich in der Verfolgung erhalten habe. Ihm selbst flossen die Tränen über die Wangen, und es war kaum einer, dessen Auge nicht naß geworden wäre. Es war ein Bericht, vortrefflich geeignet zu einem lettischen Bibelbericht, mit all den charakteristischen Zügen, die er als Belege anführte. Den armen Leuten sind dort alle Kirchen verschlossen, so daß sie sich entschlossen haben, selbst eine Kirche zu bauen, die aber mit dem Bauplatz gegen 5000 Thaler kosten wird. Sie haben doch angefangen, selbst haben sie schon 2000 Thlr. aufgebracht, es fehlt aber noch über die Hälfte, und nun sagte er: „Es wird mir unendlich schwer, wieder und wieder zu bitten, aber meine arme Gemeinde steht hinter mir und tut mit ihrer Not mir den Mund auf und mein Christus steht vor mir mit seiner Verheißung: Bittet, so wird euch gegeben, und so will ich mich nicht schämen meiner Bitte. Wems Herz warm geworden ist für seine armen Glaubensbrüder, der gebe sein Scherflein für sie. Pastor Ahlfeld und Luthardt werden stets bereit sein, Gaben anzunehmen!“ — Aber siehe da, wie aus einem Munde verlangte die ganze Versammlung eine augenblickliche Kollekte, und es kamen

zusammen 68 Taler, ein goldener Ring und eine Brustnadel. Es war ein ganz köstlicher Abend, dessen Fortsetzung ich Euch im nächsten Brief berichten will. Es ist schon 12 Uhr und morgen muß ich um 4 Uhr heraus

Weimar, den 3./15. Juni 1862.

Heute gebe ich die Fortsetzung meines Reiseberichtes aus Leipzig Nach Ruperti aus Bremerhafen erzählte Uhlfeld noch zwei sehr nette Geschichten in seiner populären, anziehenden Weise: 1. Wie man kollektieren muß und 2. daß es mit dem Geben allein nicht abgetan ist, sondern, daß zum Geben auch das Gebet kommen muß. Darauf hielt Besser eine kurze Ansprache an Kremmer und Baierlein, die beide auch bald wieder Europa verlassen, und es wurde ihnen ein von Besser gedichtetes Abschiedslied, nach der Melodie: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, zugefungen. Darauf schloß Uhlfeld den Abend mit einem ergreifenden Gebet: Herr gib uns Buße, gib uns Glauben und erhalte uns bei der frommen Hausitte der Väter, an der die Welt sich den Kopf einrennen mag, von der wir aber lernen sollen, alles was wir vornehmen anzufangen und zu schließen mit Gebet. Nach Absingung des Verses: „Bei diesem Grunde will ich bleiben usw.“ ging alles auseinander, und es sind gewiß nur wenige gewesen, die nicht einen Segen von diesem Abende mit nach Hause genommen haben. Am andern Morgen war eine öffentliche Konferenz in der Universitätsaula, die sehr besucht war und trotz ihrer langen Dauer doch nicht ermüdete (von 8—1 Uhr ununterbrochen). Münchmeyer stellte Thesen auf und suchte sie zu begründen über das interessante Thema: wie hat sich die Geistlichkeit zu verhalten gegenüber der liberalen Presse. Er stellte zuerst die Tatsache fest, daß die liberale Presse eine Antichristliche sei, und darum von verderblichem Einfluß, so daß die Geistlichkeit sie nicht unberücksichtigt lassen dürfe.

Dann zeigte er, wie es wohl schwerlich denkbar sei, daß sie ganz verdrängt werden könne, und meinte dann, ihr Einfluß müsse gebrochen werden, indem die Geistlichkeit sich die Pflege einer gesunden Tagesliteratur angelegen sein lasse, die auch inhaltlich jene verderbliche Literatur ersetzen müsse, dann aber dadurch, daß die Geistlichkeit durch ihren Einfluß auf die Redaktionen, und namentlich durch lebendige Mitbeteiligung an denselben, die schlechte Presse verbessere. Hierüber entspann sich darauf eine sehr lebhafte, von Euthardt geleitete Diskussion, an der außer mehreren anderen namentlich Harleß, Harnack, Besser, Öttingen und Uhlfeld sich beteiligten. Besser wollte dem Übel hauptsächlich durch eine strenge Zensur gesteuert wissen, fand aber wenig Anhang. Es konnte nicht alles durchgesprochen werden, weil Uhlfeld noch einen Vortrag angekündigt hatte: Die deutsche Hausfite als ein seelsorgerisches Mittel in der Hand der Geistlichkeit (sehr gut). Damit war das Missionsfest geschlossen, Harleß hielt das Schlußgebet und man trennte sich gegen 2 Uhr. Es waren jedenfalls zwei Tage, nicht nur voll reichen geistigen Genusses, sondern auch voll reicher geistlicher Anregung. Schon das allein war herzerquickend, bei der rabies theologorum und kirchlichen Zerrissenheit unserer Tage, in dem brüderlichen und einmütigen Beisammensein so vieler Christen aus den verschiedensten Ländern die Einheit der Kirche repräsentiert zu sehen. Am Nachmittag war ich ein paar Stunden im Missionshause, habe aber Harde-land selbst nicht gesehen, der sehr beschäftigt war, dagegen erzählten Krenmer und Baierlein viel Interessantes aus Indien, und zeigten mir mancherlei Karitäten und Kuriositäten, die sie aus Indien mitgebracht, z. B. zwei indische Götzenbilder, den Stab eines Braminen, den er nie verlieren darf, der ihm sogar auch ins Grab mitgegeben werden muß. Der etwas feierlich und gemessene Ton der im Ganzen sich aussprach, macht den fremden Besucher, zumal wenn er schon

an sich einige Blödigkeit zu überwinden hat, leicht befangen Um halb sechs machte ich noch eine Promenade ins Rosental und war den Abend beim Konzertmeister David, dem Schwiegervater Eckardts aus Riga, wo ich nicht nur meinen alten Landsmann Eiphardt wieder sah, sondern auch vortreffliche Musik hörte.“

Von Leipzig aus ging es nach Thüringen, wo Kaehlbrandt mit dem Genuß der schönen Natur einen Besuch bei den zahlreichen dort lebenden Verwandten Döbners verband. Die Eindrücke dieser Tage spricht er in folgenden Versen aus:

Thüringen.

Mein deutsches Land, wie bist du schön
Mit burggekrönten Waldeshöh'n,
Von Tälern tief durchschnitten!
Darin die hellen Bächlein zieh'n
Und in den Dörfern frommer Sinn
Und alte deutsche Sitten!

Ich wanderte durch Berg und Tal,
Im Regenguß, im Sonnenstrahl,
Du bist mir lieb geworden.
Behüt' dich Gott, du schönes Land!
Bleib' fromm und froh, wie ich dich fand,
Der Gast aus fernem Norden! —

Kommen und Gehen.

Komm' ich wandernd in ein Städtchen,
Wird das Herz mir immer schwer,
Fremde Buben, fremde Mädchen
Sind so lustig um mich her.

Zieh' ich aber aus dem Städtchen,
Wird das Herz auch wieder schwer,
Denn die Buben und die Mädchen
Die vermiß' ich gar zu sehr.

Weiterhin berichtet er: „Jetzt muß ich noch ein interessantes Intermezzo nachholen, das ich bei meinem ersten Besuch in Liebenstein hatte. Ich blieb zur Nacht da. Das Wetter war schlecht, der Erbprinz von Meiningen ennuyierte sich und veranlaßte eine improvisierte Tanzgesellschaft im Kurhause. Ich saß unterdessen mit einigen anderen Herren, denen der Onkel mich vorgestellt hatte, im Speisesaal. Da erschien ein Abgeordneter seiner prinzlichen Durchlaucht, um noch Tänzer zu werben, an denen es gebrach. Ich war der einzige junge in der Gesellschaft, er wandte sich daher an mich, und ich geruhte huldvoll nach einigen Bedenken betreffs meiner Reisetouillette, seiner Aufforderung nachzukommen und schwenkte darauf mit mehr Selbstvertrauen als Geschicklichkeit mehrere tanzlustige Damen im Saal herum“

Die kirchlichen Verhältnisse Thüringens schildert er in folgendem Briefe:

Den 3. Juli n. St. „Da draußen regnets wieder, mein Morgenspaziergang unterbleibt also, statt dessen führe ich Euch zunächst nach Meiningen in die Schloßkirche, wo der Oberhofprediger * * * am I. Dom. p. Trinitatis, den 22. Juni, die Enthauptung Johannes des Täufers in seiner Predigt behandelt. Die kleine, nicht sehr geschmackvoll eingerichtete Kirche ist ziemlich gefüllt. In ihrer vergitterten Loge sitzt die Großherzogin nebst Gefolge. Vom Orgelchor, gerade über dem Altar singt ein gut eingeübter Sängerkhor, während die Gemeinde schweigend in die aufgeschlagenen Gesangbücher blickt. Das Lied entschuldigt in hochtrabenden poetischen Phrasen den lieben himmlischen Vater, der seine tugendhaften Kinder bisweilen in unbegreifliche Not kommen läßt. Von einer Eiturgie ist nicht die Rede, an ein kurzes vom Altar gesprochenes Gebet schließt sich die vom Pult aus verlesene Epistel, der Lobgesang des Zacharias, mit einer ganz kurzen Erklärung; dann wieder Gesang, dann

Predigt. Diese spricht 1. von dem Abscheu, den die Ent-
 hauptung Johannis erregt, 2. von den Zweifeln, die sie
 weckt und 3. von dem Glauben, den sie stärkt. Viele geist-
 reiche Wendungen und manche sehr anschauliche blühende
 Schilderungen machten die Predigt interessant. Das beste
 aber fehlt ihr. Der Grund der bösen Tat ist nicht Her-
 zensbosheit, sondern charakterlose Schwäche, damals wie
 jetzt, man hüte sich also davor. Der zweite Teil ist eine
 Refapitulation des vorher gesungenen Liedes. Der dritte
 Teil weist nach, wie solche Taten in unseren christlichen
 Staaten nicht mehr vorkommen können, ein Beweis für die
 umgestaltende Macht des Christentums. Darauf Kirchen-
 gebet und Vaterunser, Gesang und Segen. Ich ging recht
 unbefriedigt weg und besuchte am Nachmittag noch den
 Hofkaplan Sch., einen ganz jungen Mann, der mir man-
 cherlei von den kirchlichen Zuständen erzählte. Das Herzog-
 tum Meiningen, 45 Qu.-Meilen groß, enthält 170 Pfarr-
 stellen, die meist vom Ministerium besetzt werden, denn das
 bisherige Konsistorium ist mit dem Ministerium verschmolzen
 und besteht unter einem Ministerialpräsidenten aus zwei
 geistlichen Räten, einem weltlichen Rat und einem Sekretär,
 doch strebt man allgemein nach der Presbyterialverfassung.
 Die 170 Pfarren zerfallen in 14 Diözesen, jede unter einem
 Superintendenten; Synoden gibt es aber nicht, nur sämtliche
 thüringische Prediger haben sich vereinigt zu einer jährlichen
 Kirchenversammlung, die aber, wie Sch. sagte, von den
 nichtrationalistischen Predigern nicht besucht wird. Konfes-
 sionelles Christentum findet sich fast gar nicht. Drei in
 neuerer Zeit angestellte Erlanger Theologen dienen dem
 ganzen Lande als abschreckendes Beispiel einer beschränkten
 Orthodogie; den meisten soll sogar jener Hofprediger * * *
 als orthodoxes Gespenst Schrecken einflößen. Von einer
 Einigkeit hinsichtlich des Kultus ist gar nicht die Rede, sieben
 verschiedene Gesangbücher, alle aus der rationalistischen Zeit,

vom Ende des vorigen Jahrhunderts, sind bei den Gemeinden im Gebrauch. Jetzt ist ein neuer Gesangbuchentwurf von * * * * * ausgearbeitet, dessen Vorrede ich gelesen habe. Das Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott“, lautet dort so: „Als Schutz und Schirm dient unser Gott den Seinen unverdrossen“. Die Schrifterklärung vom Pulte stammt aus der Zeit Ernst des Frommen, auf dessen Befehl zusammenhängende Schriftabschnitte also erläutert werden sollten. Jetzt ist die Wahl derselben für jeden Sonntag dem einzelnen Prediger freigestellt. Die ökonomische Stellung der Prediger beläuft sich durchschnittlich auf 700—800 Gulden. Die Minimalstellen sind auf 550 Gulden fixiert, was daran fehlt, wird von der Krone ersetzt. Wo nötig, ordnet das Kirchenkollegium dem Prediger einen Vikar bei, der 360 Gulden erhält, und zwar muß der Prediger, wenn er nicht etwa eine Minimalstelle hat, den dritten Teil seiner Einnahme hergeben, das übrige die Krone. Da es aber nun dem Prediger freisteht, seinen Beitrag in Beköstigung und Quartier des Vikars zu verrechnen, so sollen häufig Streitigkeiten vorkommen. Das ganze Bild ist ein recht trauriges. — Nun aber muß ich Euch in eine Eisenachsche Bierkneipe führen, Mama und die Schwestern können auch getrost eintreten, denn in Eisenach erregt das keinen Anstoß, und wir kommen in gute Gesellschaft. An einem langen mit Bierkrügen besetzten Tisch, halten die Eisenacher Prediger ihre Konferenz, in die ich durch den Diakonus G. eingeführt wurde. Die brennende Frage, die indessen an dem Tage nicht zur Sprache kam, ist Einführung einer freien Kirchenverfassung nach badenschem Muster. Daß dieselbe die einzig wahre sei, war über allem Zweifel erhaben. Die Versammlung bestand aus zirka 16 Personen unter dem Vorsitz des Pastors J. aus Ruhla, der bei weitem der tüchtigste zu sein schien. Die Konferenz hatte sich erst im vorigen Jahre konstituiert und prüfte nun die entworfenen Statuten,

die als Zweck hinstellten: durch amtsbrüderlichen Verkehr das Interesse am geistlichen Amte zu nähren und zu erhalten. Die übrigen Punkte betrafen lauter nebensächliche Formalitäten. Darauf kam die Frage in betreff der Predigerwitwen zur Sprache, bei der mir vieles unklar blieb, was speziell auf die dort geltenden gesetzlichen Bestimmungen Bezug hatte. — Aus all dem bisherigen könnt Ihr Euch ungefähr ein Bild der hiesigen kirchlichen Zustände machen. Es ist wenig gesundes kirchliches Leben, ebenso bei der Geistlichkeit, wie bei der Einwohnerschaft. Und doch ist noch manches Gute aus alter Zeit als Sitte geblieben, was in unseren deutschen Gemeinden fehlt und was mehr oder weniger doch Zeugnis ablegt von einer wohlthuenden Pietät gegen kirchlich Bestehendes.“

Im Harz und auf der Rheinfahrt entstanden die beiden folgenden Gedichte:

Glück auf!

Glück auf! das ist des Bergmanns Gruß,
Wenn er zu Schachte fahren muß,
Glück auf, behüt' dich Gott!
Und wenn er wieder aufwärts klimmt,
Empor ans helle Sonnenlicht,
Ist's erste Wort, das er vernimmt,
Der Gruß, der freundlich zu ihm spricht:
Glück auf! und grüß' dich Gott!

Dies alte fromme Bergmannswort,
Du hörst's im Harz an jedem Ort:
Glück auf! und grüß' dich Gott!
Und setz du weiter deinen Schritt,
Hinaus in Bergreviere weit,
Mit frommem Danke nimm ihn mit,
Den frommen Gruß, den man dir beut:
Glück auf! behüt' dich Gott!

Wo der so recht von Herzen geht,
Da gilt er gleich als ein Gebet:
Glück auf! behüt' dich Gott!
Drum laß den frommen Bergmannspruch
Dein bestes Reisesprüchlein sein,
Und paßt er nicht ins Reisebuch,
So schreib' ihn tief ins Herz hinein:
Glück auf! und grüß' dich Gott!

Der Kölner Dom.

Tritt her und kammst du deinen Augen trauen,
Aus Stein ein Wunderwerk, und doch voll Leben,
Ein Wald von kunstgeformtem Pfeilerstreben
Und Hallen, die sich kühn gewölbt erbauen.
Die Sonnenstrahlen, die herniederschauen,
Sie wagen schüchtern nur hineinzuschweben,
Nur in den hohen Fensterhallen weben
Sie Lichtgestalten, himmlisch schön zu schauen.
Wer hat solch' hehres Wunderwerk erfunden?
Wer war der Mann so gottbegeistert kühn?
Die Väter haben diesen Bau begonnen,
Als Erbteil ließen sie den Kindern ihn,
Dies hohe Erbe haben wir gewonnen,
Wo aber ist der Väter hoher Sinn?

In Frankfurt a. M. kam Kaehlbrandt gerade recht,
um das große nationale Schützenfest mitzumachen. Er
schreibt darüber:

Den 22. Juli. „In Mainz kam ich in strömendem
Regen und recht durchfroren an, und fand alle Gasthöfe so
besetzt, daß ich mich entschließen mußte, mit einem ganz
fremden Manne, einem Bonner Juristen, ein kleines Zim-
merchen zu teilen. Am anderen Morgen war das Wetter
besser, und ich eilte auf den Bahnhof, um bei dem voraus-

sichtlich sehr argen Gedränge, einen Platz nach Frankfurt zu bekommen, denn alles strömte am Morgen des 23. hin, um den Festzug der Schützen anzusehen. Aber welch' eine Menschenmasse, welch' ein Menschengedränge war auf dem Bahnhof! Es gab einen förmlichen Faustkampf um die Plätze in den Wagen. Der Zug bestand aus mehr denn 80 Wagen, die vollgestopft waren, und doch blieben noch mehr als 2000 Menschen, unter denen auch ich, zurück. Es mußte ein Extrazug gegeben werden, zu dem alle nur disponiblen Wagen benutzt wurden, und dennoch blieben noch über 300 Menschen zurück. Das war aber eine Fahrt! Die Wagen doppelt beladen, zum Teil lange nicht gebraucht! Bei einem Wagen fing die Achse an zu brennen, bei einem anderen brach sie, aber ohne allen Unfall. So kam ich denn um 11 Uhr vormittags in Frankfurt an und fand nach vielem Suchen endlich in einer erbärmlichen fuhrmannskneipe für einen preussischen Taler pro Nacht vorläufig ein Unterkommen, denn die Bevölkerung Frankfurts schien sich fast verdreifacht zu haben. Alles wollte das große nationale Schützenfest mitmachen, und in der That, es war ein großartiges Fest in jeder Hinsicht. — . . . Die Einzelheiten des Festes, denen ich mit großem Interesse gefolgt bin, werden Euch zum Teil aus der Zeitung bekannt sein, und ich wüßte auch kaum, wie ich Euch dieselben einigermaßen anschaulich erzählen sollte, ohne ein ganzes Buch zu schreiben. Ihr müßt Euch daher begnügen mit dem Gesamteindruck, den ich mitgenommen habe und mit den speziell mich betreffenden Ereignissen. Um gleich mit letzteren anzufangen, so blieb ich nur zwei Nächte in jener miserablen und doch so teuren Herberge, und wanderte dann mit Sack und Pack aus zu dem Vetter Döbner. Freilich teilte er schon sein sehr enges Stübchen mit seinem Schwager, dem Professor Kunze aus Eisenach, ließ es sich aber doch gefallen, als ich mich bei ihm auf der Diele bettete, wo ich freilich ein hartes

Lager, aber doch umsonst hatte, und dabei eine angenehme Gesellschaft. Wir drei waren fast immer zusammen und es schlossen sich bisweilen noch andere an, mit denen ich bald bekannt wurde. Denn wir speisten Mittags in einem Kassino für 30 Kreuzer recht gut und mit einer großen Gesellschaft zusammen, meist von jungen Leuten. Die Sehenswürdigkeiten Frankfurts haben wir alle in Augenschein genommen, wozu gewöhnlich der Vormittag verwendet wurde, am Nachmittag machten wir dann einen Spaziergang, entweder in einen der Gärten oder auf den Festplatz und abends im Konzert oder in der Festhalle. So sind acht Tage in Frankfurt mit unglaublicher Geschwindigkeit vergangen, zumal wir drei Tage lang Exkursionen in den Taunus und nach Wiesbaden, Soden, Homburg, Biberich machten. Das Wetter war im ganzen günstig, nur an zwei Tagen Regen. Der alte Römer mit dem Kaisersaal, die Paulskirche, in der es noch stark nach einem revolutionären Parlament riecht, der prachtvolle Dom, das Städelsche Kunstinstitut mit einer recht zahlreichen Gemälde- und Kupferstichsammlung, das Goethe-Denkmal, das Standbild Karls des Großen, die schöne Mainbrücke, die jüdische Synagoge, der zoologische Garten, der ungemein geschmackvoll und sinnig arrangiert ist, der Friedhof mit manchen schönen Denkmälern — alles das haben wir mit viel Genuß besucht, und hier habe ich es recht gespürt, wie viel mehr Genuß und Nutzen man davon hat, wenn man solche Dinge gemeinschaftlich mit Anderen genießen kann. — Nun aber noch ein paar Worte vom Schützenfest. Es war wirklich ein imposantes Nationalfest, allgemeine Begeisterung; Norddeutsche und Süddeutsche lagen sich in den Armen, und jubelten und zechten miteinander, ganz ohne Rücksicht auf Stand und Beruf. Besonders gefeiert war der Herzog von Gotha, der in einfacher Schützentracht immer im dicksten Volksgewühl steckte, und ich muß doch sagen, daß es ein recht herzerfreuender Anblick

war, einen deutschen Fürsten so inmitten eines deutschen Volkes sich bewegen zu sehen. Aber andererseits hat mich auch gründlich geärgert die Ostentation, mit der er dem Ultraliberalismus huldigte, der sich fast in all den zahlreichen Reden aussprach. Im allgemeinen war der Sinn all dieser Reden immer der: „Deutschlands Nationalehre steht auf dem Spiel, denkt an Holstein, Kurhessen, sie muß gerettet werden durch eine Nationaleinheit. Dieselbe anzubahnen ist das Schützenfest da, der Weg dazu aber ist die Revolution! Mancher sprach es milder, mancher krasser aus, im allgemeinen kamen alle auf dasselbe heraus. Interessant war das bunte Volksleben auf der an den Festplatz grenzenden Bornheimer Heide. Volkstheater und Bänkelsänger, Kunstreiter und Bajazzos, Bier- und Weinhallen, Karussells und Tanzplätze usw. in unzähliger Menge. Und da wogte alles durcheinander, Vornehm und Gering, sogar die nobelsten Damen der Frankfurter Gesellschaft mischten sich unter die Menge. Trotz der Massen von Bier und Wein, die dort konsumiert wurden, habe ich doch kaum einen Betrunknen gesehen.“ — —

Von Frankfurt aus ging es in den Schwarzwald, auch Baden-Baden, Heidelberg, Straßburg, Freiburg, Schaffhausen mit dem Rheinfall, Stuttgart, Nürnberg, München wurden besucht und eingehend besichtigt. Manches ernste oder scherzhafte Reiselied entstand dabei. Auf dem Bodensee singt er:

Am Schnabel des Schiffes sitzend,
Sah ich hinab in den See,
Da sprühten die Wassertropfen
Wie Funken in die Höh'.
Wie gold'ne Funken glänzten
Sie hell im Sonnenschein;
Ich saß am Schnabel des Schiffes
Und sah in den See hinein.

Tief sind die grünen Fluten,
So tief als wie das Meer,
Noch höher sind die Berge,
Die stehen rings umher.
Doch über die grünen Tiefen
Und über die Bergeswand,
Da zieht ein Heer von Gedanken
Ins ferne Heimatland!

Über einen kurzen Besuch in Neu-Dettelsau und Löhse
Sonntagsgottesdienst berichtet er:

„Um 6 Uhr morgens kam ich nach Unspach, nahm von dort einen Wagen und fuhr auf dem abscheulichsten Wege, den man sich denken kann, nach Neu-Dettelsau. Der Gottesdienst hatte eben angefangen, die sehr kleine, unscheinbare Kirche war gedrängt voll, Löhse selbst hielt die Liturgie, sehr vollständig, mit einer prachtvollen, sonoren Bassstimme, die Gemeinde sang die Responsorien vortrefflich, auch die Lieder wurden voll und in frischem Rhythmus gesungen. Evangelien- und Epistellektion vom Altar. Löhse predigte vom Pult aus über die Sonntagsepistel aus dem Römerbrief (VIII. Dom. p. Trin.). Während der Liturgie hatte ich ihn nicht sehen können. Er ist von mittlerer Größe, eher klein, aber ziemlich stark, hat ein sehr markirtes, ausdrucksvolles Gesicht, und langes, in der Mitte gescheiteltes, schon etwas graues Haar. Während der Predigt hatte er ein sehr lebhaftes Mienenspiel und gestikulirte stark. Ich stand so nahe, daß ich ihn genau beobachten konnte. Bisweilen nimmt sein Gesicht einen so strengen Ausdruck an, unter den starken grauen Augenbrauen blinzelt dann sein Auge so durchbohrend hervor, daß man meinen sollte, dies Gesicht könne sich nimmer zum Lächeln verziehen. Dazwischen leuchtete wieder, je nach dem Inhalt seiner Predigt, eine

Milde, ich möchte fast sagen eine lächelnde Freude auf seinem Antlitz, wie ich es gar nicht erwartet hätte. Sein Thema war: von der Schuldigkeit eines vom Geiste Gottes beseelten Menschen gegen den Geist Gottes. Die Predigt schloß sich Vers für Vers an den Text, den er mit großer Gewissenhaftigkeit und doch mit großer Freiheit behandelte . . . Darauf folgte ein freies Kirchengebet und dann die Feier des Abendmahls mit prachtvoller Liturgie. Die Gemeinde macht ganz den Eindruck einer echten, rechten Landgemeinde. Zum Nachmittag war angekündigt eine Beerdigung und darauf Leichenpredigt in der Kirche. Dann aber Kirchweihgottesdienst in dem eine Stunde entfernten Filial, wo Löhes Gehilfe predigen sollte. Nach dem Gottesdienst traf ich zusammen mit einem livländischen Kandidaten R., sieben Erlanger Theologen und einem nordamerikanischen Theologen aus dem Herrnhuter Seminar in Philadelphia, der nun in Erlangen studieren wollte. Wir speisten zusammen im Wirtshause, denn an einen Besuch bei Löhe selbst war nicht zu denken. Während die übrigen einen Spaziergang machten, ging ich hinaus, um das Diafonissen-Institut zu besuchen, konnte aber nicht hinein, weil eben sogenannter stiller Gottesdienst gehalten wurde in dem dortigen Betsaale."

Aus dem schönen Salzburger Land sandte der immer sangeslustige Jüngling folgenden Gruß in die Heimat:

Auf dem Königssee.

Die grünen, grünen Wasser,
Die haben tiefen Grund,
Und was sie still verbergen,
Noch Keinem ward es kund.
Die hohen, hohen Berge,
Die tragen weißen Schnee,
Sie blicken stumm und schweigend
Hinunter in den See.

Der Adler zieht dort oben
Im Blauen seine Bahn,
Und auf dem Wasserpiegel
Da schaukelt sich der Kahn.

Ein hübsches Mädchen führt ihn
Mit kunstgeübter Hand,
Sie führt ihn übers Wasser
Bis hin zur Felsenwand.

Sie treibt ihn hin und wieder,
Das Ruder plätschert kaum.

Ich sitze unbeweglich
Versunken, wie im Traum.

Ich glaub, die Wassernixe
Nahm mich in ihren Bann,
Und mit geheimem Zauber
Hat sie mirs angetan.

Da blüht es übers Wasser,
Es fracht vom Boot der Schuß,
Und's Echo hallt ihn wieder
In hundertfachen Gruß.

Es pflanzt der Schall sich weiter,
Von Berg zu Bergeschacht,
Als wären Geisterheere
Aus ihrem Schlaf erwacht.

Als kämpften sie erbittert
Mit donnergleichem Schall,
Daß rings die Berge zittern
Und rings erbebt das Tal.

Und wieder wird es stille, —
Der See wie Spiegelglas,
Und wieder sitz ich träumend,
Mir träumt — ich weiß nicht was!

Die in Tirol von Land und Leuten empfangenen Eindrücke schildert er in folgendem:

„. . . Im Wirtshause war es recht voll und das Gespräch drehte sich natürlich um den Fürstbischof (der eben daselbst Kirchenvisitation gehalten hatte), um seine Rede, um sein stattliches Äußere usw. Bei der Gelegenheit zeigte sich recht deutlich der ultramontane Katholizismus, der noch in dem guten Lande Tirol zu Hause ist. Das Landvolk ist sehr unzufrieden mit dem Protestantengesetz, durch welches letzteren die bürgerliche Gleichberechtigung mit den Katholiken zugestanden ist. Da diese Toleranz sich auch auf die Juden erstreckt, so wurden Protestanten und Juden meist zusammen genannt. In der Nähe von Innsbruck habe ich in der Beziehung etwas Interessantes gesehen. An der Straße steht ein ganz einfaches Dorfwirtshaus mit folgender Inschrift: ‚Gasthaus zur Toleranz‘. Der Wirt ist selbst Katholik, versichert aber, die Protestanten seien ganz ebenso gute Christen und man müßte daher Toleranz üben, das habe er von jeher behauptet, und seit jenem Gesetz sein Wirtshaus umbenannt: ‚Zur Toleranz‘. Das ist aber nur eine höchst seltene Ausnahme. Im allgemeinen soll die Regierung mit diesem Gesetz wohl nur sehr wenig Anklang bei den Tirolern gefunden haben. Überhaupt habe ich nirgends eine Spur entdecken können von der gerühmten Anhänglichkeit der Tiroler an das Habsburgische Kaiserhaus, im Gegenteil habe ich von mehreren Bauern Äußerungen gehört wie die: ‚Es wäre viel besser, wenn wir zu Bayern gehörten!‘ Die Leute klagen über hohe Steuern, über die Teuerung, die durch das Papiergeld immer gesteigert werde; und man sieht auch faktisch in ganz Oesterreich kein Stück Silbergeld, sogar die Kreuzer sind Papier. Freilich sind die Leute in ihrem politischen Urtheil über alle Massen unreif und unwissend. Ein alter Bauer, dem ich sagte, ich sei aus Rußland, fragte mich, ob denn Napoleon noch immer da sei?! — Was jenseits ihrer Berge

liegt, das ist für sie terra incognita. Eine Ausnahme machen nur die Zillertaler, von denen viele als Sänger weit in der Welt herumgekommen. Jedenfalls achtungswert aber ist die Gewissenhaftigkeit, mit der das Landvolk die kirchliche Sitte beobachtet. Wenn die Betglocke ertönt, bleiben die Leute auf der Straße stehen und entblößen ihr Haupt. Vor dem Mittagessen spricht die ganze Familie ein lautes Tischgebet mit Vaterunser, sogar in den Wirtschaftshäusern, es mögen Gäste da sein oder nicht. An den Fasttagen bekommt man, mit Ausnahme der großen Gasthäuser, nirgends Fleisch zu essen. Das haben wir in Innsbruck und in Meran erfahren.“ . . .

Tirol.

Juchhe, im schönen Land Tirol,
Wer wollt nicht lustig gehen?
Mir ist hier alleweil so wohl,
Wie mir noch nie geschehen,
Im schönen Land Tirol!

Im Zillertal sind lust'ge Leut',
Die tragen spitze Hüte,
Und wen ihr Singen nit erfreut,
Der hat a hart's Gemüte.

Im schönen Land Tirol!
Bei Innsbruck steht die Martinswand;
Hast wohl die Mär vernommen,
Wie Kaiser Mar durch Engelshand
Aus hoher Not entkommen?

Im schönen Land Tirol!
Wer hohe Berge schauen will
Muß halt ins Öztal wandern,
Da gibt es fels und Gletscher viel,
Steht einer bei dem andern,
Im schönen Land Tirol!

Nur frisch hinauf und sink hinan,
Je flinker, desto eher
Ist man auf eis'ger Gletscherbahn
Und ist dem Himmel näher
Im schönen Land Tirol!

Und wem es nit gefallen tut,
Dem brauch't's auch nit zu g'fallen,
Wer aber ist a g'sundes Blut
Dem g'fällt es halt vor allem
Im schönen Land Tirol!

Von Tirol aus ging es in die Schweiz, wo Kaehlbrandt vom 9. September bis zum 22. Oktober umhergewandert ist, bei Regen und Sonnenschein, durch Hitze und Kälte. Dieser Schweizeraufenthalt bildet wohl den Höhepunkt seiner Reise, und er hat ihn nach Möglichkeit ausgenutzt. Unermüdetlich und frohen Herzens wanderte er mit einem Ränzel auf dem Rücken bergauf und bergab, durch liebliche Täler und auf unwegsame Gletscherhöhen, und begeisterte Schilderungen all des Schönen, was er sah, gingen in die Heimat, an die Seinen. Auch an guten Reisegefährten, mit denen er kürzere oder längere Zeit zusammen wanderte, fehlte es ihm nicht. Aus Zermatt schreibt er:

„In Vispach traf ich meine jetzige Reisegesellschaft, einen jungen Berliner Naturforscher, Namens Müller, einen höchst angenehmen, lebenswürdigen Mann, einen preussischen Kandidaten der Theologie, der zwei Jahre in Kurland, bei dem Grafen Lamsdorff Hauslehrer gewesen ist, und einen jungen englischen Doktor, der mit seinem lauderwelschen Deutsch und seinen englischen Manieren viel Stoff zum Lachen gibt, sonst aber ein selten gutmütiger und gefälliger Mensch zu sein scheint. Mit diesen wanderte ich am 1. Oktober von Vispach nach Zermatt, oder richtiger, ich

traf sie beim Ausmarsch aus Vispach auf dem Wege und dort erst schlossen wir uns zusammen.“

Der oben erwähnte Kandidat der Theologie war niemand anders als der spätere Oberhofprediger Stöcker, mit dem Kaehlbrandt nun verschiedene Touren gemeinsam machte. Über eine sehr angreifende Tour auf den Cimo di Jazi, einen Nachbar des Monte Rosa, der 13280 Fuß hoch ist, schreibt er: „Am 4 Uhr morgens traten wir unsere Wanderung an. Es war dunkle Nacht, die Sterne funkelten in schönster Pracht. Der Führer, der Proviant für den ganzen Tag trug, leuchtete auf dem holperigen Wege und durch den dunklen Wald mit einer Laterne voran. Bald wurde es heller, die Spitze des Matterhorns erglühete im ersten Sonnenstrahl, und als wir bald nach 6 Uhr beim Riffelhause waren, konnten wir von dort aus den schönsten Sonnenaufgang beobachten. Das Riffelhaus ist ein auf der Höhe erbautes Gasthaus, das aber auch schon für den Winter geschlossen ist, wir mußten gleich weiter. Zunächst ging es an schroffer Felswand hinan, über den Gornergrat hinweg, ein Weg für starkgenagelte Schuhe und schwindelfreie Köpfe. Von da hinunter auf den gewaltigen Gornergletscher, den wir um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr betraten. Er hat viele bedeutende Spalten, die zum Teil mit hartgefrorenem Schnee verdeckt waren. Unser Führer wußte aber vortrefflichen Bescheid, ging langsam und vorsichtig voran, und so hatte die Sache keine Gefahr. Ich war mit einem blauen Schleier gegen die blendende Sonne versehen, die anderen mit blauen Brillen. Von nun an ging es ununterbrochen über Eis- und Schneefelder, dicht am Fuße des Monte Rosa entlang. Da der Schnee hartgefroren und rauh, die Steigung außerdem nicht sehr bedeutend war, ging es ganz vortrefflich und ziemlich rasch vorwärts. Einmal wurde unter einer vorspringenden Felszacke Halt gemacht und wir stärkten uns durch Brot und Wein, den der Führer sehr gewissenhaft

jedem einzelnen zumaß. Je weiter wir aber kamen, desto weicher wurde der Schnee von der Sonne, die Steigung immer stärker, so daß wir 2 $\frac{1}{2}$ Stunden lang fast knietief im Schnee und dabei steil bergan waten mußten. Fast alle hundert Schritt mußte angehalten werden, der Führer selbst keuchte entsetzlich und sagte, solche Schneemassen habe er hier noch nicht vermutet, es sei frischer Schnee. Endlich um $\frac{3}{4}$ 1 war der Gipfel erreicht, und ein donnerndes Hurra schallte aus unseren vertrockneten Kehlen über die unter uns liegende Welt. Sich lange zu erholen, war nicht möglich, auf dem Plaid im tiefen Schnee ist doch ein schlechter Ruheplatz, und eine Viertelstunde genügte zur Orientierung. Im Halbkreise zog sich in nächster Nähe die Rosakette umher, aus der das große und kleine Matterhorn, das Rothorn, das Breithorn usw. hervorragten, über ihnen aber thronte in seinen weißen Mantel gehüllt, der Riesenfürst der Berge, der Mont Blanc. Auf der anderen Seite die Berner Alpen, dann die Gotthardgruppe, die Graubündner Alpen und endlich die Berninakette, dazwischen ein endloses Gipfelmeer von geringerer Höhe. Nach Süden aber schweifte der Blick hin über Sesia und Ticino, über Lago Maggiore, über die ganze Po-Ebene bis an die neblige Apenninenkette. Ganz senkrecht unter uns in einer Tiefe von 4—5000 Fuß lag das Mucugnagatal. Der Rückweg war leichter, aber dauerte doch bis $\frac{1}{2}$ 7 Uhr abends. Neun Stunden waren wir auf Schnee und Eis gewesen. Daß das Abendessen und die Nachtruhe vortrefflich schmeckten, brauche ich wohl kaum zu sagen.“

Bald trennte Kaehlbrandt sich von seinen Reisegefährten, um noch nach Genf und darauf an die oberitalienischen Seen zu gehen. In Mailand jedoch traf er wieder mit Stöcker zusammen, und die Anwesenheit desselben war ihm um so mehr wert, da er durch einen kranken Fuß fast eine Woche lang an das Zimmer gefesselt war. Er schreibt:

„Das waren also recht langweilige trübe Tage, die ich auf dem Sofa zwischen meinen vier Wänden zugebracht habe. Recht glücklich war ich noch, daß der Kandidat Stöcker mein Stubenkamerad und wenigstens des Abends mein Gesellschafter war. Er ist ein sehr reger Mensch mit vielseitigen Interessen und sehr guten Kenntnissen. Theologie, Pädagogik (er ist zwei Jahre in Kurland Lehrer gewesen und kennt auch unsere Talsenschen Verwandten) und Gegenstände aus dem Kunstgebiet boten reichen Unterhaltungsstoff, so daß ich immer den Abend herbeisehnte, wo er von seinen Gängen in der Stadt zurückkehrte. Den Tag über studierte ich Springers Kunstgeschichte, feierte Reminiszenzen und las zu wiederholten Malen alle Eure Briefe durch . . .“

Nachdem er dann noch in Stöckers Gesellschaft mehrere Tage in Venedig verbracht hatte, ging es über Triest und Graz nach Wien, und mit mehrtägigem Aufenthalt in Prag, Dresden und Berlin der Heimat entgegen. Die Sehnsucht nach seinen Lieben daheim war in den letzten Wochen immer größer geworden, und daher war die Freude nicht nur bei Eltern und Geschwistern, sondern auch bei dem heimkehrenden Sohne groß, als er Ende November endlich zu Hause anlangte, um seine Berufsarbeit daselbst zu beginnen.

IV. Abschnitt.

Amtsantritt.

„Am 26. November 1862 kehrte ich von meiner ausländischen Reise in die alte liebe Heimat zurück. Wie freute ich mich der Heimkehr und des Wiedersehens mit Eltern und Geschwistern! Mit welcher herzlicher Freude wurde ich von ihnen empfangen! Und als nun das nahe Weihnachtsfest auch die Brüder alle nach Hause führte, da gab es unter dem alten Strohdach ein fröhliches Leben. Es gab ja soviel zu erzählen aus der reichen Vergangenheit, und es gab viel zu besprechen in betreff der Zukunft, die manche Veränderung in unserem Hause mit sich bringen sollte. Am 17. Dezember war ich von dem versammelten Kirchenkonvent als Adjunkt meines Vaters akzeptiert und zugleich zu seinem Nachfolger bestimmt worden, und sollte also nun an Bergmanns (bisheriger Adjunkt) Stelle treten.“

Über Kaehlbrandts Glaubensstellung bei seinem Amtsantritt urteilt sein Nekrologschreiber:

„Seinen Glauben, wie er ihn als Kind von den Eltern empfangen, hatte er sich unwandelbar fest bewahrt. Es war damals auch die Zeit darin eine gesegnete, daß an den Schüler auf dem Gymnasium und den Studenten auf der Universität wenig Glaubensanfechtungen herantraten. Die Richtung der Gläubigen in Stadt und Land war eine positive und zwar mit starker Betonung des konfessionell lutherischen Christentums. Kaehlbrandts Religionslehrer in Dorpat war

Thrämer gewesen, seine Professoren waren Keil, Kurtz, Christiani, Oettingen, Engelhardt, deren Namen Bürgschaft für eine positive Theologie geben. Unter den Studenten gab es kaum religiöse Gespräche, weil es damals noch keine moderne Theologie gab, und die moderne Naturwissenschaft noch keine Rolle spielte. Man war gleichgültig oder kirchlich, andere Gegensätze gab es nicht, aber auch die Gleichgültigen hatten Achtung vor Religion und Kirche und störten die anderen nicht. So trat Kaehlbrandt ins Amt als fester, frommer, lutherischer Theologe. Er hat wohl auch kaum später einmal ernstlich mit Zweifeln zu kämpfen gehabt, so fest stand ihm sein positives, und zwar das evangelisch-lutherische Bekenntnis. Doch mehr noch wohnte in ihm, als nur sein festes, positives Glaubensbekenntnis, — das war ein bewußtes, tätiges Glaubensleben, ein inniger, warmer, stetiger Gebetsgang mit Gott durch Jesum Christum seinen Heiland. Er war nicht nur ein vorwärtstrebender, schaffender Geist, sondern hielt gern am Tageschluß oder in größeren Zeitabschnitten sinnende Rückschau und schrieb das Erlebte auf, wobei seine Reflexionen sich mit religiösen Gedanken durchwoben. Er hatte darin viele Ähnlichkeit mit seiner Großmutter mütterlicherseits, Julie Döbner. Auch sie führte dieses innere Leben, das alle Ereignisse, die sie betrafen, alles überhaupt, was sie interessierte, in Beziehung zu Gottes Walten setzte, und ihn freudig pries, oder ihr Leid im Gebet ihm befahl, wobei auch sie ihre Gedanken in dieser Weise reflektierend niederschrieb, und zwar häufig in gebundener Rede. Auch bei Emil Kaehlbrandt finden wir dieses Ausströmen seiner Gefühle und Gedanken in seinen Aufzeichnungen.“

Über seine Ordination schreibt er:

„Der Tag meiner Ordination war auf den 15. Januar 1863 festgesetzt. Ich kannte die Größe und Herrlichkeit des Amtes wohl, das mir übertragen werden sollte, und freute

mich dessen, es übernehmen zu dürfen. Soweit ich durch das Probejahr die praktische Amtsführung kennen gelernt hatte, war sie mir lieb und teuer geworden, und nun hoffte ich durch die förmliche Ordination die Sicherheit und Selbstständigkeit zu gewinnen, die mir als Kandidaten oftmals im amtlichen Auftreten gefehlt hatte. Leider muß ich es bekennen, sie fehlt mir noch jetzt (nach einem Jahre) in hohem Grade, so oft ich amtlich mit einem Gemeindegliede in persönliche Berührung trete. Dieses Bewußtsein, wie niederdrückend, wie lähmend wirkt es! Gott habe Geduld mit mir, und mache meinen kraftlosen Willen stark durch deines Geistes Kraft! Am 13. Januar 1863 wurde ich in der Jakobikirche in Riga ordinirt. Die Eltern waren beide zu dem Tage nach Riga gekommen und wollten mit das Abendmahl feiern. Die Beichte empfing Berkholz in der Sakristei vor dem Gottesdienst. Ich predigte über die Sonntagsepistel (I. Dom. p. Epiph.) Röm. 12, 1—6: ‚Unsere Stellung 1. zur Welt, 2. zur Kirche‘. Darauf trat ich vor den Altar; Bischof Walter hielt die Ordinationsrede, wie man bauen solle an dem neutestamentlichen Jerusalem. Esra und Nehemia hätten die Mauern des alttestamentlichen Jerusalems aufgeführt und hätten gearbeitet, in der einen Hand die Kelle, in der anderen das Schwert. Das neutestamentliche Jerusalem aber bedürfe keiner schützenden Mauer, die darum aufgeführt würde, vielmehr solle der Zugang allen geöffnet werden, denn die da eingehen, die seien die lebendigen Bausteine; und nicht bedürfe es zum Bauen des Schwertes, denn es sei ein Friedensbau, und das Wort des Friedens von der durch Christum geschehenen Erlösung sei die Kelle, mit der gemauert werde, und Christus selber der Grund, auf dem der ganze Bau stehe. Darum, wer bauen wolle, der müsse nicht nur das Wort des Friedens und der Versöhnung zu handhaben verstehen, sondern müsse auch selber stehen auf dem Grunde Christus, und vor allem

sich selbst darauf erbauen; arbeite an dir selber, so arbeitest du an anderen. Nachdem ich darauf den Amtseid geleistet, empfing ich durch die Hand Walters und seiner beiden Assistenten (Papa und Bergmann) die Weihe zum geistlichen Amt, und wir feierten nun gemeinsam das heilige Abendmahl. Viele näher und ferner stehende Bekannte, auch zwei Letten aus der Neu-Debalgschen Gemeinde waren in der Kirche anwesend und alle bezeugten ihre herzlichste Teilnahme.“

„Mit idealer Begeisterung und den heiligsten Vorsätzen war Kaehlsbrandt in das geistliche Amt getreten. Bei den Studenten der Theologie und Predigtamtskandidaten gab es damals nur diesen einen Idealismus hinsichtlich ihres zukünftigen Berufes, daß sie dem Herrn Jesus Christus in seinem Reich und an den ihnen befohlenen Seelen dienen und sie den Weg des Heils zu ihrem Heiland führen wollten. Der Gedanke an den Erwerb materiellen Gutes galt für unwürdig und verwerflich. Einen Unterschied zwischen den Nationalitäten unseres Landes machte man nicht. Weder auf der Schule, noch auf der Universität achtete jemand bei seinen Kameraden darauf, welcher Nationalität sie seien. Und erschien vielleicht der Russe und Pole dem baltischen Deutschen als Fremder, so doch nicht der Lette und Ehste. In den Korporationen waren unter den Landsleuten alle Nationalitäten vertreten, mitunter sogar in leitender Stellung, ohne daß den Komilitonen ein Unterschied zum Bewußtsein kam. Ebenso stand der Theologe seinen zukünftigen lettischen oder ehstnischen Gemeindegliedern gegenüber. Irgend eine Herren- oder Bauern- oder nationale Politik, die zu treiben wäre, ist nie in irgendeinem deutschen Kreise oder im Kandidatenjahr oder bei einer Vokation erwähnt worden. Nicht einmal dem Namen nach kannte man diese Gattung von Politik damals. Der Vorwurf gegen deutsche Prediger, daß sie von jeher deutsche Herrenpolitik getrieben hätten, ist erst eine Erfindung und Verdächtigung späterer Zeit, ausgegangen

von lettischen und ehstnischen nationalen Eiferern und Agitatoren. Der Student aber und Theologe jener Zeit, als Kaehlbrandt ins Amt trat, trug weder in sich, noch sah er um sich Zeichen dieses zukünftigen Zwiespaltes, dieses heraufziehenden Verderbens."

Mit großer Freudigkeit übernahm Kaehlbrandt seine Amtspflichten, und mit Liebe und Vertrauen kam er der Neu-Debalgschen Gemeinde entgegen, in der er aufgewachsen war, in der er gar manchen persönlich kannte und der auch er kein Fremder war. Über seine Erfahrungen im ersten Amtsjahr heißt es in seinen Aufzeichnungen:

"Am 20. Januar führte Papa mich als seinen Adjunkten in die Gemeinde ein und suchte durch seine Ansprache an die Gemeinde ein Band der Liebe und des Vertrauens zwischen mir und der Gemeinde zu knüpfen. Zum erstenmal half ich bei der Austeilung des heiligen Abendmahles, wobei mir jedoch der erbauliche Charakter der Feier ganz verloren ging durch die Ängstlichkeit, die ich empfand, während nachher oftmals die Abendmahlsfeier mich mächtig ergriffen und erbaut hat, wenn die Kommunikanten in großen Scharen sich zum Tisch des Herrn drängten, und kniend und andächtig die teure Speise empfangen und gesegnet wieder anderen Platz machten, und des Herrn Hand immer offen blieb, und von seinem Altar stets aufs neue den Hungrigen das gesegnete Brot und der gesegnete Kelch zugetragen wurde. Von seiten der Gemeinde habe ich besonders in der ersten Zeit viel freundliches Entgegenkommen erfahren. Leider mag aber wohl mancher sich enttäuscht und zurückgestoßen gefühlt haben durch mein steifes und stummes Wesen, das ich dort am wenigsten abzulegen vermochte, wo ich den Leuten am meisten mit offener, gewinnender Herzlichkeit mich hätte hingeben sollen, während zugleich die Unsicherheit und Schüchternheit meines Auftretens nicht geeignet war, mir ihr Vertrauen zu gewinnen.

Ich kam in die größte Arbeitszeit hinein, die Hausbesuche, und das war heilsam für mich. Hier war ich genötigt, mich eingehender mit den Kindern zu beschäftigen, und es hat mir herzliche Freude bereitet. Durch die Kinder gab es auch manche Berührung mit den Eltern. Die Kirchenvormünder und Schulmeister wurden mir persönlich mehr bekannt, und wenn ich mich nicht selbst täusche, so bin ich auch manchen unter ihnen näher getreten. Auch die Hausleute, bei denen die Kinder versammelt waren, bereiteten mir stets einen sehr freundlichen Empfang, und während des Mittagessens, das sie mir vorsezten, oder nach beendeter Arbeit, haben wir oft recht gemüthlich geplaudert, so daß ich oft erst um 5 oder 6 Uhr abends nach Hause kam. Die meisten Paggastfahrten machte ich allein. In Papas Gegenwart fühlte ich mich besangener, und wagte nicht so ungeniert aufzutreten. Die Schulen habe ich damals fast gar nicht besucht, dagegen nahmen manche Kranke mich in Anspruch. Sie über ihren Seelenzustand auszuholen, das wollte mir aber nie gelingen, höchstens daß es zu einigen ganz allgemein gehaltenen Klagen und wertlosen Redensarten kam, und das lag sowohl an ihnen, wie auch an mir, der ich es nicht verstand, ihnen recht ernst mahnend und freundlich tröstend ans Herz zu sprechen. Ein Liedervers, gesungen mit den Hausleuten, ein verlesener Bibelabschnitt und dazu ein Vaterunser mußten gewöhnlich das beste thun. Die Hausbesuche zogen sich bis in die Fastenzeit hinein, und nun begannen die regelmäßigen Fastengottesdienste, die gewöhnlich mir zufielen. Ein liturgischer Gottesdienst mit der einfachen, im Zusammenhange gelesenen Leidensgeschichte bildete zugleich die Kommunikantenvorbereitung, und ich muß gestehen, die schlichte Erzählung der Leiden Jesu Christi ist von so mächtiger Wirkung, daß es einer menschlichen Auslegung derselben wohl kaum bedarf, um ein Sünderherz tief zu demüthigen und mächtig zu trösten, und ich kenne keine

bessere Vorbereitung aufs Abendmahl. Gleichfalls in die Fastenzeit fiel die Konfirmandenlehre der weiblichen Jugend. Mit großem Bangen begann ich die Arbeit. Die Mädchen waren größtenteils schlecht vorbereitet, bis auf wenige Ausnahmen. Aber nicht sowohl der Mangel, den ich bei ihnen fand, als vielmehr die Unvollkommenheit meines Unterrichts, und die Unfähigkeit, den begrifflich erläuterten Lehrinhalt in lebendiger und praktischer Weise den Kindern ans Herz zu legen, ließ mich zu keiner rechten Freude in der Arbeit kommen. Mit Bangen begann ich jede Stunde, und mit Seufzen schloß ich sie. Ich freilich hatte den Segen davon, daß die Not mich ins Gebet hineintrieb, aber welchen Segen hatten die Kinder? Die sichtbare Frucht der Arbeit war sehr gering, wie sich das bei der in der Kirche angestellten Prüfung nur zu deutlich erwies. Dürften wir nicht hoffen, daß manches Samenkorn erst spät im Herzen keimt und gedeiht, so wäre es gar traurig. Mit der Konfirmation war die Hauptarbeit des Frühlings getan. Nur die stille Woche und das Osterfest mit den zahlreichen Gottesdiensten und Predigten war noch vor der Türe. Aber das Predigen war mir nicht mehr schwer, im Gegenteil war und ist eine Predigt mir die liebste Arbeit von allen Amtsarbeiten. Dahin kam ich bald, die Predigt nicht mehr wörtlich zu memorieren, sondern nur den Gedankengang mir genau einzuprägen, und damit gewann auch die Predigtarbeit eine andere Gestalt. Das geschriebene Konzept hörte allmählich auf, fertiges Resultat meiner vorangegangenen Meditation zu sein, und wurde immermehr die Basis der darauffolgenden Meditation. Zunächst mir selbst zu predigen, das war mein Ziel und mein Bestreben, das ich nie ohne Gebet zu erreichen suchte . . . Die Predigten wurden mir verhältnismäßig leicht, die Beichtreden viel schwerer, weil sie nicht sowohl Tertauslegung, als vielmehr Tertanwendung sind. Hier gilt es besonders vom Herzen zum Herzen zu reden, warm, eindringlich, erbaulich.

Hier gilt es, sich selbst tief demütigen lassen vom Bewußtsein eigener Sündhaftigkeit, um andere zur Demütigung zu ermahnen; hier gilt es, an sich selber den Trost der Sündenvergebung im Glauben erfahren, um ihn andern bringen zu können. Und wenn nun das eigene Herz doch noch so sehr arm ist an tiefgehender Sündenerkenntnis und an tröstlicher Gnadenerfahrung, wie soll da eine gute Beichtrede zustande kommen!"

Obgleich der junge Pastor sich mit Eifer seinem Adjunktenamt widmete, so fand er in demselben, sowie in der ihn umgebenden Liebe der Eltern und Geschwister doch keine volle Befriedigung. Er schreibt später darüber:

"Ich fühlte mich oft recht arm und einsam, und der sehnliche Wunsch erwachte, ein Herz zu finden, das sein Leben mit dem meinen teilen und vereinen und mich dadurch reich machen könnte. Gott Lob! ein solches Herz sollte sich bald finden!"

Gott erfüllte sein Sehnen, und führte ihm eine Lebensgefährtin zu. Am 20. Juni 1863 verlobte er sich mit seiner Kusine Theophile Seraphim und am 19. Mai 1864 führte er sie als seine Frau heim. Gottes reicher Segen hat auf diesem Ehebunde geruht. Beide von frommen Eltern erzogen, beide mit reichen Geistesgaben ausgestattet, ergänzten sie sich doch in der glücklichsten Weise und sind einander in den 27 Jahren ihrer Ehe immer mehr und mehr Helfer und Führer auf dem Wege zum seligen Ziel geworden. Des Mannes liebenswürdige, leichtlebige, aber in allen kleineren, häuslichen Dingen anlehnungsbedürftige Natur, fand in der starken und festen Persönlichkeit seiner Frau, die mit großer Willenskraft und Pflichttreue, aber auch mit hingebender Liebe alle Aufgaben ihres Lebens zu erfüllen wußte, eine sehr fördernde Stütze, und so wurde sie je länger, je mehr sein „guter Kamerad“ in allen Lebenslagen. Sie verstand es mit wunderbarer Fähigkeit, den reichen Geistesgaben

ihres Mannes zu folgen, ja sie unbewußt noch mehr zu entwickeln und zu fördern. Indem sie stetig bemüht war, von ihm zu lernen, ward sie oftmals seine Lehrmeisterin. Sie theilte seine Arbeiten und seine Interessen und Kaehlsbrandt schätzte ihr Urtheil hoch und ließ sich von ihr gerne beraten und bestimmen in manchen Unklarheiten seines Lebens.

Diese treue Lebensgefährtin ist so unlösbar mit seinem Leben verbunden, daß dasselbe ohne sie kaum denkbar erscheint. Wenn wir uns daher ein Bild seines Lebens machen wollen, so darf sie in dem Rahmen desselben nicht fehlen, und es ist nur berechtigt, wenn der folgende Abschnitt ihren Namen als Überschrift trägt. Die kurze Schilderung ihres Jugend- und Mädchenlebens und ihrer späteren Entwicklung ist der nach ihrem Tode von ihrem Gatten für seine Kinder verfaßten Biographie seiner Frau entnommen.

Welche Wendung in dieser Zeit sein Innenleben nahm, zeigt folgende Dichtung:

Was kann es Schön'res geben!
Wie oft in wildem Jugenddrange
Erglühte heißer mir die Wange
In ungezähntem Kraftgefühl!
Das Schwerste meinte ich zu zwingen,
Im Sturm das Höchste zu erringen
Als wär es nur ein leichtes Spiel.
Die Ideale sind zerflossen,
Zerstreut die fröhlichen Genossen, —
Wohin? ich weiß es selber kaum.
Da meint' ich trauernd wohl, im Leben
Könn't's nie was Schön'res wieder geben
Als jenen flücht'gen Jugendtraum.
Ich sah die Welt, — auf Bergeshöhen
Hinwandernd blieb ich oftmals stehen:
Wie bist du schön, du Gotteswelt!

Wenn frei die trunf'nen Blicke gleiten
Weit über ungemess'ne Weiten,
Weit über Wald und See und Feld.

Wenn von den stolzen Bergeszinnen
Die Bäche rauschend niederrinnen,
Den jähen Lauf zum Tal gewandt;
Da meint ich freudig wohl, im Leben
Könn't's nie was Schön'res wieder geben
Als solchen Blick hinab ins Land!

Die Berge hab' ich längst verlassen,
Ich wand're nun auf andern Straßen
Entgegen einem andern Ziel.

Es gilt mit Beten, Kämpfen, Ringen
Die ernste Arbeit treu vollbringen,
Die mir nach Gottes Willen fiel.

Mit Demut und mit Gottvertrauen
Gilt es am Reich der Gnade bauen,
Das Gott in Christo sich erkor;
Wie oft auf einsam steilem Pfade
Stillstehend, zu dem Thron der Gnade
Hob betend ich den Blick empor.

Erquickend, wie ein Frühlingsregen,
Kam über mich des Herren Segen,
Und stärkte mir die schwache Kraft;
Da meint' ich wohl, im ganzen Leben
Könn't's nie was Schön'res wieder geben
Als solche stille Wanderschaft.

Da hab' ich dich in sel'gen Stunden,
Dich, meine liebe Braut gefunden,
Und Herz und Herz hat sich geeint.
Nun weiß ich, daß im ganzen Leben
Es doch was Schön'res noch kann geben,
Die Liebe fromm und treu gemeint.

Du schaust mich an, so fromm, so sinnig,
Wir haben uns umschlungen innig
Und Herz und Leben ausgetauscht.
O, wie in nie geahnten Wonnen
Aus unerschöpften Lebensbrunnen
Der Strom der Liebe quillt und rauscht.
Wir steh'n auf hohen Bergessprossen,
Von gold'nem Hoffnungsstrahl umflossen
Vor uns des Lebens weiter Raum!
Ich weiß nur dich! — du bist der Spiegel,
Drin Erd' und Himmel, Tal und Hügel
Abspiegeln sel'gen Liebestraum.

Und dieser Traum wird sich gestalten,
Wird sich zur Wirklichkeit entfalten,
Die Blüte wird zur reifen Frucht,
Und was wir liebend jetzt begehren,
Das wird uns Gott der Herr bescheren
Nach wen'ger Wochen kurzer Flucht.

Dann wandeln wir auf neuen Wegen
Geleitet unter Gottes Segen
Gemeinsam zu dem höchsten Ziel;
Dann werden wir in allen Dingen
Gemeinsam beten, kämpfen, ringen,
Gemeinsam leiden, wie Gott will.

Gemeinsam und in treuem Bunde
Erbauen uns auf jenem Grunde,
Den Gott in Christo auserseh'n,
Gemeinsam gehn ins ew'ge Leben —!
Was kann es dann noch Schön'res geben
Als Liebe, die bleibt ewig stehn!

V. Abschnitt.

Theophile.

„Sie war in Kurland geboren. Wo die das Land von Osten nach Westen durchziehenden Hügelreihen sich nordwestlich von Tuckum und Kandau in einer anmutigen Gruppe zusammendrängen und nach Norden und Westen zum Meere hin abfallen, liegt auf den Hügeln und an ihren Abhängen das Städtchen Talsen in stiller Zurückgezogenheit und behaglicher Ruhe. Zwei Seen, von denen der Ort angeblich seinen Namen erhalten haben soll (Tal-Seen) ziehen sich im Halbkreise um das freundliche Städtchen herum und ersetzen ihm den Mangel fließenden Wassers. Mitten in der Stadt auf einer nach Westen steil abfallenden Anhöhe liegt unter schattigen Laubbäumen die Kirche. Wo jetzt eine Windmühle das Städtchen überragt, hat einst eine Ritterburg gestanden, von der längst keine Spuren mehr vorhanden sind. Auf der gegenüber liegenden Höhe am See war in alten Zeiten ein Kloster. Die Höhe heißt noch heute der Klosterberg. Die Pflugschar des Landmannes hat aber den früheren Kalvarienberg mit seinen Stationen schon längst in fruchtbares Ackerland verwandelt. Die umliegenden Höhen tragen manch' stattlichen Eichbaum, der einsam seine knorrigen Äste ausbreitet, wohl auch hier und da ein versunkenes Grab mit seinem Schatten deckt, oder mit anderen Bäumen seinesgleichen eine malerische Gruppe bildet. Hoch-

stämmiger Tannenwald säumt in weiterem Bogen die fruchtbare Hügellandschaft Wo die von Osten kommende Nurnhusensche Straße in das Städtchen mündet, stand rechts am Wege ihr Elternhaus, von breitblättrigen Kastanien beschattet, auf der Rückseite von einem schönen Garten umgeben. Das strengeregezte Leben des Hauses trug ganz den Charakter jener anspruchslosen liebenswürdigen Gemüthlichkeit, die damals dem geselligen Leben Talzens eigentümlich war. Der Vater Ferdinand Seraphim (geb. 3. Febr. 1799, gest. 7. Nov. 1871) gehörte einer in Kurland weit verbreiteten Juristenfamilie an. Er war ein Mann mittlerer Größe, von kräftig gedrungener Gestalt, der einst auf der Universität den Schläger meisterhaft geführt hatte. Das spärliche, stark ergraute Haar, die buschigen Augenbrauen, die kräftigen Gesichtszüge mit den energischen Falten um den festgeschlossenen Mund, gaben ihm ein achtungsgebietendes Aussehen, während sich zugleich in seinem schlichten anspruchslosen Wesen eine ungewöhnliche Herzengüte aussprach. Ernst und schweigsam, und doch freundlich und gütig gegen jedermann, von unbestechlicher Wahrheitsliebe, und doch zugleich mild und wohlwollend in seinem Urtheil, gewann er sich Vertrauen und Liebe bei Vornehmen und Geringen und war ein von Christen und Juden gern gesuchter Ratgeber. Als Sekretär des Hauptmannsgerichts hatte er sich in langjährigem pflichttreuen Bureaudienst eine Pünktlichkeit und Genauigkeit angeeignet, die sich auch auf das häusliche Leben übertrug, ohne der Gemüthlichkeit desselben Eintrag zu tun. An seinem Schreibpult stehend, mit der Durchsicht und Bearbeitung der neben ihm aufgehäuften Aktenbündel beschäftigt, sah er es gern, wenn die Familie sich im selben Zimmer sammelte, sei es zu gemüthlicher Unterhaltung, sei es zu gemeinsamer Lektüre. Ihn störte das nicht und manches freundliche Scherzwort, das der ernste Mann, die Feder in der Hand, über seine Brille

hinwegblickend, in die Unterhaltung mischte, gab dieser Würze und erhöhten Reiz.

Aus seiner ersten Ehe hatte er eine einzige Tochter, Johanna Seraphim (geb. 3. Mai 1830, gest. 4. Dez. 1883). Seit 1834 war er in zweiter Ehe verheiratet mit Hedwig Döbner (geb. 13. Sept. 1810, gest. 10. Jan. 1875). Sie war eine reichbegabte Frau, der es in der ersten Zeit ihrer Ehe nicht leicht fiel, sich an die ernste und schweigsame Art ihres Gatten zu gewöhnen Und doch haben die beiden sich je länger je mehr in der innigsten zärtlichsten Liebe zusammengesunden, und eine sehr glückliche Ehe miteinander geführt. Sie war die Seele des Hauses, heiter und lebensfroh, voll kindlicher Frömmigkeit und demüthigen Gottvertrauens. Das blonde Haar, die freundlichen blauen Augen, der durchgeistigte Ausdruck ihres feinen Gesichtes, die zierliche, leicht bewegliche Gestalt, gaben schon ihrer äußeren Erscheinung Anmuth und Liebreiz. Ein tiefes Gemüthsleben, ein schalkhafter Humor, und die köstliche Gabe, die inneren Erlebnisse und Erfahrungen, wie auch die äußeren Eindrücke in Worte zu kleiden und dichterisch zu gestalten, waren ein Erbteil ihrer Mutter. Trotz langjähriger Kränklichkeit und leiblicher Gebrechlichkeit ist ihr dieses Erbteil nicht verloren gegangen, sie hat es sich nicht nur zu erhalten gewußt, sondern hat es auch läutern, bereichern und heiligen lassen in stetem persönlichen Gebetsumgang mit ihrem Herrn und Heilande; er war ihres Lebens Licht. — So ist diese, unter leiblicher Gebrechlichkeit schwer leidende, meist von heftigen Kopfschmerzen geplagte Frau ein reicher Segen geworden ihrem Hause und dem zahlreichen Kreise von Freunden, die in ihrem Hause aus und ein gingen, oder mit denen sie in ausgedehnetem brieflichen Verkehr stand.

Nachdem den Ehegatten am 14. Juli 1838 ein Sohn geboren war, Eduard (später Pastor in Grünhof), schenkte Gott ihnen am 3. März 1840 eine Tochter, die in der

Taufe die Namen Theophile Catharina erhielt. Das Kind gedieh zur Freude seiner Eltern und besonders der fernen Großmutter, die diese erste Großtochter mit inniger Liebe in ihr Herz geschlossen hatte Von zärtlicher Elternliebe umgeben, wuchs das Kind in der oben geschilderten Umgebung heran

Das innige Verhältnis, in welchem Großmutter und Mutter zueinander gestanden hatten, wiederholte sich nach dem Tode der Großmutter in dem sich immer inniger gestaltenden Verhältnis der Mutter zu ihrer heranwachsenden Tochter. Das gläubige Gottvertrauen und die demüthige Ergebung, mit der die Mutter das Kreuz leiblicher Schwachheit trug, schlug tiefe Wurzeln im Herzen der Tochter. Die Schonung, deren die kranke Mutter bedurfte, entfernte die Tochter nicht von ihr, sondern gewöhnte sie nur frühe an zarte Aufmerksamkeit, liebevolle Rücksichtnahme und selbstverleugnende Dienstwilligkeit. Die Dienste und Handreichungen, die sie der Mutter leisten mußte, wurden für sie eine Schule, in der sie lernte, die ihr aufgetragenen Besorgungen und Verpflichtungen gewissenhaft, mit Lust und Liebe auszurichten. Bald bewegte sie sich gewandt und umsichtig in Haus und Küche und Keller und eignete sich unter der Anleitung ihrer geliebten Tante Eina eine große Geschicklichkeit in weiblichen Handarbeiten an. Den ersten Schulunterricht empfing sie, zusammen mit einigen anderen Mädchen ihres Alters, von ihrer ältesten Schwester, die bereits ihren Schulkursus beendet und ihr Examen bestanden hatte. Im Januar 1854 trat sie in Hasenpoth in die Schule der Schwestern Schilling ein, denen die Mutter von Jugend auf nahe befreundet war. Frau von Seefeld, gleichfalls eine Freundin ihrer Mutter, nahm das junge Mädchen mit mütterlicher Liebe in ihr Haus und unter ihre Pflege . . .

Der lebhafteste Briefwechsel, der nun zwischen Mutter und Tochter während all der Schuljahre fort dauerte, läßt

deutlich erkennen, in wie innigen Beziehungen die beiden zueinander standen. Beim Empfange des ersten Briefes bricht das Heimweh mit ganzer Macht durch Trotz ihres Heimwehs, das sich in fast allen Briefen ausdrückt, und trotz der Tränen, die beim Empfange von Briefen aus der Heimat fließen, ist die kleine Schreiberin dennoch ein fröhliches, vergnügtes, mitunter recht übermütiges Kind, und ihre Briefe sind ein unbefangenes Erzählen und heiteres Plaudern von den kleinen Erlebnissen im Hause, in der Schule, auf der Straße, durchflochten von verständigen praktischen Bemerkungen, und unterbrochen von leidenschaftlichen Äußerungen innigster Liebe und Zärtlichkeit gegen die fernern Eltern und von rührenden Bekenntnissen kindlichen Glaubens an den Herrn Jesum, die wie ein helles, durch die Briefe der Mutter gewecktes Echo klingen. Was in der Schule an Kenntnissen in biblischer Geschichte und Religion, in Weltgeschichte und Geographie, in Grammatik und Literatur, im Französischen und Russischen und im Rechnen geboten wurde, das hat die fleißige Schülerin sich gewissenhaft angeeignet, so daß sie nach ihrem Austritt aus der Schule ein gutes Examen bestand. Besonders in der Weltgeschichte, Geographie und Literatur beherrschte sie mit großer Sicherheit den erlernten Wissensstoff mit allen Namen und Zahlen und war bis ins spätere Alter hinein mit großem Interesse bemüht, ihre geographischen und geschichtlichen Kenntnisse zu befestigen, zu erweitern und zu vertiefen. Webers Weltgeschichte blieb ihr ein unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch, abgesehen von manchen andern Geschichtswerken, die sie nicht nur las, sondern stellweise auch erzerpierte. Noch als verheiratete Frau hat sie mit ihren Kindern fleißig Geschichte und Geographie getrieben und sich in den verschiedenen Rechnungsarten geübt. Trotz mangelnder musikalischer Begabung, nahm sie auf Wunsch der Eltern Musikstunden und übte mit der ihr eigenen Ge-

wissenhaftigkeit täglich eine Stunde, so daß sie später selbst ihren Kindern den ersten Musikunterricht geben konnte . . . Während ihrer Schulzeit hat sie die Kirche nur unregelmäßig besucht. Auf der Kanzel der Hasenpoth'schen Kirche machte sich noch ein dürrer Rationalismus breit, der das frühe schon geweckte christliche Bewußtsein des Kindes verletzte und abstieß. Der Mutter gegenüber klagte sie wiederholt darüber, fügt aber entschuldigend die Bemerkung hinzu: „doch wie darf ich mir anmaßen, die Predigten des Pastors zu kritisieren.“ Gesunde Nahrung für ihr religiöses Leben fand sie in dieser Zeit nur in dem vom christlichen Geiste erfüllten Hause, in dem sie lebte und in den köstlichen Briefen der Mutter

Auch die weltbewegenden Ereignisse jener Jahre, der Krimkrieg, der Tod des Kaisers Nikolaus, die Thronbesteigung Alexanders II., nahmen das lebhafteste Interesse des Mädchens in Anspruch, zumal die Kriegsergebnisse auch dem Städtchen Hasenpoth militärische Einquartierung brachten, und das Erscheinen englischer Kriegsschiffe vor Libau und bei Domesnäs bis weit ins Land hinein Aufregung hervorrief. Die patriotische Begeisterung für die russischen Truppen fand auch in Hasenpoth Ausdruck in der eifrigen Zubereitung und Sammlung von Charpie und Verbandzeug. Kein Wunder, daß die Frage nach Krieg und Frieden auch in den Briefen des Schulkindes mitunter lebhaft erörtert wurde

Im Juni 1856 ging ihre Schulzeit zu Ende. Sie schreibt im Rückblick auf die verflossenen Schuljahre: „Ach wie viel Gutes hat mir der Herr hier gegeben! Könnte ich ihm meinen Dank in der That beweisen!“ — Nachdem sie im Herbst desselben Jahres ihr Examen in Mitau gut bestanden hatte, blieb sie im teuren Elternhause, unterrichtete in Gemeinschaft mit der älteren Schwester einige kleine Mädchen, die sich täglich dort versammelten und nahm der

Mutter die Besorgung des Hausstandes ab Den Sommer desselben Jahres verbrachte die Familie in Eivland bei den Verwandten. Dort in Neu-Debalg empfing Theophile den Konfirmationsunterricht und wurde am 9. August konfirmiert. Sie ahnte nicht, daß sie sieben Jahre später eben daselbst als junge Pfarrfrau einziehen sollte! — —

„Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten.“ Der still umfriedigte Raum des Hauses ist der Garten, in welchem ein Mädchenleben blumengleich sich entfaltet und erblüht, um mit seiner Reinheit, Keuschheit und Lieblichkeit nicht nur sich selbst, sondern auch das Haus zu schmücken, in dessen Boden der himmlische Gärtner es eingepflanzt hat. Ein gut gelungenes Familienbild zeigt uns die Eltern Seraphim, umgeben von ihren drei erwachsenen Kindern Wie im Bilde, so schlossen sich auch im Hause die Familienglieder eng aneinander . . . Auch darin entsprach das Bild den Verhältnissen des wirklichen Lebens im Hause, daß das innige Verhältnis der jüngeren Tochter zu ihrer Mutter, wie es im vorigen Kapitel geschildert ist, sich im täglichen Zusammenleben von selbst auf den Vater übertrug. Gerade weil die Tochter in ihrem Fühlen und Wollen ganz eins war mit der Mutter, so trat sie mit ihrer, den Vater zärtlich liebkosenden und pflegenden Liebe unwillkürlich an die Stelle der nur zu oft durch ihre Kränklichkeit gefesselten Mutter, und durch des alten Vaters Herz mag manchesmal die Empfindung gezogen sein, der Chamisso so tiefen Ausdruck verleiht: „Dein Vater hält dich im Arme du goldenes Töchterlein und träumt von deiner Mutter und singt und wiegt dich ein!“ Eine Innigkeit, wie sie nur selten sich findet, verband die Glieder dieses Familienkreises untereinander und wurde nicht zum wenigsten von der Tochter gepflegt, die in ihrer anmutigen

Jugendfrische, ohne es selbst zu ahnen, der Liebling aller und der Sonnenschein des Hauses wurde . . . Das Seraphimische Haus wurde bald der gemüthliche Mittelpunkt eines regen geselligen Verkehrs. Männer, Frauen und junge Mädchen der verschiedenen Gesellschaftskreise des Städtchens, auch Gäste vom Lande begegneten einander hier in schlichter, gemüthlicher Herzlichkeit. Es waren keine üppigen Schmausereien, die gegeben wurden, keine anspruchsvollen Gesellschaften, zu denen man sich gegenseitig einlud, sondern Freunde fanden sich zusammen bei Freunden, und fühlten sich miteinander wohl in dem gastlichen Hause. Dem alten Vater war es eine angenehme Zerstreung und Erholung, wenn er nach angestrenzter Arbeit, seine Akten beiseite legen, mit alten Freunden plaudern, oder eine gemüthliche Kartepartie machen konnte. Die Mutter empfand im Kreise freundlicher und lieber Menschen den Druck der Krankheit weniger, seit sie ihre erwachsene Tochter zur Seite hatte und diese gehörte bald zu einem Kreise junger Mädchen, die in heiterem Frohsinn miteinander scherzten, lachten, spielten, tanzten, lasen, musizierten, in jugendlicher Gefühlseligkeit auch wohl miteinander und füreinander schwärmten. Des Bruders Rückkehr zu den Ferien führte nicht selten einige seiner Freunde ins Haus, und die brachten den Humor des Dörpfschen Burschenlebens mit. Dann gab's ein doppeltfröhliches Leben und die Alten freuten sich der Freude der Jugend. Zu den Gästen des Hauses gehörte in jenen Jahren auch (der kürzlich verstorbene Hofprediger a. D.) U. Stöcker, damals Kandidat und Hauslehrer auf einem Gut in der Nähe Talsens.

Wohl warf die anhaltende Kränklichkeit der Mutter, die Arbeitslast, die die Schultern des Vaters drückte, manch trüben Schatten auf das fröhliche Leben. Aber die Sonne brach doch immer wieder durch und die Herzen blieben warm. Auch war jenes jugendlich frische, fröhliche Treiben nie ein

müßiges Genußleben. Es ging nach der alten Regel: „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste!“ — Mit aller Hingebung und mit der vollen Energie ihres festen Charakters, widmete sich die Tochter der Erfüllung der Pflichten, die ihr oblagen. In Gemeinschaft mit ihrer Schwester setzte sie den Unterricht einiger Kinder fort, die zu dem Zweck täglich zu ihr ins Haus kamen Die Beforgung des Hausstandes, das Regiment in Küche und Vorratskammer ging aus den Händen der Mutter in die der Tochter über. Eine besondere Freude war ihr die Pflege des Gartens; ihre Hand ordnete den Blumenschmuck des Hauses, der nie fehlen durfte, und die Früchte des Gartens wußte sie in umsichtiger Weise zu verwenden und zu verwerten

Den Verkehr mit ihren Freundinnen benutzte sie dazu, zugleich ihre Kenntnisse zu bereichern. Von einer Freundin, die des Englischen mächtig war, lernte sie diese Sprache kennen und übte sich fleißig im Lesen und Schreiben des Englischen. Als in späteren Jahren ihre Töchter englischen Unterricht empfangen, belebten sich die Erinnerungen ihrer eigenen Mädchenzeit, sie setzte mit ihren Kindern fort, was sie einst begonnen hatte, lernte und übte sich mit ihnen und hatte die Freude, manch gutes englisches Buch mit ihren Kindern lesen zu können.

Im Sommer 1859 feierten die Eltern am 29. Juli ihr Silberhochzeitsfest in Livland bei den Verwandten in Neu-Debalg, deren Silberhochzeitsfest in dasselbe Jahr fiel, und nun gleichzeitig mit der Silberhochzeit der Verwandten aus Talsen gefeiert wurde. Das fröhliche Doppelfest hatte einen großen Kreis von Verwandten und Freunden versammelt. Während die Alten mit Dank und Freude des reichen Segens der vergangenen Jahre gedachten, freute sich die Jugend der Gegenwart, unbekümmert um das, was die Zukunft bringen werde

Im Sommer 1863 war abermals eine Besuchsreise geplant, die Mutter Hedwig wollte mit ihrer Tochter Theophile eine Reise nach Livland machen. Das Ziel derselben war Neu-Debalg. Dem Vetter aus Neu-Debalg, der zu dem Zwecke nach Talsen entgegenfuhr, wurde es gestattet, das Amt eines Reisemarschalls zu übernehmen. Nun ging es, wie einst dem Max Piccolomini und seiner Thekla. Die Reisenden kamen glücklich in Neu-Debalg an und einige Tage darauf am 20. Juni verlobten sich Emil Kaehsbrandt und Theophile Seraphim. Obgleich die Verlobung nicht ohne vorhergegangene Zustimmung der Mutter stattgefunden hatte, so sollte sie doch nicht früher allgemein kundgegeben werden, als bis auch der noch in Kurland weilende Vater die Nachricht erhalten und seinen Segen erteilt hatte. Erst als das geschehen war, erfolgte die Anzeige an alle Verwandte und Freunde und wurde von allen Seiten mit den herzlichsten Glück- und Segenswünschen beantwortet. Vier Wochen genoß das Brautpaar in täglichem Zusammensein das holde Glück der ersten Liebe. Wie schien das stille und ernste Pastorat in dieser Zeit verwandelt! Die beiderseitigen Eltern und Geschwister in fröhlichem Verein, dazu viele liebe Menschen, die kamen, um das Brautpaar zu begrüßen, und wieder gingen, um anderen Gästen Platz zu machen!

Noch stand das alte Pastoratswohnhaus, um wenige Wochen darauf abgebrochen zu werden und von seinem Ort zu verschwinden. Aber das sonnige Glück, das in jenen Wochen die Insassen des alten Hauses, vornehmlich das Brautpaar erfüllte, sollte nicht zugleich mit dem alten Hause verschwinden, sondern wachsen und ausreifen, um bald eine bleibende Wohnstätte zu finden in dem neuen Hause, dessen Bau bereits seiner Vollendung entgegenging. Schon im nämlichen Herbst sollte der Umzug ins neue Haus stattfinden, und im nächsten Frühjahr das Brautpaar dort als junges Ehepaar sein Nest bauen.

Soll ein Brautpaar in größerem Familienkreise seines jungen Glückes froh werden, so bedarf es der stillen Stunden des Alleinseins, um die schüchterne Befangenheit zu überwinden, Herz und Herz unbefangen auszutauschen und eins zu werden in seinem Denken, Fühlen und Wollen. Uns hat es daran nicht gefehlt. Ohne uns dem geselligen Kreise der lieben Verwandten zu entziehen, sicherten wir uns doch regelmäßig wenigstens eine stille Stunde des Tages. Gewöhnlich war es die Morgenstunde, gleich nach der gemeinsamen Hausandacht. Dann pflegten wir in der alten schattigen Lindenlaube, oft auch an meinem Schreibtisch zusammen zu sitzen, auf Theophilens besonderen Wunsch das Evangelium Johannes zu lesen und das Gelesene gemeinsam zu betrachten. In derselben Weise lasen wir in jenen seligen Wochen auch den Galaterbrief durch. Fand sich am Nachmittage ein ungestörtes Stündchen, so wurde es dazu benutzt, die Kurländerin mit der ihr ganz fremden Geschichte Herrnhuts in Livland bekannt zu machen und zu dem Zwecke einzelnes aus Harnacks Buch über Herrnhut und die livländische Kirche zu lesen. Fragen von allgemeinem Interesse wurden in größerem Familienkreise gelesen und besprochen, so daß eine reiche Fülle geistiger Anregung sich in jene frohen Wochen sammelte. Was wir gemeinsam lasen und betrachtend gegenseitig uns einprägten, das gab auch unserem bräutlichen Verkehr seinen Inhalt und seine Richtung und bewahrte uns vor leerer Liebstandelei. Was wir aus dem Worte Gottes schöpften, das leuchtete vor unseren Augen im Licht göttlicher Liebe und verklärte und heiligte auch unsere natürliche Liebe, daß wir mehr und mehr eins wurden in dem Herrn.

Am 5. August 1863 kehrte die Braut mit ihren Eltern in die Heimat zurück. Von nun an fand ein regelmäßiger lebhafter Briefwechsel statt, in welchem sich das äußere und innere Leben der glücklichen Braut hell widerspiegelt . . .

Am 19. Mai 1864 wurde die Hochzeit im engsten Familienkreise gefeiert. Die Trauung fand in der Talsen'schen Kirche statt. Unser lieber Vater traute uns, nachdem er uns das Wort warm und eindringlich ans Herz gelegt hatte: „So wir im Lichte wandeln, wie er im Lichte ist, so haben wir Gemeinschaft untereinander“ (1. Joh. 1, 7). Am 23. Mai nachmittags verließen wir Talsen und kamen am 26. Mai wohlbehalten in Neu-Debalg an, freudig und herzlich bewillkommt von den Eltern und Schwestern die uns vorausgeeilt waren.“

VI. Abschnitt.

Adjunktenjahre.

„Daß Christus das Zentrum von Kaehlbrandts Denken und Leben, und daher auch seiner ganzen Amtstätigkeit gewesen ist, will bei einer Erinnerung an sein Wirken jedenfalls festgehalten sein. Mag er in der Gemeinde oder in der Amtsstube tätig gewesen sein, mag er in der Kirche oder Schule, dem Konfirmandenhaus, der Bauernstube oder dem Salon des Reichen, auf Predigerkonferenzen und Synoden, oder in Lehrer- und Gemeinde- oder in anderen Laienversammlungen geredet, mag er berichtet, erklärt, gelehrt oder gerichtet und gewarnt haben, immer galt es für ihn, am Reich der Gnade bauen, das Gott in Christo sich erkort. Er war nicht vielseitig gelehrt, hatte sich nicht eingehend mit einer anderen Disziplin außer der Theologie beschäftigt, weder mit Naturwissenschaften, noch mit Philosophie, noch Philologie, auch nicht mit Sozialpolitik oder anderen staats- oder volkswissenschaftlichen Fragen, sondern allein auf diese seine Aufgabe, den Willen Christi zu tun, der ihn gesandt hatte, und der zu Petrus gesprochen hatte: ‚Weide meine Lämmer! Weide meine Schafe!‘ konzentrierte Kaehlbrandt seine Kraft. Nur daß er entsprechend seinen Gaben, in dem Pfund zum Wirken, das der Herr ihm zuerteilt hatte, nicht bloß eine Gemeinde, sondern die ganze Landeskirche und Heimat als das Arbeitsfeld ansah, in das hinaus er zu wirken bestrebt war.“

Kaehlsbrandt war im Jahre 1863 Adjunkt seines Vaters geworden und blieb in dieser Stellung elf Jahre lang. Da der Vater durch zunehmende Kränklichkeit oft verhindert war seine Amtspflichten zu erfüllen, so verstand es sich von selbst, daß der Sohn für ihn eintrat, und somit schon in seinen ersten Amtsjahren Gelegenheit hatte, auf allen Gebieten seines Berufes tätig zu sein. Besonders schwer wurden dem alten Vater bei seinem leidenden Zustande die weiten Fahrten bei schlechten Wegen, die namentlich im Winter häufig gemacht werden mußten, um den häuslichen Unterricht der Kinder zu kontrollieren, die Volksschulen zu revidieren, Kommunikanten anzuschreiben oder Kranke zu besuchen, und er übertrug sie meist dem Sohne. Auch bei der Konfirmandenlehre hat dieser stets seinem Vater geholfen, sie häufig auch selbständig gehalten, doch war ihm das meist eine schwere Arbeit, die ihm wenig zusagte. Die liebste Arbeit ist ihm von jeher die Predigtarbeit gewesen, an die er meist mit großer Freude und nie ohne Gebet herantrat. Er sagte: „Eine erbetete und durchbetete Predigt gelingt doch immer am besten.“ In den Aufzeichnungen jener ersten Amtsjahre ist fast jede Predigt, die er hielt, mit Text, Einteilung und kurzem Gedankengang erwähnt und besprochen. Schwerer wurden ihm die Beichtreden. Er war fast sonntäglich beim Gottesdienst tätig, sei es, daß er die Predigt oder die Beichtrede und Liturgie hielt, oder seinem Vater bei der oft sehr großen Kommunion oder den damals noch üblichen Katechisationen nicht nur der Kinder, sondern auch der Erwachsenen half. Den lettischen Ausdruck beherrschte Kaehlsbrandt, wie sein Vater, in voller Sicherheit. Außer der sehr großen lettischen hatte Neu-Debalg auch eine kleine deutsche Gemeinde, so daß er auch häufig deutsch zu predigen hatte. Über innere und äußere Erlebnisse und Erfahrungen seiner ersten Amtsjahre spricht er sich in Tagebuchblättern und Aufzeichnungen aus jener Zeit vielfach aus.

Februar 1864. Die nun folgende Zeit war für mich eine recht angestrenzte Arbeitszeit, fast täglich Fahrten, um die Kinder zu überhören. Bei der großen Anzahl von Kindern, die sich an einem Ort versammeln, ist es kaum möglich, ein geschäftsmäßiges, mechanisches Treiben zu vermeiden. Das geläufige, verständige Lesen ist unbedingt die Hauptsache; und doch, wie jämmerlich steht es noch damit! Kaum der dritte oder vierte Teil kann geläufig lesen, und selbst von denen versteht kaum die Hälfte, was sie liest. Ein aufmerksames Beachten der Interpunktionen findet fast nur bei den Kindern statt, die, wenn auch kurze Zeit, einen geordneten Schulunterricht genossen haben. Das Hersagen des Katechismus geschieht in so gedankenloser, mechanischer Weise, daß von einem Verständnis desselben wohl kaum die Rede sein kann, ebenso ist es mit den Bibelsprüchen. Auch die Kenntnis der biblischen Geschichte, die mitunter recht fleißig getrieben zu sein scheint, beschränkt sich meist auf ein totes Wissen, ohne daß dadurch eine sittliche Anschauung von Leben und Taten der Männer aus der heiligen Geschichte gewonnen wurde. Indem ich aus der biblischen Geschichte mir erzählen ließ, Beispiele von Übertretungen dieses oder jenes Gebotes, von der Strafgerechtigkeit Gottes, von seiner Langmut und Geduld mit den Sündern, von seiner väterlichen Fürsorge für die Seinen usw., suchte ich den ausgelernten Stoff für die Kinder fruchtbar zu machen. Da es aber ganz unmöglich ist, in solcher Weise sich an jedes Kind einzeln zu wenden, und ein Hineinfragen in den ganzen Haufen unfehlbar eine Antwort zur Folge hat, bei der alle in gleicher Weise, Wissende und Unwissende, mitschreien, so theilte ich die Kinder nach den einzelnen Gefinden, in kleinere Häuflein, an die ich mich dann einzeln wandte. Aber auch dann wartet der Einzelne meist mit seiner Antwort, bis er in das allgemeine Geschrei einstimmen kann. Ein kleiner Fortschritt ist der, daß ich jedes Kind einzeln,

wenn es gelesen hat, eine Melodie singen lasse, weil auf diese Weise der Einzelne gezwungen wird, selbständig etwas zu leisten, ohne am großen Haufen der übrigen einen Rückhalt zu haben. Leider ist das Interesse der Eltern an dem, was ihre Kinder leisten, ein sehr geringes. Die Eltern, deren Kinder schlecht unterrichtet sind, kommen meist gar nicht mit, oder haben, wenn sie mitkommen, meist eine Menge leerer Entschuldigungen für die Unwissenheit ihrer Kinder. So unvollkommen eine solche Beaufsichtigung des häuslichen Unterrichtes ist, so notwendig ist sie doch, als einziger Sporn für Eltern und Kinder.

Den 2. März. Ich beendete gestern das Alte Testament, dessen Lektüre ich schon vor zwei Jahren angefangen hatte. Ein pflichtmäßiges Lesen der heiligen Schrift, wie ich es mir auferlegt hatte, ist als Zucht für das träge Fleisch notwendig; aber wie oft wird das pflichtmäßige Lesen zum gedankenlosen Lesen! Und doch ist ein tägliches Beten kaum möglich ohne tägliches Bibellesen. Erst wenn das Ohr geöffnet ist und vernommen hat die Stimme Gottes, die durch sein Wort zum Herzen dringt, erst dann öffnet sich auch der Mund zur Antwort auf das Wort Gottes, d. h. zum Gebet, und je tiefer das Wort Gottes dringt, desto reichlicher quillt das Gebet. „Dir dir, Jehova, will ich singen, denn wo ist doch ein solcher Gott wie du; Dir will ich meine Lieder bringen, ach gib mir deines Geistes Kraft dazu! Daß ich es tu im Namen Jesu Christ, so wie es dir durch ihn gefällig ist!“

Den 5. März. Hausbesuch im Seltakrug. Herrliches Wetter! Blicgende Winterlandschaft! Die Neu-Debalschen Kinder sind im ganzen doch geweckter als die Ramkauschen. Aber mit den älteren Leuten ist's schwer, sich zu unterhalten, denn das dritte Wort ist ein Bibelwort, das aller weiteren Rede ein Ende macht. Soll sich darin der inwendige, verborgene Mensch, der aus Gott geboren ist, offenbaren?

oder versteckt sich nicht vielmehr dahinter der natürliche Mensch?

Den 7. März. Gestern und heute Predigtvorbereitung über Matth. 4, 1—11. Die Versuchungsgeschichte ist mir eine der dunkelsten im Neuen Testament. Was heißt das: Christus war als Mensch versuchlich, die Gewißheit des Sieges war ihm aber gegeben durch die Vereinigung seiner menschlichen Natur mit der göttlichen? Es läßt sich nur so erklären, daß Christi sündlose reine Natur eine vollkommen natürliche und berechtigte Scheu haben mußte vor dem Leidens- und Schmerzenswege, den er nach dem Willen des Vaters gehen sollte. Während aber diese natürliche Scheu aufgehoben wurde durch den ebenso natürlichen Willensgehorsam gegen den Vater, benutzte der Satan sie zur Versuchung, indem er Christum auf einem anderen Wege ohne Leiden zu demselben Ziel zu führen verhiess, wie der Vater es ihm gesteckt hatte. Und zwar scheint sich diese Versuchung nicht nur zu beschränken auf den dreifachen Angriff des Teufels, wie derselbe im Evangelium berichtet wird, sondern die 40 Tage in der Wüste scheinen eine ununterbrochene Versuchung gewesen zu sein, da nach Vers 1 der Geist ihn deshalb in die Wüste führte, damit er vom Teufel versucht würde. Worin hat aber diese Versuchung bestanden? Wahrscheinlich darin, daß eben durch des Satans Einfluß die Schwierigkeiten, die Leiden und Schmerzen, sowie endlich der Tod, dem der Erlöser entgegengehen sollte, ihm recht lebhaft zum Bewußtsein gebracht, und dadurch jene natürliche Scheu vor der Berührung des Todes verstärkt wurde. (?) Die Überwindung der Versuchung aber kann für uns nur insofern von wesentlicher Bedeutung sein, als sie der Anfang und die Bürgschaft jenes Sieges ist, der sich in der Auferstehung vollendet, der Anfang des Sieges, sofern hier der Stärkere über den Starken gekommen ist, die Bürgschaft des Sieges, sofern der Herr den ihm vorgeschriebenen Leidens-

weg eingeschlagen hat. — Thema meiner Predigt: „Der Herr wird uns zugute versucht“, 1. wie der Teufel ihn versucht, 2. wie der Herr den Teufel überwindet. — Herr gib mir morgen einen gesegneten Sonntag!

Den 9. März. Übermorgen Bußtag; ich predige deutsch. Die Feier des Bußtages setzt ein Gemeindebewußtsein voraus. Ist aber bei einer so kleinen deutschen Gemeinde, wie bei uns, ein Gemeindebewußtsein überhaupt möglich? und wie kann es geweckt werden? Zunächst glaube ich nur dadurch, daß die zerstreuten Deutschen einzeln in ein persönliches Verhältnis zum Pastor treten, und sich darin eins wissen, daß sie denselben Pastor haben. Das kann und wird aber nie geschehen, wenn es nicht vom Pastor selbst ausgeht, der, weil er ihr Pastor ist, sie aufsucht und ihnen das Bewußtsein bringt. Ist es dahingekommen, daß sie sprechen von „unserem Pastor“, so muß dem sich darin regenden Gemeindebewußtsein Gelegenheit geboten werden, in einer fortlaufenden Tätigkeit sich zu bewähren und zu kräftigen. Die einzige Gemeindetätigkeit in diesem Sinne wäre eine regelmäßige Beteiligung an der Mission, und zwar nicht so, daß der Einzelne seine Missionspflicht abzukaufen meint durch einen notgedrungenen Beitrag, sondern so, daß das Interesse für die Mission ihn dazu treibt, und er als Gemeindeglied sich auch dieser Gemeindepflicht bewußt ist. Dieses Interesse muß aber geweckt werden. Wie ist das anders möglich als durch Missionsmitteilungen und durch persönliche Anregung von seiten des Pastors. Also entweder in besonderen Versammlungen mit ihnen die Missionsfache besprechen — das wird schwierig sein, sie zusammen zu bekommen und festzuhalten — oder in jede deutsche Predigt einen Missionsbericht hineinzuflechten; das scheint mir praktischer. Warum? Darum, weil sie in der Kirche nichts anderes als Gottes Wort zu hören erwarten, und sich gerne Missionsberichte werden gefallen lassen,

während sie in außerkirchlichen Versammlungen mehr Befriedigung ihrer geselligen Bedürfnisse suchen, und darum an Missionsberichten wenig Befriedigung finden werden. Es wäre demnach zweierlei zu beachten: 1. Das Bewußtsein ihres Gemeinderechtes dadurch zu wecken, daß der Pastor persönlich sich ihnen hingibt, indem er in geselligem Umgange ihnen geistige Anregung bietet und sie dadurch an sich heranzieht; 2. das Bewußtsein ihrer Gemeindepflicht zu wecken dadurch, daß der Pastor ihnen Gelegenheit zu gemeinsamer kirchlicher Tätigkeit bietet. Freilich ist ihnen die schon geboten in der tätigen Teilnahme am Gottesdienst, aber für diese geistige Tätigkeit fehlt zum Teil das Verständnis und zum Teil auch die Fähigkeit; es muß ihnen Gelegenheit zu einer viel konkreteren, handgreiflicheren kirchlichen Tätigkeit geboten werden, und da weiß ich nur die Beisteuer von Gaben für die Mission, sei es innere oder äußere Mission. Es ist ja auch eine gar nicht zu verachtende Tätigkeit, Geld zusammenzuwerfen zum Dienste Gottes. Hat doch der Herr Christus selbst am Gotteskasten gegessen, und sein heiliges Auge hat mit Wohlgefallen geruht auf den Gaben, die da hineingelegt wurden.

Den 11. März. Heute Bußtag! Papa predigte lettisch über Evang. Joh. 8, 34, ich deutsch über Apoc. 3, 17—20. 1. Des Herrn Klage, 2. sein Rat, 3. seine Verheißung. Meine Predigt war sehr einfach, so daß ich glaube, auch die kleine, aus lauter ungebildeten Leuten bestehende Gemeinde muß sie verstanden haben. Mir selber war es eine erbauliche und erquickliche Stunde. Was ist doch die Eitanei für ein gewaltiges Gebet! Da klinget es fortwährend hindurch: „Aus der Tiefe rufe ich Herr zu Dir!“ Papa mag wohl recht haben, daß sie nicht in den wöchentlichen Fastengottesdienst hineinpast, obgleich wohl kaum ein anderes Gebet ein so entschiedenes Bußbekenntnis und ein so zuversichtliches Glaubensbekenntnis ausspricht, wie gerade

dieses. — Wir lasen heute eine Anweisung zum Bibellesen von August Hermann Franke; dem merkt man es an, daß er den Segen rechten Bibellesens aus eigenster Erfahrung kennt. Unser Bibellesen schafft oftmals deshalb so wenig heilsame Frucht, weil wir es beim Lesen bewenden lassen. Es heißt aber nicht: leset in der Schrift, sondern es heißt: suchet in der Schrift! Dazu kommt es bei uns selten, entweder wir lesen flüchtig darüber hin, oder begnügen uns damit, das anzueignen, was andere geforscht und gefunden haben, ja selbst bei unseren Predigtarbeiten suchen wir meist nach eigenen Gedanken, statt mehr in der Schrift zu suchen; als ob wir des eigenen Herzens Gedanken und nicht vielmehr die Gedanken der heiligen Schrift zu predigen hätten!

Den 15. März. Ich hielt heute die Beichtrede über den bußfertigen Schächer, der in der letzten Stunde gerettet wird. Über meine Beichtrede habe ich nie ein Urteil. Worin liegt überhaupt der Unterschied von Predigt und Beichtrede? Gewiß nicht im verschiedenen Inhalt beider, denn der Inhalt beider ist oder soll wenigstens sein, Sünde und Gnade. Der Unterschied kann auch nicht in der Form liegen, so daß etwa die Predigt mehr Tertauslegung, die Beichtrede mehr Tertanwendung wäre; vielmehr will in beiden Fällen der Tert so ausgelegt werden, daß er sich von selber anwendet. Der Unterschied liegt wohl darin, daß, während die Predigt ganz allgemein das Wort Gottes ins Leben hineinbringen will, die Beichtrede einen ganz speziellen Zweck hat, als Vorbereitung auf das darauffolgende Beichtbekenntnis. Dieser spezielle Zweck verleiht ihr auch ihren besonderen Charakter. Das Beichtbekenntnis muß als die natürliche Frucht der Beichtrede erscheinen, diese also so beschaffen sein, daß von ihr solche Frucht erwartet werden kann. Sie darf sich daher 1. nicht ausschließlich an das Gefühl wenden, um eine tränenreiche Stimmung zu wecken, mit der sich das Herz gar leicht trügerischerweise zufrieden gibt, als wäre

das rechte Buße. 2. Sie darf sich nicht in subjektiven Ermahnungen erschöpfen, denen am Ende die Energie fehlt, den passiven Widerstand des natürlichen Herzens zu überwinden, und die vielleicht nur gute Vorsätze veranlassen, namentlich wenn sie sich an den gewählten Beichttext nur anlehnen, ohne aus ihm mit Nothwendigkeit zu fließen. 3. Sondern sie muß, ein Heilsbedürfnis voraussetzend, aus ihrem Text die einzig mögliche Art der Befriedigung desselben deutlich nachweisen. 4. Das setzt aber bei dem Beichtvater selbst eine bereits erfahrene und innerlich erlebte Befriedigung des Heilsbedürfnisses voraus, und zwar eine in diesem seinem speziellen Text erlebte Heilsbefriedigung. 5. Daher scheint es ratsam, nur solche Texte zu wählen, an denen sich der Beichtvater selber in irgend einer Lebenslage aufgerichtet, gestärkt und getröstet hat; wer einigermaßen in der heiligen Schrift gelebt hat, dem kann es an solchen Textsprüchen nicht fehlen. Am besten ist es, wenn sie nicht gewählt, sondern je nach dem eigenen Herzensbedürfnis und der eigenen Herzensstimmung getroffen werden.

Den 16. März. Nach langer Zeit wieder einmal ein Besuch in der Parochialschule; auch hier finden sich, wie bei den Hausbesuchen, nur wenige Kinder, die auf die Fragen antworten. Bei denen spürt man freilich wohl ein Erwachen der Denktätigkeit, die sonst im allgemeinen noch in den Bereich der mythischen Sage zu gehören scheint. Auch die deutsche Schule besuchte ich. Die Kinder haben in einem Winter viel geleistet, wenn solche, die kein Wort deutsch verstanden, jetzt ziemlich geläufig deutsch lesen und doch auch zur Not Rechenchaft über das Gelesene geben können.

Den 17. März. Großer Hausbesuch in Kannep, 129 Kinder überhört! Sie waren aber gut unterrichtet und darum läßt sich eine solche Arbeit ertragen . . .

Den 18. März. Heute der letzte Hausbesuch in diesem Winter. Wenn ich nun nach beendeter Arbeit zurückschaue

und frage: was ist denn nun, oder richtiger: welches kann sein die Frucht und der Segen dieser ganzen Winterarbeit? so weiß ich nur die ganz allgemeine Antwort: in der persönlichen Berührung von Pastor und Gemeindegliedern muß ein Segen liegen, und zwar zunächst der, daß sie sich gegenseitig ein wenig kennen lernen, dann aber mag diese persönliche Berührung mit dem Pastor für Eltern und Kinder doch wenigstens ein Sporn und eine Anregung zu geistiger Tätigkeit sein, wenn auch eine positive Förderung des häuslichen Unterrichts oder der Intelligenz der Kinder ganz unmöglich ist. Viel fruchtbarer könnte die Arbeit dann sein, wenn es möglich wäre, jedes einzelne Gesinde zu besuchen, wenn die Paggastfahrten wirklich Hausbesuche wären, denn es ist merkwürdig, wie innig der häusliche Unterricht mit dem ganzen sittlichen Zustande eines Familienlebens verbunden ist! Schlechtes Lesen, schlechtes Leben! und umgekehrt.

Den 20. März. Gestern waren hier sämtliche Kinder des Pastoratsgebietes versammelt. Die Schule hat jedenfalls gute Früchte getragen bei den Schulkindern und auch Einfluß gehabt auf die übrigen Kinder, sie waren alle recht rege und munter, und es ging mit ihnen erfreulich . . . Heute liturgischer Passionsgottesdienst bei ziemlich besetzter Kirche. Mir hat ein solcher liturgischer Gottesdienst immer etwas ungemein feierliches und Erhabenes durch die ruhige Objektivität und gebundene Einheit, in der er sich vollzieht und in welcher die subjektive, individuelle Freiheit nicht zur Perzeption kommt, obgleich ihr Recht prinzipiell gewahrt ist durch die sich an die Hauptlektion anschließende freie Ansprache und das freie Gebet. Der liturgische Gottesdienst hat, wie mir scheint nicht sowohl einen dramatischen als vielmehr einen epischen Charakter; unter allen Festzeiten des Kirchenjahres fordert daher auch keine so sehr wie die Passionszeit durch den großartigen Reichtum der sich voll-

ziehenden Taten zu liturgischen Gemeindegottesdiensten auf. Weihnachten mag in liturgischen Kindergottesdiensten lieblich gefeiert werden, die Osterfreude wird sich schwer in die ernste gebundene Form eines liturgischen Gottesdienstes hineinfinden; ebenso ist es mit Pfingsten. Die Passionsgeschichte aber ruft gleichsam aller Welt jenes Wort zu: „Stille vor dem Herrn!“ und findet eine angemessene Darstellung im liturgischen Gottesdienst.

Den 21. März. Predigtvorbereitung zu Dom. Oculi, schwieriger Text Luc. 11, 14—28! Die geheimnisvolle Macht des Bösen; ein wohlorganisiertes Reich der Finsternis, viele böse Geister unter einem Obersten, dem Satan; ihr unheimlicher Einfluß auf den Menschen, auf sein seelisches und geistiges Leben und diesem persönlichen Satan gegenüber der persönliche Erlöser als der Stärkere; die Liebe mit der er die Lästerung der Juden erträgt, mit der er sich ins Leiden und in den Tod gibt ist seine überwindende Macht; das Wort vom Kreuz, durch welches uns vermittelt wird sein siegreiches Erlösungswerk, indem es wirkt Buße und Befehrung und Glauben; die Macht des Teufels gesichert durch den Unglauben, der Zeichen fordert, und wird ihm doch kein Zeichen gegeben als das Zeichen des Propheten Jonas; die Macht des Herrn im Herzen gegründet auf den Glauben, der das Wort hört und bewahrt. — Welch' reicher Text! Mein Predigtthema: 1. der Teufel ist stark, 2. Christus ist stärker.

Den 26. März. Krankenbesuch in Warrin bei Kathrine T.; sie, allerdings recht unwissend, legte aber doch ein recht aufrichtiges Bekenntnis ab, daß ihre Sünden sie sehr drücken, daß sie öfter gestohlen, viel gezankt, daß sie auch noch mit ihrem Bruder einen Streit habe, aber ihm von Herzen vergebe; ließ sich willig hinweisen auf Jesum Christum, den Versöhner unserer Sünden und empfing das heilige Abendmahl. Sie schien wassersüchtig und wird wohl

bald abscheiden, sehnte sich auch selbst danach. — Es waren dort mehrere Matadore zusammengekommen, die meinten, Holzdiebstahl sei keine Sünde, denn Gott habe doch den Wald wachsen lassen für alle Menschen und waren auch keines besseren zu belehren. Ja, ein Richter selbst meinte, es gebe keinen in Neu-Debalg, der von dieser Sünde rein sei. Sie betrachteten es wie eine Art notwendiges Übel, das in ihren Augen auch gar nichts Entehrendes hat. Das nennt man praktischen Unglauben!

Den 27. März. . . . Papa unwohl, ich soll Sonntag predigen über die Speisung der 5000. Mit meinem Rat bin ich gerade soweit, wie die Jünger, als sie Brot schaffen sollten für so viele. Herr fülle du meine leeren Hände mit dem Brot des Lebens, daß ich es aus deiner Fülle reichlich den Hungernden darreichen möge! und gib auch viel hungerige Herzen!

Den 30. März singen wir in Gottes Namen die Konfirmationslehre mit 77 Mädchen an. Da Papa zu gleicher Zeit den Unterricht der Schwestern hatte, so überließ er die lettische Lehre fast ausschließlich mir, und repetierte des Abends mit den Kindern das, was ich mit ihnen durchgenommen hatte. Die Kinder waren im ganzen gut vorbereitet, und mir hat der treue Herr bisweilen recht fühlbar geholfen, so daß wohl keine Stunde, die wir stets mit Gebet ansingen, ganz ohne Gottessegens geblieben ist. Die erste Woche ist stets die schwerere, weil in ihr hauptsächlich das Gesetz behandelt wird und da sollen die Kinder den Eindruck empfangen, daß das Gesetz Gottes auch für sie nicht nur ein zu begreifendes, sondern ein von ihnen im Leben zu erfüllendes Hauptstück ist. Die zehn Gebote wollen den Kindern ans Herz gelegt sein, als die unbedingte Norm ihres Tuns und Lassens, und das hat besonders für den jungen Pastor seine großen Schwierigkeiten. Ich habe diesesmal das Gefühl gehabt, als wäre es mir

teilweise wohl gelungen. Begriffliche logische Definitionen sind für lettische Köpfe ein ungenießbares Futter, und es kommt darauf an, sich selbst im Spiegel des göttlichen Gesetzes zu beschauen, um eine praktische Anwendung aufs Leben machen zu können. Auch darüber freute ich mich, daß, während ich sonst öfter an Stoff zu kurz kam, ich denselben jetzt kaum bewältigen konnte. In der zweiten Woche ließ die hastige Eile, mit der wir vorwärts gehen mußten, ein unbehagliches und unbefriedigtes Gefühl zurück. — So sehr die Konfirmandenlehre meine ganze Aufmerksamkeit und all' meine Gedanken in Anspruch nahm, dennoch kam noch manche Arbeit hinzu, die in jenen Tagen getan werden mußte An Arbeit hat es mir nicht gefehlt, sie ist mir aber nie sauer geworden, sondern außer der Freude, die ich an der Arbeit selbst fand, freute ich mich dessen, meinem lieben Papa Arbeit zu ersparen, und in Rücksicht darauf möchte ich sagen: je mehr, je besser!

Am Donnerstag und Freitag hatte ich viel zu tun, um all' den Konfirmandinnen, die sich Bibeln gekauft hatten, ihren Namen, Geburts- und Konfirmationstag, und einen Bibelspruch zur Erinnerung an ihre Konfirmation einzuschreiben. Am Freitag war abermals Fastengottesdienst und darauf Examen der Konfirmandinnen in der Kirche vor recht zahlreicher versammelter Gemeinde. Ich examinierte über die Sünde in ihrem Verhältnis zur Schöpfung und dann zur Erlösung. Die Kinder antworteten recht gut. Zu den letzten Stunden am Nachmittage hatte sich eine große Zuhörerschaft im Lehrzimmer versammelt. Ich hatte noch das Sakrament des Abendmahls und das Amt der Schlüssel durchzunehmen. Das konnte natürlich nur in gedrängter Kürze geschehen, aber das Herz war mir warm geworden und den Kindern auch, und so hatten wir einen recht erbaulichen Schluß unserer Arbeit. Wir schlossen mit einem Gebet voll Dank für des Herrn treue Hilfe, für seinen

Segen, mit dem er uns täglich in seinem Worte überschüttet, für seine Geduld, mit der er unsere Schwachheit und Sünde auch in dieser Zeit getragen, für seine Treue, mit der er uns von Jugend auf zu sich gezogen, und mit der Bitte, er wolle der Saat nun fort und fort ein fröhlich Gedeihen geben. Die Kinder dankten mir zum Schluß recht herzlich und bewegt, und das war mir eine schöne Freude. Ich versprach ihnen, am Sonnabend morgen noch mit ihnen zusammen den Morgensegen zu halten. Wir lasen Joh. 15. Nun galt es noch die Predigt zum morgenden Sonntage fertig zu machen.

Den 12. April. Dom. Palmarum, köstlicher, sonniger warmer Frühlingstag! Die lettische Kirche überfüllt, kaum am Altar Platz für die Konfirmandinnen, die halbe Gemeinde stand draußen vor den geöffneten Fenstern. Mama und die Schwestern waren auch mitgekommen zur Kirche und mußten in der Sakristei ihr Plätzchen suchen. Ich führte die Konfirmandinnen durch die Haupttüre in die Kirche und an den Altar, kniete mit ihnen nieder und wir hielten unser stilles Gebet. Die Gemeinde empfing ihre Kinder mit Gesang. Papa stand schon am Altar und hielt die Konfirmationsrede, einfach, warm und herzlich, so daß wohl manches Auge naß wurde, und manch' frommes Gelübde abgelegt worden ist. Nachdem die Kinder dann ihr Glaubensbekenntnis abgelegt, und gelobt hatten, den Bund des Herrn in ihrer lutherischen Kirche treulich halten zu wollen, segneten wir sie ein, Papa den einen Tisch, ich den andern, und Papa hielt darauf noch eine Ansprache an die Gemeinde. Meine Predigt fiel besser aus als ich selber erwartet hatte. Nach der Predigt gab ich der Gemeinde noch einen ziemlich ausführlichen Bericht über das Resultat der im Winter gehaltenen Hausbesuche. Nach der Kirche mußte ich noch auf den Gottesacker zu einer Beerdigung.

Den 13. April. Examen mit den Schulkindern, welche die Gebietschulen im Winter besucht hatten. Herrliches Frühlingswetter! Alle Kinder der drei Neu-Debalsgschen Schulen, der Sosenhoffschen und der Pastoratschulen in der Parochialschule versammelt. Die Schulmeister selbst examinierten, jeder die Schüler seiner Kollegen. Großer Wett-eifer und Rivalität! Die Kinder hatten viel geleistet, im Schreiben ging es sehr gut, ebenso im übrigen, nur konnten die Kinder immer noch nicht eine dumme Blödigkeit los werden. Das Zeugnis mußten Schulmeister und Schüler geben, daß ihnen die Arbeit lieb und angenehm gewesen war. Am Nachmittage blieben alle Pastorats-Schulkinder im Pastorat und halfen im Garten arbeiten, denn da gab es noch viel zu ordnen, bevor das durch den Hausbau entstandene Chaos zum Paradiese wird.

Den 19. April. Halleluja! Christus ist erstanden von der Marter alle, des soll'n wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein, Kyrie eleison! Welch' ein Kontrast zwischen Charfreitag und Ostern! Nirgends ist der Übergang von der Trauer zur Freude so gewaltig, so ergreifend, darum macht sich auch bei keinem Feste die Freude in so ernster, überwältigender Weise geltend; es ist mir, als sänge die ganze Welt ein Osterhalleluja! Und wie klingt nun der Introitus vom Altar her, von dem die Trauerbekleidung verschwunden ist, so mächtig in die dichtgedrängte Kirche hinein: Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden, und Simoni erschienen. Halleluja! Papa predigte über die Epistel: „Seget den alten Sauerteig aus, und lasset uns Ostern halten usw.“, eine großartige Predigt, das Schlachtlied eines Kriegers, der den Feind wohl kennt, der aber auch seinen Feldherrn wohl kennt, und im Vertrauen auf ihn seine ganze Kraft dreinsetzt. Sie hat auch eingeschlagen, diese Predigt. Es hatte sich doch eine kleine deutsche Gemeinde versammelt, ich predigte über das Thema: „Wem

ist der Gang zum Grabe ein gesegneter Gang? (Nach Mark. 16, 1—9). 1. Denen, die da suchen, wie die Frauen, Jesum den Gekreuzigten, und 2. die da finden, wie die Frauen, den Auferstandenen.

Es ist unglaublich, wie unsinnig die Behauptung erscheint, die Auferstehung Christi sei nur eine Erdichtung der Jünger, wenn man ein klein wenig aufmerksam in den Text und die Ostergeschichte hineinblickt. Dieselben Jünger, die sich mit ihrem ganzen natürlichen Herzen streuben gegen den Glauben an die Auferstehung, die nur durch die handgreiflichsten, unwiderleglichsten Beweise überführt werden können, die sollen sich das Märchen der Auferstehung erdacht haben! Da finde ein Unbefangener einen Sinn darin!“

Über Emil Kaeßbrandts theologische Arbeiten jener Zeit sagt Pastor Döbner:

„Hatte er in Dorpat auch wenig wissenschaftlich gearbeitet, so fehlte es ihm dennoch ebensowenig an Eust, wie an Begabung zu wissenschaftlicher Arbeit, und es ist als eine günstige Fügung für seine weitere Entwicklung anzusehen, daß ihm seine Amtszeit als Adjunkt, namentlich in den ersten Jahren, Zeit ließ, noch zu ergänzen, was er in Dorpat versäumt hatte. Ganz die Lücken auszufüllen, konnte ihm freilich nicht gelingen, dazu gab es doch nicht genügend Muße, und er hat diese Lücken sein Leben lang, ebenso im Zusammensein und Disput mit gelehrten Theologen, wie bei mancher Facharbeit empfunden. Dennoch bereicherten die Studien in seinen ersten Amtsjahren sein Wissen bedeutend und übten ihn im wissenschaftlichen Denken, so daß er später bei beschränkter Zeit mit großer Leichtigkeit stets wissenschaftlich fortarbeiten konnte. Jeder seiner Vorträge trug daher wissenschaftlichen Charakter, zum wenigsten in der Methode der Ausarbeitung, aber auch an Kenntnissen

konnte er unter den Pastoren seiner Zeit als einer gelten, der mehr besaß als viele andere. Dadurch trat er auch den Professoren der Universität Dorpat, namentlich denen älterer Zeit und Richtung, seinen gewesenen Lehrern Wettingen und Engelhardt und den späteren Hörschelmann, Mühlau, Volk freundschaftlich nahe und fand auch in den benachbarten Konsistorialbezirken, namentlich in dem, dem lettischen Teil Livlands näher gelegenen mehr verwandten Kurland Beachtung.

Besondere Neigung hatte Kaehlsbrandt für die dogmatischen und ethischen Fächer der Theologie; diesen vornehmlich galten daher seine Studien. Er las, und zwar nicht bloß flüchtig, sondern mit der Feder in der Hand, die Dogmatiken von Philippi, Thomasius, Martensen, Dorner, Rothe, ebenso Harleß und Cullmanns Ethik, Köbers „Das innere Leben“ und dem Verwandtes, und die Frucht dieser Studien waren einige dogmatische Abhandlungen, die er selbst schrieb. Besonders sind es zwei, in denen er Stellung zu den Resultaten der systematischen Theologie der damaligen Zeit nahm, die beiden Abhandlungen: „Die gottmenschliche Person Jesu Christi“, gedruckt in der „Dorpater Zeitschrift für Theologie und Kirche“ 1866, und „das gottmenschliche Wort der heiligen Schrift“, gedruckt daselbst 1869. In der ersten stimmt er ganz und voll der Lutherschen Erklärung zum zweiten Glaubensartikel bei: „Ich glaube, daß Jesus Christus vom Vater in Ewigkeit geboren, und wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr,“ und erklärt wie und warum die Einigung von Gott und Mensch zu einer gottmenschlichen Person im vollsten Sinn in Jesu Christi sich habe vollziehen können und auch zu unserem Heil vollziehen müssen. Die zweite Abhandlung bespricht die heilige Schrift als göttlich inspiriertes und daher gottmenschliches Wort. Dieses Wort ist heilsgeschichtliche Urkunde und selbst heilsgeschichtliche Offenbarung und Tat

Gottes; sein Inhalt im Alten und Neuen Testament ist Jesus Christus; und zur Verwirklichung des Heils in der ganzen Menschheit gehört, daß Jesus Christus auch ferner durch den heiligen Geist die Aufzeichnung der Heilsoffenbarung im Neuen Testament wirkte, — die christliche Kirche bedurfte zu ihrem Fortbestehen dieses Wortes, und besteht nur, so lange sie sich zu demselben bekennt. Dieses ist die göttliche Seite des Wortes. Zu seiner menschlichen Natur gehört, daß es in seinen beiden Teilen in der Sprache eines besonderen Volkes geschrieben ist, und die menschliche Individualität jedes der Schriftsteller sich kenntlich macht; ferner gehört hierher auch die Irrtumsfähigkeit dieser Schriftsteller in Dingen, die nicht zur Heilsgeschichte, sondern der Geographie, Weltgeschichte oder Naturkunde angehören. Darin besteht auch zugleich die Knechtsgestalt des Wortes Gottes, welche seine göttliche Herrlichkeit verbirgt, obgleich diese ihm innewohnt, und an ihm ebenso erkannt werden kann, wie die Apostel im Gottmenschen Jesus Christus „seine Herrlichkeit als die des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit“ sehen, obgleich auch er in Knechtsgestalt vor ihnen stand. — Die hier dargelegte Glaubensstellung behielt Kaehlbrandt sein ganzes Leben hindurch, — das Wort Gottes war ihm in allen, das Seelenheil betreffenden Fragen, absolute Autorität, für ihn gab es kein subjektives Kriterium, sondern nur das rein objektive: „Es steht geschrieben“, und Jesus Christus war ihm wahrhafter Gott, der um unseres Heils willen wahrhafter Mensch wurde und durch den allein wir selig werden. Dieser Standpunkt kommt in all' seinen späteren Aufsätzen, in seinen Predigten und in seiner seelsorgerischen Tätigkeit, sowie auch in seinem eigenen Leben immer wieder zum Ausdruck.

Außer den beiden genannten Aufsätzen hat Kaehlbrandt noch zahlreiche Artikel teils in der „Dorpater Zeitschrift“, teils in den „Mitteilungen und Nachrichten“, auf deren

Titelblatt er ausdrücklich als Mitarbeiter genannt wurde, teils in der „baltischen Monatschrift“ erscheinen lassen. Es sind teils selbständige Themata, teils Referate über Bücher, Besprechungen über amtliche und kirchliche Fragen, Nekrologe oder Berichte. So erschienen: „Pressensés: Jesus Christus“ 1867, „Dr. R. Coebers, Das innere Leben“ 1867, „Zur Charakteristik des modernen Protestantismus“ 1870, „Predigt-Meditationen“ 1870, „Eitter. Anzeige des Heidelberger Katechismus von Dalton“ 1870, „Über Kirchspiels-, Kirchen- und Schulkonvente“ 1870, „Nekrolog von Pastor August Peitan“ 1870, „Theophilos, Luthers Logik“ 1871, „Das Hohepriesterliche Gebet Jesu“ 1872, „Über kirchliche Gemeindevertretung“ 1873, „Staubwolken“ 1874. Auch in lettischer Sprache hat Kaehlbrandt einiges drucken lassen.“

Neben dieser wissenschaftlichen Beschäftigung wurde aber auch leichtere Lektüre getrieben. Des Abends versammelten sich alle Familienglieder im Wohnzimmer und dann machte Emil Kaehlbrandt den Vorleser. Es war immer gediegene Lektüre, die dazu gewählt wurde, meist ernstere Bücher, Zeitgeschichtliches, auch gute, inhaltvolle Romane. Viel Sinn hatte er stets für gesunden Humor. Schon seit seiner Studentenzzeit zeigte er eine besondere Vorliebe für Shakespearesche Dramen, die er meisterhaft vorlas. Auch unsere deutschen Klassiker bevorzugte er gern, während er an der sogenannten modernen Literatur nie besonderes Gefallen gefunden hat. Hatte er aber ein Buch, das ihn fesselte und interessierte, so vertiefte er sich so darin, daß er oft alles um sich her vergaß, und legte es nicht aus der Hand, bis er es ausgelesen hatte, ob es auch lange nach Mitternacht war. Der späte Abend, oder vielmehr die Nachtstunden, wenn alle anderen zur Ruhe gegangen waren, bildeten auch Kaehlbrandts liebste Arbeitszeit. Dann kamen ihm die Gedanken klarer und schärfer, und er konnte sie besser und rascher verarbeiten als während der Unruhe des

Tages, obgleich er sich auch dann nicht leicht stören ließ, und oft mit einer Predigt oder Ausarbeitung beschäftigt, mit den Händen auf dem Rücken oder eine Zigarre in der Hand in den Wohnzimmern auf und ab ging, ohne von seiner Umgebung Notiz zu nehmen. War er dann in seinem Gedankengange bis zu einem Abschnitt gekommen, so setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb das Ganze in einem Zuge nieder, so korrekt in Form und Inhalt, das nachher kaum noch etwas zu ändern war.

In jenen Jahren kam auch Kaehlsbrandts dichterisches Talent immer mehr zur Geltung und wurde häufig in Anspruch genommen zu Gelegenheitsdichtungen und dramatischen Aufführungen. Wurde irgendwo in der Verwandtschaft oder Bekanntschaft eine Hochzeit gefeiert, so mußte Emil Kaehlsbrandt nicht nur das Festlied verfassen, das dann nach alter livländischer Sitte in fröhlicher Tafelrunde beim Hochzeitsmahl nach einer bekannten Melodie gesungen wurde, sondern auch die Worte zu allerlei Polterabendscherzen und größeren Aufführungen liefern. Er tat es gerne; die Verse flossen ihm leicht und gefällig aus der Feder und waren bald voll tiefen Ernstes, bald voll sprudelnden Humors. Oftmals übernahm er dann wohl auch selbst die eine oder andere Rolle in der Aufführung. Derartige Gelegenheitsdichtungen, voll sinniger Beziehungen und Anspielungen auf die Personen und Verhältnisse, waren damals sehr beliebt und hatten oft dauernden Wert, im Gegensatz zu den jetzt bei solchen Gelegenheiten so beliebten Tänzen, bei denen alles nur auf die glänzenden Kostüme und äußere Ausstattung ankommt, und die somit auch ein Zeichen ihrer vielfach nur auf Oberflächlichkeit und äußeren Schein gerichteten Zeit bilden. Sogar zu seiner eigenen Hochzeit hat Kaehlsbrandt die Verse zu einer Aufführung liefern müssen, worüber er später oft gecherzt hat.

Die Musik wurde im Neu-Debalg-Pastorat stets viel und gern getrieben und gehört. Emil Kaehlbrandt hatte eine kräftige Bariton-Stimme, und machte durch seinen Gesang, der freilich nicht sehr geschult und kunstgerecht war, wie man es jetzt verlangt, sich und seinen Zuhörern viel Freude, namentlich seiner Mutter, die ihn auf das beste begleitete, und der er sein Verständnis und seinen Sinn für Musik verdankte. Bevorzugt wurden die Lövöschens Balladen, von denen die meisten von ihm eigenhändig sauber abgeschrieben noch jetzt existieren. Waren Gäste im Hause, so wurden vielfach Quartette gesungen, oder, wenn die Stimmen dazu nicht hinreichten, Volks- und Studentenlieder im Chor. Als die Stimme durch die Anstrengung des Predigens und Redens im Amt ihre Kraft verloren hatte, und es mit dem Singen nicht mehr recht gehen wollte, schaffte Kaehlbrandt sich ein Harmonium an und übte sich im Spielen dieses Instrumentes, während seine Frau ihn auf dem Klavier begleitete und sie beide großes Vergnügen an diesem Zusammenspiel fanden. — Er war auch ein großer Freund des Schachspiels, und hat manchen guten Spieler matt gemacht.

Eine angenehme Erholung nach scharfer Geistesarbeit war ihm körperliche Beschäftigung im freien, namentlich Gartenarbeiten. Als das neue Pastoratswohnhaus fertig und das alte abgetragen war, war durch den Bau ein Teil des Gartens verwüstet und mußte neu geschaffen werden. Diese Anlage überließ der Vater dem Sohne, der nun selbstständig ohne Hilfe eines Gärtners den Plan entwarf und zum großen Teil eigenhändig ausführte. Seiner besonderen Pflege erfreute sich der Obstgarten, und auch in späteren Jahren, als die Aufsicht über den Garten mehr und mehr in die Hände seiner Frau überging, und er nur wenig Zeit mehr für derartige Beschäftigungen erübrigen konnte, behielt er sich doch stets das Pflanzen, Beschneiden und Pfropfen

der Bäume vor, und hatte seine Freude an dem guten Wachsen und Gedeihen seiner Pflänzlinge, und an den reichen Früchten, die sie trugen. Auch ein Freund des Waidwerks war Emil Kaehlbrandt in seinen jüngeren Jahren. Wenn er auch innerhalb seiner Gemeinde nur selten auf die Jagd ging, weil er fürchtete, daß die Leute vielleicht Anstoß daran nehmen könnten, ihrem Pastor mit der Flinte auf dem Rücken zu begegnen, so machte ihm doch gelegentlich eine fröhliche Hasenjagd bei blitzender Schneefläche und hellem Skrauja der Hunde großes Vergnügen. Einen Birkhahn am taufrischen Frühlingmorgen auffuchen oder einen Schnepfenstand am Abend im dämmerigen Wald, wenn es immer stiller und stiller wird, alle die besiederten Sänger nach und nach verstummen, bis zuletzt nur noch die Singdrossel sich vernehmen läßt, und das Ohr dann gespannt auf das Pfeifen der ersten Schnepfe lauscht, — das war ihm ein wahrer Genuß. Größere Jagden hat er nie mitgemacht, und nur einmal in seinem Leben, und zwar als älterer Mann, Gelegenheit gehabt, einem Rehbock gegenüber zu stehen. Während der Jäger noch ganz gemütlich, eine Zigarre rauchend am Grabenrande saß, das Gewehr über der Schulter, kam der Bock schon unvermutet direkt auf ihn heraus. Die beiden sahen sich einen Augenblick erstaunt in die Augen, dann sprang der Rehbock, froh seines Lebens, in die Büsche, und der Jäger ging befriedigt nach Hause und erzählte mit viel Humor von seiner ersten und letzten Rehjagd. Damals war er schon Oberpastor in Riga.

Um nun auch einen Blick in die häuslichen Verhältnisse des jungen Pastor-Adjunkten zu werfen, lassen wir ihn selbst reden, indem wir hier Bruchstücke des „In abhängiger Stellung“ überschriebenen Kapitels aus der Biographie seiner Frau wiedergeben, das durch eine Schilderung des Pastorates Neu-Debalg eingeleitet wird.

„Das Pastorat Neu-Debalg liegt am Nord-Ost-Rande des südlivländischen Plateaus, am rechten Ufer der Na, die aus einem der vielen Seen jenes Plateaus ihren, in zahlreichen Krümmungen sich fortsetzenden Lauf durchs Land beginnt. In der Nähe des Pastorates schlängelt sie sich durch eine weit ausgedehnte grasreiche Niederung, die Lurten genannt, um einige Werst unterhalb zwischen anmutigen Hügeln ihr tief in dieselben eingeschnittenes Bett zu suchen. Im Frühjahr bilden die von der Na überschwemmten Lurten eine große, bis nahe an die Nebengebäude des Pastorates reichende Wasserfläche, in der die untergehende Abendsonne ihre goldenen Strahlen spiegelt. Dann leuchten auch die Fenster des Pastorates in doppeltem Widerscheine. Das neue Pastoratswohnhaus ist ein stattlicher, an seiner westlichen Langseite von einer geschorenen Akazienhecke eingefasster Bau. Auf dem geebneten Kießplatz vor demselben, unter hochgewachsenen, schattigen Linden, stand einst das alte Wohnhaus, das erst im Herbst 1863, nach Vollendung des neuen, verschwand. Jetzt bildet er die Anfahrt und bietet im Schatten der Linden den Kindern einen schönen Spielplatz. Jenseits der Linden dehnt sich der geräumige, mit einzelnen Laubbäumen bepflanzte, zum Teil von Bäumen und Sträuchern, zum Teil von Nebengebäuden regelmäßig umgrenzte Hofplatz aus, an den sich die Gemüsegärten und hinter diesen die Ställe anschließen. Zwei uralte Birken, von seltener Größe, bilden gleichsam das Wahrzeichen des Pastoratshofes und überragen weit die erst im Jahre 1883 zum Andenken an Luthers 400jährigen Geburtstag in der Mitte des Hofplatzes gepflanzte Luthereiche. Der Eingang ins Haus ist von einer geräumigen Veranda gedeckt, auf der sich im Sommer die Bewohner des Hauses mit ihren meist zahlreichen Sommergästen nicht nur zu geselligem Verein, sondern auch zu den Abendmahlzeiten zu sammeln pflegen. Die von dichtem Weinlaub umrahmte Ost- und

Südseite des Hauses ist von dem Blumen- und Obstgarten umgeben und hat gleichfalls eine geräumige Veranda, die je nach dem Stande der Sonne nicht minder gern und viel benutzt wird, als die zum Hof hin gelegene. Aus dem Garten führt über einen Hügel eine Birkenallee in den nahen Wald, der von Wegen durchschnitten im Frühling mit seinem schmetternden Vogelgesang und seinem bunten Blumentepich, im Sommer mit seiner schattigen Waldeskühle zu häufigen Spaziergängen einladet und an geeigneten Stellen mit Ruhebänken versehen ist. Das liebste und häufigste Ziel aller Gänge bildet der seit 1867 dort angelegte Pastoratsfriedhof. Bis vor kurzem sicherte der dichte hochgewachsene Wald dem Pastorat eine friedliche Abgeschlossenheit von der Welt, die sich auf der großen Heerstraße zwischen Riga und Pleskau bewegte. Das hat sich mit der Zeit geändert. Die recht stark befahrene Straße ist verödet, und dient nur noch lokalem Verkehr, und der Wald ist stellenweise gelichtet. Die alten Birkenalleen aber sind geblieben, die den Pastoratshof nach zwei Seiten hin mit der Landstraße verbinden, und so lange sie stehen werden, ihm seinen eigentümlichen Charakter verleihen. Die Gegend bietet in keiner Weise außergewöhnliche Naturschönheiten, macht aber durch den Wechsel von Tal und Hügel, Wald und Wiese und Feld einen freundlichen, friedlichen Eindruck. Die Kirche ist vom Pastorat in östlicher Richtung 3 Werst entfernt. Bei günstigem Winde ist das Geläut der Glocke deutlich zu hören, und wenn die Sonne sich zum Untergange neigt, wird auch vom Pastorat die vergoldete Kugel auf der Spitze des Kirchturms wie ein funkelnder Stern sichtbar.

Das war die Heimat, in welche die junge Pastorin am Abend des 26. Mai 1864 ihren Einzug hielt. Aber nicht als Hausfrau zog sie ins eigene Haus, sondern wurde als Hauskind aufgenommen in den Familienkreis des Hauses, von den Eltern willkommen geheißen als Schwiegertochter,

von den Geschwistern als Schwester, um als meine Gattin die Stellung zu teilen, die mir als ältestem Sohne des Hauses und als Amtsgefährten meines Vaters angewiesen war. Wie reich aber auch die Liebe der Eltern und Geschwister sein mochte, die uns aufnahm und umgab, — einstweilen blieb uns die Befriedigung versagt, die jedem jungen Ehepaar als das Ziel seiner Wünsche und Hoffnungen erscheint, nämlich einen eigenen Hausstand für sich einrichten und führen zu dürfen, nicht nur eins zu werden in dem Ringen und Trachten nach dem Höchsten über Raum und Zeit hinausragenden Ziele ewiger Vollendung und Seligkeit in Gott, sondern auch praktisch schon hierin der Zeit miteinander und füreinander sich eine Welt im Kleinen zu schaffen, sie mit dem Sonnenschein junger Liebe zu verklären, und auch in den mancherlei kleinen Mühen, Freuden und Leiden solchen Schaffens sich immer wieder auf's neue der vorhandenen Gemeinschaft bewußt zu werden. Die junge Frau mußte es lernen, sich mit ihrem Gatten in die fertigen, festen Ordnungen seines Elternhauses zu schicken, als Hauskind sich dem Willen der Eltern zu fügen, und sich in die stark ausgeprägte Eigenart des Familienkreises einzuleben, dem sie hinfort angehörte. Sie hat es gelernt und in den 10 Jahren unserer abhängigen Stellung reichlich Gelegenheit gehabt, sich nach allen Seiten in der Selbstverleugnung zu üben, durch die sie befähigt wurde, später mit seltener Umsicht, Treue und Festigkeit das eigene Hauswesen zu führen. An manch' schweren Kämpfen hat es dabei nicht gefehlt. Die herzliche gegenseitige Zuneigung und Liebe der aufeinander angewiesenen Familienglieder wurde nicht selten durch Reizbarkeit von der einen und Empfindlichkeit von der anderen Seite auf die Probe gestellt. Aber weil alle Familienglieder und Hausgenossen darin von Herzen einig waren, nicht im Dunkeln zu tappen, sondern „im Lichte zu wandeln“, und weil namentlich die Eltern dafür sorgten, daß das Licht des

Wortes Gottes nie unter den Scheffel, sondern täglich aufs neue auf den Leuchter gestellt wurde, damit es allen im Hause leuchte, so schwanden auch die Schatten der Sünde immer wieder, und das Wort, mit dem der Vater unsere Ehe eingesegnet hatte, bewahrheitete sich: „So wir im Lichte wandeln, wie Er im Lichte ist, so haben wir Gemeinschaft unter einander, und das Blut Jesu Christi reinigt uns von aller Sünde.“

Im Sommer 1865 unternahm der Vater mit beiden Töchtern Marie und Hanna eine Reise nach Deutschland. Wie hatten die Schwestern sich auf die längst geplante Reise gefreut, die nun wirklich angetreten wurde! Auch des Vaters Herz verjüngte sich bei der Freude der Kinder. Die Mutter begleitete sie bis Riga. Die Brüder Julius und Hermann schlossen sich den Reisenden an. Wir nahmen von ihnen Abschied auf fröhliches Wiedersehen, aber nicht um einsam in Pebalg zurückzubleiben, sondern um die Rückkehr der Mutter und mit ihr den Besuch der Eltern und Geschwister aus Talsen zu erwarten. Sie kamen. Wir verlebten mit ihnen mehrere glückliche Wochen und freuten uns der Briefe, die von unseren Reisenden kamen und stets gute Nachrichten brachten. — Wir waren wieder mit der Mutter allein und erwarteten nun die baldige Rückkehr des Vaters und der Schwestern. Da brachte ein Brief die erschütternde Nachricht, daß unsere Schwester Marie am 13. Aug. n. St. nach kurzem schweren Krankenlager in Meiningen gestorben war. In der Nacht darauf kam der Vater mit Hanna an. Welch' ein Wiedersehen war das! In den heißen Tränen, die da flossen, mischte sich die Freude des Wiedersehens mit den Heimgekehrten, und der bittere Schmerz um den Verlust der teuren Schwester. — Der Herbst kam, und es sah nicht nur draußen öde und traurig aus, sondern es war auch im Hause, in unserem Familienkreise trübe, sonnenarme Zeit . . .

In dieser trüben Zeit schenkte Gott uns in unserer Ehe die erste frohe Hoffnung, die wir den Eltern mittheilten, sobald wir derselben gewiß waren. . . .

Am 16. Juni 1866, am Geburtstage unserer verstorbenen Schwester Marie schenkte Gott uns ein Töchterchen. Als die junge Mutter ihr Kind zum erstenmal in den Armen hielt, lächelte sie es glücklich an, und sagte zu mir gewandt: „Welch' reich gesegnetes Kind, auf dem mit dem Segen seiner Eltern zugleich der doppelte Segen beider Großelternpaare ruht!“ Am 21. Juli wurde es getauft und erhielt die Namen Marie Luise Hedwig. Ein großer Kreis von Verwandten und Freunden hatte sich dabei versammelt. Unser Bruder Johannes meinte, eine solche Versammlung habe auch der liebe Gott nur selten gesehen, da zu derselben außer dem jungen Elternpaare, die beiden Großelternpaare und noch vier Brautpaare aus unserem nächsten Geschwisterkreise gehörten.

Mit dem Kinde, das Gott uns geschenkt hatte, begann für uns ein neues Leben, voll neuer Pflichten, neuer Freuden, neuer Hoffnungen. Der liebe Gott aber sorgte dafür, daß den Freuden und Hoffnungen auch das Gegengewicht zur rechten Zeit nicht fehlte. Wir blieben in derselben abhängigen Stellung wie bisher, ja dieselbe wurde uns in mancher Hinsicht noch fühlbarer als vorher, aber doch fühlten wir uns als Eltern eines Kindes um eine Stufe höher gehoben, getragen von dem Bewußtsein selbständiger Verantwortlichkeit und darum innerhalb des neuen Pflichtenkreises unabhängig und frei. . . .

Im Mai 1867 reiste Theophile mit unserer Marie und der Wärterin auf mehrere Wochen zu den Eltern nach Talsen, und nun fand wieder, wie einst in unserer Brautzeit ein regelmäßiger Briefwechsel statt.“

Im ersten Brief an die Frau heißt es:

Den 9. Juni 1867.

„ . . . Es ist heute ein so köstlicher Sommermorgen, wie er nur aus der Hand dessen kommen kann, von dem es im Psalm heißt: „Der Herr ist König und sehr herrlich geschmückt, und hat ein Reich angefangen, soweit die Welt geht.“ Und dieses Reiches Kinder sind auch wir; aber sein Reich ist nicht von dieser Welt. Schön, wie der heutige Morgen, war auch der gestrige Abend, an welchem wir alle lange auf dem Schaukelberge saßen; es war so still und feierlich. Die stille Schönheit der grünen, von Sonnenduft durchhauchten Natur mahnte unwillkürlich an die noch unsichtbare himmlische Schönheit einer anderen Welt, die uns dereinst soll geoffenbart werden, „wo der Glanz, der uns erhöht, nie vergeht.“ Wir sangen leise jenes Abendlied: „Der Mond ist aufgegangen usw.“, sprachen viel von unserer lieben seligen Marie, die uns allen in die Heimat vorangegangen ist. Als wir uns gute Nacht sagten, lag ich noch lange, bis nach Mitternacht, im offenen Fenster, dem gegenüber der Mond eben aufging und habe viel an Dich gedacht und im Geiste mit Dir geredet . . .

O wie freue ich mich dieses köstlichen Wetters für Euch, Ihr meine Lieben! Nun sind auch bei uns die Apfelbäume in voller Blüte, der große Baum unter unserem Fenster ist wunderschön; die Tulpen blühen und die Maiglöckchen blühen und duften, die weiße Speräa neigt sich unter der schneeigen Last ihrer langen Blütenstengel, und das „gebrochene Herz“ läßt seine Blüten wie lange rote Bänder wehen, die Pfingstrosen haben Knospen, kurz, es ist wunderbar schön und lieblich. Gestern hat Mama die Zimmer für die Synode einrichten lassen . . .“

Es war die erste Sprengelsynode, die Vater Kaehlbrandt als Probst leitete. Nachdem sein Schwager Probst August Döbner durch einen Willkürakt von diesem Amte entsetzt worden war, war er zu demselben gewählt worden, und in

diesen Sommerwochen fand die Sprengelsynode in Neu-Debalg statt.

Den 15. Juni 1867.

„ . . . Wir haben jetzt ein paar bunte Tage hinter uns, die beiden Synodaltage. Das Wetter war so schön, daß wir fast immer draußen sitzen konnten, und nur am Dienstag abend, wo sich ein starkes Gewitter mit heftigem Regen über uns entlud, im Zimmer die Erfahrung machen konnten, daß für 20 Raucher die Räume unseres Hauses doch noch zu eng sind. Leider fehlten uns manche Amtsbrüder, die wir gerne hier gehabt hätten, namentlich Holst aus Wenden. . . . Auch Sokolowski kam erst am Dienstag abend. Die ganze Einrichtung für die Pastoren war vortrefflich bequem. Am Montag morgen eröffnete Papa die Sitzung mit einer sehr hübschen einfachen, herzlichen Ansprache, in welcher er kurz die kirchlichen Ereignisse des verflossenen Synodalsjahres schilderte, dabei natürlich auch besonders der Absetzung Onkel Augusts (Doebner) Erwähnung tat und im Namen aller ihm die Liebe und Anerkennung und den Dank für seine Amtsführung als Probst aussprach, auf die er gewiß vollen Anspruch hat. Dann sprach sich Papa noch über seine Stellung aus, die er als Probst zu den Amtsbrüdern einnehmen wolle, und schloß daran ein kurzes Gebet. Wir nahmen zuerst die unwichtigen kleinen Angelegenheiten vor, weil wir zu Mittag noch Sokolowski erwarteten. Er kam aber erst am Abend spät. J. M. war Protokollführer, aber als solcher ziemlich ungewandt, so daß ein gewisser E. K. ihm stark unter die Arme greifen mußte, und dadurch viel zu tun hatte. Onkel August hatte eine sehr lange und interessante Arbeit mitgebracht, die ich leider nur sehr zum Teil hören konnte, eine Geschichte der griechischen Konversion im Rigaschen und Wendenschen Kreise aus eigener Anschauung, sehr frisch und lebendig geschrieben. Er wird sie nach Dorpat schicken. In der griechischen An-

gelegenheit hatte ich auch eine Arbeit, in welcher ich den Antrag stellte und motivierte, die Synode möge, da uns die Verteidigung unserer Kirche in der Presse untersagt sei, einmütig mit Bezug auf die Platonschen Angriffe ihr Bekenntnis im Gegensatz zu den von Platon aufgestellten Behauptungen öffentlich aussprechen. Ich hatte dieses Bekenntnis, wie ich es mir dachte, auch aufgesetzt, aber außer der Familie Kaehlbrandt wollte keiner etwas davon wissen, und ich fiel gründlich durch. In der Herrnhuter Sache hatte Sokolowski mit mir und ich mit Sokolowski eine starke Lanze zu brechen, wobei ich für Papas Antrag eintrat, man möge Herrnhut gestatten, sich als selbständige Kirchengemeinschaft neben, nicht wie bisher innerhalb der lutherischen Kirche zu konstituieren, während Sokolowski nur die Unterordnung der Diakonen unter das Konsistorium beantragte. Nach vierstündiger Debatte entschied sich die Majorität für Papas Antrag. Papa selbst war an beiden Tagen von sehr heftigen Kopfschmerzen geplagt, so daß er an der Herrnhuter Diskussion nur sehr wenig teilnehmen konnte, und es ihm ganz willkommen zu sein schien, daß ich die Sache aufnahm. Quartette wurden diesmal nur wenige gesungen, spazieren gegangen nicht, die Zeit war zu besetzt. Mittwoch abend um 6 Uhr fuhren alle wieder auseinander . . .“

Die Frau hatte ihm geschrieben:

„Gerne wüßte ich, ob Du etwas für die Sprengelsynode gearbeitet hast und ob Du von Deiner größeren Arbeit, über das gottmenschliche Wort der Schrift, etwas den Amtsbrüdern mitteilen wirst. Wie geht es wohl überhaupt diesem Deinem lieben Kinde? Ist es in seiner Entwicklung sehr vorgeschritten? Ich hoffe doch, es hier wiederzusehen, und mich an seinem Wachstum zu erfreuen, dem die Abwesenheit der kleinen (Stief?) Schwester gewiß ganz zuträglich gewesen sein mag. Wie schön wird es sein, mein

geliebter Emil, wenn Dein nächster Brief mir über so manches Auskunft geben wird, wonach ich im Herzen oft und vergeblich frage

Darauf antwortete er:

„ Du fragst, meine liebe Theophile, wie es meinem „Kinde“ gehe, ob dasselbe gewachsen sei und Fortschritte gemacht habe? Darauf muß ich erwidern, es scheint ein eitles, ungeratenes Kind zu sein, dem ich wieder Kleider nach einem neuen Schnitt habe machen müssen. Wenn Du mich aber fragst, warum ich denn ein so schwacher, nachgiebiger Vater bin? so erwidere ich: Darum, weil mir meine liebe Frau fehlt, die in Bezug auf Kindererziehung mehr Erfahrung und wie alle Frauen, mehr richtigen Takt hat. Und wenn ich ernsthaft reden soll, so sage ich: ohne Dich, meine Theophile, geht es mir auch beim Arbeiten schlechter als sonst, ich bin ungeduldig und zerstreut, und fühle mich an meinem Schreibtisch nicht recht gemüthlich. Jedenfalls bringe ich Dir meinen ungeratenen Geistespröfiling mit, um ihn Dir zu präsentieren und mich mit Dir dessen zu freuen, daß unser Mariechen besser gediehen ist und sich kräftiger entwickelt hat, als dieser Wechselbalg.“

„Der Wunsch, das Grab seiner verstorbenen Tochter Marie in der Nähe zu haben und zu dem Zweck, ihren Sarg aus Meiningen nach Pebalg überführen zu lassen, hatte dem Vater schon früher den Gedanken nahegelegt, in dem Pastorats-Wäldchen einen unfriedigten Begräbnisplatz für sich und seine Familie, für seine Nachfolger und deren Familien anzulegen. Obwohl er auf den Wunsch verzichtete, die Leiche der Tochter herbringen zu lassen, so kam doch der Gedanke, einen Pastorats-Friedhof einzurichten, im Sommer 1867 zur Ausführung. Am 10. September 1867 wurde nach Beendigung aller Arbeiten und nach erfolgter Genehmigung der kirchlichen Obrigkeit das freundliche Plätz-

chen eingeweiht als „Begräbnisplatz für die Neu-Debalgschen Pastore und deren Familien“. Die in der Chronik des Pastorates Neu-Debalg verzeichnete Stiftungsurkunde darüber schließt mit den Worten: „Der Herr lasse seinen Frieden ruhen auf diesem Friedensorte; — Er mache die Erde leicht, denen, die dort schlafen und schenke ihnen einen seligen Morgen der Auferstehung im Reiche der Herrlichkeit; — Er trockne auch alle Tränen, die dort fließen werden und tröste die Weinenden mit dem ewigen gewissen Troste dessen, der da ist die Auferstehung und das Leben! Amen!“ —

Am 12. Oktober 1867 wurde uns ein Sohn geboren, Gott hielt seine schützende Hand über Mutter und Kind, so daß alle Befürchtungen zu Schanden wurden. . . . Am 26. Oktober aber erkrankte unser Söhnchen und am 30. Oktober frühmorgens taufte ich es Karl Ferdinand Oskar, — die liebe Mutter hielt es auf den Armen. Theophile war, obgleich körperlich noch sehr angegriffen, doch wunderbar stark. Bei dem sich immer häufiger wiederholenden gellenden Aufschrei des Kindes, der ihr jedesmal wie ein Stich durch die Seele ging, war es ihr eine große Beruhigung, ihr Kind geborgen zu wissen in den Armen dessen, der gesprochen: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.“ In der Nacht auf den 31. Oktober starb unser kleiner Oskar. Als wir ihm die Augen zugeedrückt hatten, lasen wir das Lied: „Jesus, meine Zuversicht, und mein Heiland ist im Leben, dieses weiß ich, sollt' ich nicht darum mich zufrieden geben?“ Am 7. November legten wir unseren Sohn ins Grab. Sein Grabhügel war der erste, auf dem kürzlich eingeweihten Gottesacker. Um eine irdische Hoffnung waren wir ärmer, aber um ein seliges Kind reicher geworden, welches die Herzen nicht erd-, sondern himmelwärts zieht. . . .

Im Frühjahr 1870 herrschte eine sehr bösertige Scharlach- und Masernepidemie in der Gemeinde, die sehr viele

Kinder hinwegraffte. Theophile selbst erkrankte schwer an den Masern, und obgleich Marie sogleich von ihr getrennt wurde, so vergingen doch nur wenige Tage, bis auch sie von derselben Krankheit ergriffen wurde. Gott aber hielt über beide seine schützende Hand, das heftige Fieber wich und die Krankheit nahm ihren regelmäßigen, normalen Verlauf, so daß nach einigen Wochen beide, Mutter und Tochter, wieder genasen. Dennoch war Theophile so angegriffen und entkräftet, daß sie für den Sommer eine Erholung und Stärkung dringend bedurfte. Der Güte des Vaters verdankten wir es, daß wir zu dem Zwecke eine Reise nach Deutschland unternahmen und in Reichenhall für Theophile Genesung suchen konnten. Unser Töchterchen durften wir unter der treuen Obhut der lieben Großeltern und der Tante zurücklassen. —

Wie jauchzte das Herz beim Betreten deutschen Bodens! Bei der uns nur kurz zugemessenen Zeit verzichteten wir auf den Genuß der Kunstschätze in den großen Städten, und durcheilten nur flüchtig die herrlichen Gemäldegalerien und Kunsttempel, um uns an der herzlichen Liebe der zahlreichen Verwandten und an den Waldbergen Thüringens zu erquicken und von dort an unseren Bestimmungsort nach Reichenhall zu reisen. Dort, angesichts der majestätischen Berge von Südbayern, Tirol und Salzburg erlebten wir den Ausbruch des großen deutsch-französischen Krieges, jubelten beim Eintreffen der ersten großen Siegesnachrichten und fühlten uns gehoben und getragen von der durch ganz Deutschland flammenden Begeisterung, in der sich das Morgenrot des unter Preußens Führung geeinten deutschen Reiches ankündigte. Nach beendeter Kur kehrten wir auf einem Umwege durch Tirol und Salzburg über Wien und Warschau zurück, mehr geistig als leiblich gestärkt und erquickt. Leider fanden wir den alten Vater schwer erkrankt darniederliegend und bangten wochenlang um den endlichen

Ausgang seiner Krankheit. Er erholte sich sehr langsam; die Erschöpfung der Kräfte dauerte bis in den Winter, und erst am 2. Weihnachtsfeiertage konnte er wieder nach fünf Monaten seine geliebte Kanzel besteigen, um der Gemeinde das Evangelium von Christi zu verkündigen

Am 27. November 1870 starb mein Bruder Julius in Pernau. Auf den Wunsch der Eltern wurde die Leiche nach Neu-Pebalg gebracht und auf dem Pastorats-Kirchhof zur Erde bestattet. Er hinterließ eine Witwe mit zwei Kindern, von denen die ältere Tochter Luise, meist Eulu genannt, um ein Jahr jünger war, als unsere Marie. Auf den Wunsch der Eltern entschlossen wir uns, dieses Kind zu uns zu nehmen und zusammen mit unserer Tochter zu erziehen“

Im Sommer 1871 weilten die alten Eltern einer Kur wegen in Riga. Emil Kaehlbrandt hielt unterdessen seine erste deutsche Konfirmandenlehre mit drei Jünglingen, die, obgleich nicht zur Gemeinde gehörig, zu dem Zweck nach Neu-Pebalg gekommen waren. Seiner Frau, die mit ihrem Kinde auf mehrere Wochen zum Besuch ihrer Eltern nach Talsen gereist war, berichtet er brieflich über seine Arbeit und sonstige, in diese Zeit fallenden Ereignisse:

„ . . . Sonntag kamen J. und K. und in der Nacht W. hier an, so daß ich am Montag morgen den Unterricht beginnen konnte. Am ersten Tage fielen die Stunden mir etwas schwer, und ich glaube mich für das Verständnis der jungen Leute etwas zu hoch verstiegen zu haben; jetzt sind wir aber schon recht bekannt miteinander geworden, und ich fühle eine gewisse Befriedigung durch den mehr in die Tiefe gehenden Unterricht; auch hatte ich die Freude, als ich mir gestern vorlesen ließ, was sie aufgesetzt hatten, daß zwei von ihnen das ganze sehr richtig gefaßt und wiedergegeben hatten, während der dritte einen krassen Blödsinn zusammengestoppelt hatte. Ich gebe ihnen täglich 3—4 Stunden und

des Abends, von 6 Uhr an, lesen sie mir vor, was sie aufgeschrieben haben, und dabei gibt es dann mancherlei Anlaß, dieses und jenes näher zu berühren und eingehender zu besprechen. Da ich mich recht gründlich auf jede einzelne Stunde vorbereite, so ist meine Zeit ziemlich besetzt, und ich vermisse es nur schmerzlich, daß ich Dich, mein liebes treues Herz, an meinen Vorbereitungen nicht kann teilnehmen lassen; Du würdest Dich gewiß um der Sache willen und auch um der Freude willen, die ich daran habe, mit freuen, mit interessiren und mitbeten. Letzteres tust Du gewiß auch in der ferne. Ja, tue es doch, mein Herz, und sei mir und meiner Arbeit dadurch nahe und förderlich. Wie werde ich Dich erst am Konfirmationstage vermissen!

Den 10. Juni. „ Ich habe zum Teil recht schwere Tage hinter mir, in denen das Herz recht unlustig und verdrossen, recht tot und öde war, in denen ich viel Deiner gedacht habe, ohne doch recht glücklich und zufrieden zu sein. Gott verzeihe mir die innere Zerfahrenheit und Zerstretheit, deren ich selbst in den Konfirmationsstunden nur gewaltsam Herr werden konnte. Doch genug von diesen Kalamitäten! Der heutige Tag hat mich wieder aufgerüttelt und erfrischt. Ich habe viel zu tun, bin ein Frühaufsteher geworden, ein eifriger Benutzer des Abades, ein kühner Reiter auf Hermanns Schimmel, ein seufzender Gärtner, ein Konfirmandenlehrer, der manches gelernt hat und noch mehr lernen muß, ein Pastor, dem Gott der Herr mitunter in recht beschämender Weise hilft, — kurz, ich bin ein Menschenkind, an dem neben einzelnen guten Anlagen viel Sünde und viel Schwachheit sichtbar wird, und das einer Frau bedarf, welche, wie Du, meine Theophile, freundlich und liebevoll zu tragen und zu beglücken versteht . . . Mir ist es heute über Erwarten gut gegangen. Meinen Konfirmanden glaube ich heute etwas ans Herz gedrungen zu sein; dann kam Dein Brief, Papas Brief, hernach Leute

mit verschiedenen Anliegen; und eine besondere Freude war es mir, noch um 9 Uhr abends einen recht verstockten Sünder nach langer Bearbeitung zu einem, wie es schien, aufrichtigem Sündenbekenntnis zu bewegen. Dann lasen wir einen interessanten Aufsatz aus der Kirchenzeitung: „Deutschland und Frankreich.“ Bei gutem Wetter machen wir nach dem Tee noch einen gemeinsamen Spaziergang, bei schlechtem Wetter aber, wie heute, gestern und vorgestern, lese ich des Abends meinen Konfirmanden vor. . . Am Sonntag hatte ich einen schweren lettischen Gottesdienst bei erdrückender Hitze, erquickte mich an einem Frühstück, daß mir Hanna und Alexander zur Kirche brachten, und fuhr direkt nach Ramkau, wo ich in der Schule vor recht zahlreich versammelter Gemeinde deutschen Gottesdienst hielt, und die versammelten deutschen Kinder katechisierte. Sie hatten die ihnen aufgegebenen Gebote recht gut gelernt. . . Dienstag habe ich mit Hanna zusammen unsere Gräber bepflanzt und zwar mit Veilchen eingekantet, die sich in den Gartenbeeten in unzähliger Menge ausgesät hatten. Gestern hatten wir scheußliches Wetter. Ich mußte gleich am Morgen zu einer Kranken nach Keife, jener L. B. . . und machte die Tour zu Pferde. . . Bei meinen drei Jünglingen habe ich bis jetzt zwar ein recht reges Interesse für den Unterricht gefunden, aber ein ziemlich äußerliches Verstandesinteresse, das sie zu vielen spitzfindigen Fragen veranlaßt. Ein wirkliches Verständnis, einen rechten Ernst vermiße ich bei ihnen. Heute nun hat mir Gott der Herr geholfen, diesen Mangel mit ganzem Ernst und in herzlicher Freundlichkeit recht dringend zu rügen, so daß ich hoffe, einigen Eindruck gemacht zu haben. Möchte es mir nur gelingen, ihnen die ganze Bedeutung und Heiligkeit der Sache, um die es sich handelt, ans Herz zu legen. Wir stehen mitten im zweiten Glaubensartikel. Mir ist es an ihnen recht lebhaft entgegengetreten, wie wenig eine bessere Verstandesbildung zugleich Herzens-

bildung ist, und wie wenig die erstere eine größere Empfänglichkeit für die Wahrheit des Evangeliums erzeugt. An gutem Willen fehlt es ihnen keineswegs, aber auch nicht an adligem oder ungeistlichem Leicht- und Weltfönn. Bisher habe ich von dem Unterricht mehr Nutzen gehabt als sie. —“

Den 16. Juni. „Soeben habe ich meine Konfirmationsstunden für heute beendet; draußen grollt ein prächtiges Gewitter; Baum und Strauch triest von dem mächtig herabströmenden Regen. Da benutze ich denn die Stunde, in der ich sonst zum Bade gehe, um zu Dir hinzueilen, Dich an mein Herz zu ziehen und was ich an inniger Liebe habe, in Dein Herz zu gießen, Du liebes, teures Weib, durch die ich so reich und so arm zugleich bin. Reich bin ich durch Dich, durch Dich und Deine Liebe, durch unser herziges Töchterlein, das heute seinen Geburtstag feiert; arm bin ich, weil Ihr beide mir fehlt, und es Euch kaum vorstellen könnt, wie sehr Ihr mir fehlt. Fünf Jahre sind es her, da kniete ich an Deinem Krankenbette; Du warst erschöpft und müde, und doch waren wir beide sehr glücklich; wir hatten ja nun unser erstes Kindlein. Wie vieles ist seitdem an uns vorübergegangen, manches Leid und manche Freude. Aber ist nicht in unserem Mariechen unser Glück und unser Reichtum gewachsen? und ist nicht unsere eigene Liebe gewachsen und gestählter geworden? Der Duft und Glanz und Schimmer der zarten bräutlichen Liebe, er mag geschwunden sein; ihr Kern ist nicht nur geblieben, er ist auch gewachsen und hat unter manchem scharfen Winde und rauhen Wetter süße Früchte getragen, die durch Gottes Gnade uns für das ganze Leben und für die Ewigkeit unverloren sein sollen. Und darum laß Dich mit Deiner großen fünfjährigen Tochter recht fest und innig ans Herz drücken, Du meine Freude, mein Reichtum, mein Leben; ich lege Euch an das Vaterherz unseres treuen Gottes. Er

segne und behüte Dich, meine geliebte Theophile! Er segne und behüte Dich, mein liebes, süßes Töchterlein! — . . . Heute sende ich Dir ein kurzes Verschen, das mir gestern auf unserem kleinen Kirchhof in den Sinn kam und sich beim Schlafengehen in Reime fügte:

Auf Wiedersehen!

Du kennst den stillen Friedensort,
Umrauscht von hohen Tannen;
Ein weißes Kreuzchen stehet dort,
Wo heiße Tränen rannen.

Es dehnt sich weit das Waldrevier,
Weit dehnt sich Tal und Hügel,
Mein Liebesgruß reicht nicht zu Dir,
Lieh ihm der Wind gleich Flügel!

Es rauscht der Wald, es weht der Wind,
Die Wolken ziehn in Frieden,
Wie weit, wie weit bist Du, mein Kind,
Von Deinem Schatz geschieden!

Am einsam stillen Friedensort,
Umrauscht von Tannenbäumen,
— Ein weißes Kreuzchen stehet dort —
Da sitz ich, um zu träumen.

Was ist die kurze Erdenzeit?
Ein Weg zu Himmelshöhen!
Und auf der Trennung bitt'res Leid
folgt sel'ges Wiedersehen!

Doch nur, wenn Herz und Herz versenkt
Sich in der Liebe stillen,
Die sich am Kreuze hat gekränkt
Um unsrer Sünden willen.

Und weil, der uns am Kreuz versöhnt,
Nicht ist im Grab geblieben,

So pflanzen wir nun sieggekrönt
Sein Kreuz aufs Grab der Lieben.
Und prägen's uns ins Herz hinein,
Dort soll es leuchtend stehen,
Und — muß es denn geschieden sein —
So ist's: auf Wiedersehen!

„Ich habe in dieser verflossenen Zeit fleißig gearbeitet und habe selbst manchen Gewinn von der Arbeit gehabt für meinen inwendigen Menschen . . . Meine Konfirmanden nehmen mich sehr in Anspruch. Heute haben wir den dritten Glaubensartikel beendet und die Lehre vom Gebet begonnen. Sonnabend hoffe ich diese zu beenden; dann bleibt für Montag das Hauptstück von der Taufe, Dienstag vom Abendmahl und Mittwoch ganz kurz die Lehre vom Amt der Schlüssel durchzunehmen. Das Verständnis für kirchliche Fragen ist ihnen ebenso fremd wie die biblische Anschauungs- und Redeweise, so daß ich keineswegs sehr befriedigt bin . . . Am Sonnabend ist öffentliches Examen in der Parochialschule, dem ich beiwohnen werde. Sonntag halte ich das Kirchhofsfest, falls gutes Wetter ist. Wir haben unausgesetzt große Hitze, dabei beständiges Gewitter und tägliche Regenschauer. Ein äußerst fruchtbares Wetter, eine wahre Treibhausluft! Daher auch Kraut und Unkraut stark wuchert. Unser Garten sieht entsetzlich verwildert und verwüstet aus. Kahrl arbeitet fleißig an der Reinigung desselben, nachdem die Wege im Wäldchen gründlich ausgestoßen und gesäubert sind. Dem zu Johannes soll alles rein und ordentlich sein. Bisher habe ich regelmäßig gebadet, und es hat mir gut getan . . .

Heute erhielt ich von Theodor einen Brief mit der Nachricht, der Ordnungsrichter sei im Auftrage des General-Gouverneurs in Laudohn gewesen und habe dort Haus-suchungen gehalten nach der Iettischen Bearbeitung der

Harleßschen „Geschichtsbilder“, von denen er 22 Exemplare konfisziert hat . . Unsere Gräber haben wir nach Möglichkeit geschmückt, sie sehen gepflegt und ordentlich aus; auf Oskarchens Grabe steht der Rosenstock, der sich sehr kräftig entwickelt hat. Auf dem Fenster meines Schreibzimmers stehen vier Ableger von den Rosenstämmchen im Garten, deren eines beim letzten Sturm eine Hälfte seiner Krone eingebüßt hat. Und nun, meine Theophile, laß mich schließen; es ist schon spät geworden, noch will ich ein kleines Zettelchen an Mariechen schreiben und muß mich dann noch zu den morgenden Stunden vorbereiten. Deine Mahnung, früh schlafen zu gehen, habe ich leider nur selten befolgen können, obgleich ich früher als sonst aufgestanden bin. Jedoch fühle ich mich durchaus nicht angegriffen, habe kein einziges Mal Kopfschmerzen gehabt und glaube, daß ich einen recht dauerhaften Acker Gaul abgeben würde, wenn es sein müßte. Bald aber ist nun die scharfe Arbeitszeit vorbei. Dann aber gilt es noch drei Wochen Dich entbehren, mein Frauenchen, und das ist viel schwerer als alle Arbeit. Wie zerissen und zerstückt ist doch dieser Sommer! Für mich fängt der Sommer erst an, wenn ich Dich und Mariechen wiederhabe. Gott behüte Euch!“

Den 24. Juni. „ . . . Uns geht es gut. Ich habe eine schwere Arbeitszeit hinter mir, die durch Gottes große Gnade heute einen recht erquickenden Abschluß gefunden hat. Vorgestern schloß ich meine Stunden, und der Herr gab es mir meinen lieben Konfirmanden recht warm und innig ans Herz zu legen, was ich ihnen wünschte, wozu ich sie ermahnte, worauf ich sie hinwies, so daß sie recht bewegt und ernst gestimmt mir zum Schluß dankten und mich herzlich umarmten und küßten. Gestern hatte ich mit jedem einzelnen eine gesegnete Privatbeichte, bei der ihnen das Herz wohl aufging und sie mich manchen tiefen Blick in ihr Herz tun ließen, wo neben viel Sünde und Schwachheit und Unver-

stand Gottes Geist doch auch in diesen Wochen manches gute Samenkorn des Glaubens und der Heiligung hat aufgehen lassen. Gestern abend um $\frac{1}{2}6$ Uhr war in unserer mit Kränzen und Maiengrün geschmückten Notkirche Prüfung der Konfirmanden und Beichte. Ich examinierte über den dritten Glaubensartikel, „Kirche“ und „Vergebung der Sünden“, und sie antworteten überraschend gut, wie ich es nicht erwartet hatte. Darauf hielt ich ihnen und den übrigen Kommunikanten die Beichtrede über den Spruch: „Geht ein durch die enge Pforte usw.“ (Matth. 7, 13, 14). Als wir nach Hause kamen, fanden wir die K.sche Familie bei uns vor, die in der Meinung, Prüfung und Beichte werde im Pastorat stattfinden, an der Kirche vorübergefahren war, während wir gerade dort waren. Nachdem wir den Abend bei strömendem Regen auf der Veranda die warme, feuchte Luft bis zum späten Abend genossen hatten, mußte ich noch meine Konfirmationsrede und lettische Predigt arbeiten, aber es ging rasch und gut, so daß ich um 2 Uhr fertig war. Da ich schon um 6 Uhr morgens mit etwas wüstem Kopf aufwachte und nicht mehr schlafen konnte, ging ich um $\frac{1}{2}7$ Uhr baden und kam wie neugeboren von der Na (zwei Werst) zurück. Den lettischen Gottesdienst hielt ich draußen im Freien und predigte, wie ich glaube, recht gut über Mark. 6, 17—29, taufte neun Kinder, kopulierte ein Brautpaar und dann begann der deutsche Gottesdienst, zu dem verschiedene W.s, aber von unserer deutschen Gemeinde nur wenige gekommen waren. Vermutlich hatte der seit 10 Uhr strömende Regen manchen abgehalten. Die Konfirmation hat mich sehr befriedigt, auch soll meine Rede viel Beifall gefunden haben. Sie war ein wenig vorbereiteter Herzenserguß über Col. 2, 6, 7. Jedem der Konfirmanden gab ich ein Blatt mit einem guten Erinnerungsspruch mit Beziehung auf das, was sie in der Privatbeichte über sich selbst ausgesprochen hatten. Dann nochmals Beichte

für die, welche am Abend vorher nicht anwesend waren, dann Predigt über Jes. 40, 1—5, die mir weniger gelang als ich gehofft hatte Außerdem fand ich S. aus Alt-Debalg vor, der mir in großer Aufregung berichtete, wie gestern abend der Ordnungsrichter mit Gendarmenobristen bei ihm Haussuchungen gehalten, drei Exemplare des lettischen Harleß konfisziert und ein Verhör angestellt hätten, wobei er genötigt worden sei, zu sagen, er habe mehrere Exemplare vom Probst in Neu-Debalg erhalten. Der Ordnungsrichter hat heute nach Riga telegraphieren wollen, damit Papa dort von der Polizei zur Rechenschaft gezogen werde. Lauter blinder Lärm, der aber doch, wenn auch unnützerweise, Papa in eine ihm keineswegs zuträgliche Aufregung versetzen wird. Um 6 Uhr abends etwa verließen uns unsere Gäste und die Konfirmanden unter herzlichem Abschied“

Die deutsche Eiche.

1871.

Kennt ihr die deutsche Eiche,
Gepflanzt am Ostseestrand?
Sie streckt drei mächt'ge Zweige
Hinaus weit in das Land.

Jetzt steht sie, wie zum Hohne,
Entblättert und entlaubt,
Die stolze grüne Krone
Hat ihr der Nord geraubt.

Der Nord mit scharfem Wehen,
Er raubt ihr Blatt um Blatt,
Der Stamm blieb mächtig stehen,
Wie er gestanden hat.

Die Wurzel hält noch Leben,
Gesund ist mancher Ast;

Da hat ein heimlich Weben
Den alten Baum erfaßt.

Die Äste schaukeln und schwanken
Und wiegen hin und her,
Als regten sich Gedanken
In ihnen, inhaltsschwer.

Als wollten sie, verschlungen
In festerem Verein,
Dem Nord, der sie bezwungen,
Nicht mehr zu Willen sein.

Doch hat aus fernem Westen
Ein Hauch sie angefaßt,
Da ist in allen Ästen
Der Hoffnung Grün erwacht.

Und fängt schon an zu keimen;
Gebrochen ist der Bann,
Erwacht aus ihren Träumen
Seh'n sich die Zweige an.

Aus einem Stamm entsprossen,
Das fühlen sie zumal,
Und steh'n nun da, umflossen
Von lichthem Hoffnungsstrahl.

Schirm' Gott Dich, deutsche Eiche
Am heim'schen Ostseestrand,
Und mögen Deine Zweige
Beschatten ein glückliches Land.

„Am 11. März hatte meine Schwester Johanna sich mit Alexander von Sengbusch verlobt. So oft im Laufe des Sommers er und seine Verwandten uns besuchten, brachten sie heiteren Frohsinn und fröhliches Leben, Gesang und Musik ins Haus. Am 24. August, dem Geburtstage

des Vaters, wurde die Hochzeit in großem Familienkreise gefeiert. Leider getrübt durch Erkrankung der lieben Mutter, deren schwache Gesundheit durch die mancherlei Vorbereitungen auf das Fest sehr angegriffen war. Schwer war es, die einzige Schwester ziehen zu lassen. Besonders die alten Eltern empfanden die Lücke, die dadurch im Hause entstand. Als jedoch das Familienleben der Geschwister sich immer glücklicher und reicher gestaltete, als ein heller Sonnenstrahl nach dem andern aus dem Geschwisterhause in das Elternhaus herüberschien, da teilten wir nicht nur von Herzen die Freude der Eltern, sondern das Geschwisterhaus in Laumekalm wurde uns je länger, je mehr so lieb und vertraut, daß die räumliche Entfernung von vier Meilen den gegenseitigen Verkehr nicht hinderte, sondern bei jedem Wiedersehen sich nur inniger zu gestalten und die Herzen einander zu nähern schien. Gottes Segen ruht auf dem Hause, darum ist es auch uns oft eine Segensstätte geworden“

„Mit dem zur Neige gehenden Jahre änderten sich unsere häuslichen Verhältnisse insofern, als die alten Eltern, um sich mehr in die Ruhe und Stille zurückziehen zu können, die ganze Führung des Hausstandes und der Wirtschaft in unsere Hände legten, jedoch unter gewissen beschränkenden Bedingungen, durch welche den Eltern ihre volle Unabhängigkeit gesichert blieb und wir verpflichtet wurden, ihnen über alles Rechenschaft zu geben und uns nach ihren Wünschen und Gewohnheiten zu richten Das Verhältnis, in das wir so eintraten, war in sich ein widerspruchsvolles, es erweiterte den Pflichtenkreis und hemmte doch zugleich die freie Bewegung innerhalb derselben. Theophile war nicht Hausfrau und führte doch unter eigener Verantwortung den Hausstand; sie wirtschaftete selbständig und war doch mehr als je durch Verpflichtungen gegen die Eltern und durch Rücksichten gebunden, die von beiden Seiten viel Selbstverleugnung forderten. Mit großer Gewissenhaftigkeit und

Treue gab sie sich ihren neuen wirtschaftlichen Pflichten hin, und es gelang ihr, das ganze Hauswesen in der bisherigen, den Eltern seit langen Jahren gewohnten und zum Bedürfnis gewordenen Weise weiterzuführen, so daß sich der Übergang desselben aus den Händen der Mutter in die der Schwiegertochter äußerlich kaum bemerkbar machte und Theophile selbst trotz mancher Selbstbeschränkung, die sie sich auferlegen, und trotz mancher Unzufriedenheit, die sie verwirken mußte, ihre Freude daran hatte“

Am 9. November 1871 war der alte Vater Seraphim in Talsen gestorben. „Nach dem Tode des Vaters entschloß sich die Mutter, bis zum nächsten Frühjahr noch in Talsen zu bleiben, dann ihren kleinen Hausstand dort aufzulösen und mit ihrer Stieftochter Johanna nach Birsen zu ihrem Sohn zu ziehen. Ihre damals elfjährige Pfliegerin Emilie Treuberg aber, die ihr im letzten Jahre eine sehr aufmerksame und treue Pflegerin geworden war, wollte sie niemandem anders anvertrauen als ihrer lieben Theophile, die von Herzen gern darauf einging Am 31. Januar 1874 wurde uns eine Tochter geboren, die aber nach wenig Stunden, nachdem sie in der Taufe den Namen Hedwig erhalten hatte, starb. Am 5. Februar wurde sie neben ihrem Bruder Oskar auf dem Pastorats-Kirchhof begraben. Theophile nahm den abermaligen Verlust ihrer Hoffnung in stiller demüthiger Ergebung hin Nachdem wir den Sommer am Strande zugebracht hatten, um für Theophile Erholung und Stärkung zu suchen, legte der Vater im Herbst 1874 sein Amt als Pastor in Neu-Debalg nieder, und am 29. September 1874 wurde ich als sein Nachfolger in das Amt eingeführt. Damit begann für uns ein neuer Lebensabschnitt; ich hatte ein eigenes Amt, Theophile ein eigenes Haus. —“

Der alte Vater Kaeßlbrandt schreibt in seinen Lebenserinnerungen:

„Im Jahre 1874 erbat ich mir vom Konsistorium meine Entlassung aus dem Predigtamt an der Neupebalgschen Gemeinde, der ich 45 Jahre gedient hatte. Es veranlaßte mich dazu hauptsächlich meine abnehmende Körperkraft und mein leidender Zustand. Ich hatte das 71. Lebensjahr beschritten, die Kräfte reichten nicht mehr hin, um alle Pflichten des Amtes in ihrem ganzen Umfange zu verrichten. Es ist eine Selbsttäuschung, sich in diesem Alter noch die Kräfte der Jugend zuschreiben zu wollen und die Abnahme der Kräfte des Leibes und Geistes sich nicht einzugestehen. Diese Selbsttäuschung ist das sicherste Zeichen eintretender Alterschwäche. Ohne Zweifel wäre ich schon früher den Anstrengungen des Amtes unterlegen, wenn nicht mein lieber Sohn Emil den schwersten Teil der Arbeit mir ab- und auf sich genommen hätte. Bereits zwölf Jahre hatte er mir treulich geholfen; da die Verantwortlichkeit für die Ausrichtungen des Amtes auf mir ruhte, so hatte er sich willig meinen Anordnungen gefügt, hat auch in einem Sinn und Geist mit mir gearbeitet und in musterhafter Weise des alten Vaters Schwächen und Eigenheiten getragen, so daß in unserem amtlichen Verhältnis nie eine Differenz oder Dissonanz aufgekommen war. Gott lohne es ihm! — Auch der Gemeinde Liebe und volles Vertrauen hatte er sich erworben, seine Predigt wurde gerne gehört, seine Freundlichkeit und Milde hatte ihn nie in irgend welche Konflikte mit der Gemeinde geraten lassen. Da die Gemeinde bei der Assistenz, die er mir leistete, in jeder Hinsicht gut besorgt war, so hätte ich wohl bis an mein Lebensende unter diesen Umständen im Amte bleiben können. Es erschien mir aber ein Unrecht zu sein, ihn noch länger in der abhängigen Lage eines Adjunkten zu lassen, ich hielt es auch um seinetwillen für notwendig, daß er eine freie, selbst-

ständige Stellung einnahm. Bereits beim Antritt seiner Adjunktur, war er von der deutschen Gemeinde und von den damaligen Repräsentanten der lettischen Gemeinde — den Kirchenvormündern — einstimmig und definitiv zu meinem Nachfolger erwählt worden. Auf einem Kirchenkonvent im Februar 1874, der zu dem Zwecke ausgeschrieben war, erklärte ich, mein Amt niederlegen und es meinem Sohn, als meinem erwählten Nachfolger, überlassen zu wollen. Die Organisation der Gemeinde hatte mittlerweile von der staatlichen Obrigkeit die Veränderung erhalten, daß für die Kirchenkonvente eigene Delegierte der lettischen Gemeinde gewählt waren, denen auch das volle Stimmrecht auf den Konventen bewilligt worden war. Infolgedessen beanspruchten die beiden Delegierten von Neu-Debalg und Kamkau auch bei der Wahl eines neuen Predigers ihr Stimmrecht geltend zu machen und wollten die früher getroffene Wahl meines Nachfolgers nicht gelten lassen, stellten auch allerlei Forderungen und Bedingungen an einen neu zu wählenden Prediger, indem sie sich mit manchen bisherigen Einrichtungen unzufrieden erklärten. Es waren Intriguen, die meist von der Herrnhuter Partei, mit der es an Konflikten nicht gefehlt hatte, angezettelt waren. Es gab unerquickliche Erörterungen. Nachdem mein lieber Adjunkt ihnen rundweg erklärt hatte, daß er auf Bedingungen hin sich nicht wählen lasse und sich anschickte, den Konvent zu verlassen, der Kirchenvorsteher aber nicht davon abstand, die früher getroffene Wahl als vollkommen rechtsgültig zu erklären und nur noch der eine Ausweg übrig blieb, daß die Sache dem Konsistorium zur Entscheidung übergeben würde und die Opponenten mit ihren Forderungen und Bedingungen zur Verantwortung gezogen würden — schlug mit einem Male die gespielte farce um — sie hielten den im Weggehen begriffenen Adjunkten zurück, erklärten, ihn als ihren Pastor annehmen zu wollen, setzten ihn auf einen Stuhl

und hoben ihn unter dreimaligem Vivat in die Höhe und baten ihn zum Schlusse — jedoch unter vier Augen —, er möge ihnen zwölf Flaschen Bayrisch-Bier spenden, die sie auf seine Gesundheit trinken würden. — Das waren Vertrauensmänner der Gemeinde! —

An dem Verfahren dieser Vertrauensmänner hatte die Gemeinde keinen Teil. Mit dem Delegierten der Neu-Debalgschen Gemeinde hatte ich kurz vorher einen Konflikt gehabt. Es fehlten noch 75 Rbl., um die Vergoldung der Rosetten im Plafond der Kirche ausführen lassen zu können. Ich erbot mich, 25 Rbl. dafür zu zahlen, wenn die beiden Gebiete Neu-Debalg und Ramkau ein jedes auch 25 Rbl. zahlen würden. Beide versprachen es, der Neu-Debalgsche Gemeindeälteste, der zugleich Konventsdelegierter war, hielt aber nicht Wort. Ich hatte ihm darüber scharfe Vorwürfe gemacht. Seine Antwort darauf war seine Opposition auf dem Konvente, für die er sich den Ramkauschen Delegierten zum Assistenten verschafft hatte. — Unter tiefer Bewegung nahm ich in meiner letzten Predigt von der Gemeinde Abschied, auch in ihr war eine gleiche Bewegung wahrnehmbar, und vieler Augen wurden naß. An demselben Sonntage introduzierte ich meinen lieben Sohn und befahl ihm die Gemeinde, der Gemeinde ihn. Bisher (1880) hat Gottes Segen auf ihm geruht! —“

VII. Abschnitt.

Die eigene Gemeinde und das eigene Haus.

Zu dem Kirchspiel Neu-Debalg gehörten außer dem Pastoratsgebiet, das drei, aus mehreren Gefinden bestehende große Dörfer umfaßte, drei Güter: Neu-Debalg, das dem Grafen Scheremetjew gehörte, Ramkau, welches im Besitze des Baron Meyendorff war, und das kleine Kronsgut Sohnsenhof. Das Kirchspiel erstreckt sich in einer Ausdehnung von 25—30 Werst. Die lettische Gemeinde zählte ca. 9000 Seelen. Sie war stark mit Herrnhutischen Elementen durchsetzt, die seinerzeit eine große Rolle in derselben gespielt hatten, und mit denen Vater Kaehlsbrandt in jahrelangen Kämpfen und Verhandlungen oft hart aneinander gekommen war. Dagegen gab es dort kein einziges Glied der griechisch-orthodoxen Kirche; die Konversion der vierziger Jahre hatte in der Gemeinde keinen Eingang gefunden, und so blieben ihr und ihrem Pastor auch die schweren Erfahrungen der Rekonversion erspart. Kaehlsbrandt hat es oft mit Dank gegen Gott als eine besondere Gnade anerkannt, daß er eine, in dieser Hinsicht reine Gemeinde hatte. Dieselbe muß als eine durchaus kirchliche bezeichnet werden, die Gottesdienste waren gut besucht, die Kirche, besonders an Festtagen, oft überfüllt. Es war Sitte, daß die Gemeindeglieder zweimal jährlich zum Abendmahle gingen, und zwar in einer bestimmten Reihenfolge nach Gebieten oder „Pagasten“ geordnet, so daß jeder Pagast seine be-

stimmten Sonntage hatte, an denen er kommunizierte. So fand, die Festtage und ein paar Sonntage im Sommer abgerechnet, sonntäglich größere Kommunion in der Kirche statt. Gewöhnlich betrug die Zahl der Kommunikanten 200—300, steigerte sich aber an einigen Sonntagen auch wohl auf 500—800. Die Neu-Debalgsche Gemeinde liebte und pflegte ihre Kirche, hatte auch zu deren Umbau im Jahre 1870—1872 manche Opfer gebracht. Aus der kleinen, haufälligen Kirche, von der nur die Grundmauern stehen geblieben waren, war nun ein schönes geräumiges Gotteshaus geworden. Es war in Kreuzform gebaut und mit einem stattlichen Turm versehen, im Innern mit geschmackvoller Malerei und schönen Sprüchen geschmückt. Wohl den schönsten Schmuck bildeten die Kanzel und der Altar, die in Eichenholz kunstvoll geschnitzt waren. Das schlichte Altarbild stellte Christus am Kreuze, ohne Nebenpersonen, dar. Es war von so wunderbar schönem Ausdruck, daß Emil Kaehlbrandt oft sagte, der Anblick dieses Heilandsbildes erbaue und stärke ihn jedesmal beim Betreten des Altars. Zwei Werst von der Kirche lag der Kirchhof, rings von Wald umgeben, wohl einer der größten Landkirchhöfe Livlands. Es war nicht Sitte, daß der Pastor alle Leichen bestattete, oft tat es ein Schulmeister oder ein Kirchenvormund. Doch so oft der Pastor darum gebeten wurde, selbst auf den Kirchhof zu kommen, erfüllte er diese Bitte gerne, obgleich die häufigen Fahrten auf den Kirchhof, der sechs Werst vom Pastorat entfernt war, ihm viel Zeit kosteten.

Treten wir nun Emil Kaehlbrandts Amtstätigkeit als selbständiger Pastor näher, so steht im Vordergrund derselben immer die Predigt, die Verkündigung des Wortes Gottes, an deren Ausarbeitung er nach wie vor die größte Sorgfalt legte und die er fast immer wörtlich niederschrieb. Pastor Döbner sagt darüber:

„Der Inhalt der Predigten Kaehlbrandts war rein biblisch, eine Verkündigung der großen Thaten Gottes. Im Mittelpunkte stand das Heil in Jesu Christo, und zu ihm wurden das Menschenleben und seine einzelnen Erscheinungen, ebenso im Leben der Einzelnen, wie auch der ganzen Kirche in Beziehung gesetzt. Er predigte Buße und Glauben, und zwar nicht in gefühligen Ergüssen oder blumenreichen Auslassungen, wohl aber in geistreicher Auslegung und Anwendung der Offenbarung Gottes in seinem Worte, der dort aufgezeichneten Thaten und Aussprüche, und ebenso des evangelischen Kirchenliedes. Ebenso waren seine Sprache und sein Vortrag frei von rhetorischem Pathos und jeder Phrase, — dazwischen suchte er im Vortrage sogar zögernd nach dem rechten Ausdruck, — aber dennoch waren seine Predigten in hohem Maße voll Leben, Kraft und Wärme. Ihre Kraft und ihre Wärme lagen in der Festigkeit von Kaehlbrandts Glaubensüberzeugung, in der Freudigkeit, mit der er von der Gnade Gottes in Jesu Christo Zeugnis gab, und der Nächstenliebe und dem Eifer, mit dem er jeden Zuhörer zum Glauben um seiner Seele willen bereden wollte, — aber auch in der Furchtlosigkeit, mit welcher er die Wahrheit herausagte. Seine Mannhaftigkeit im Bekennen seines Glaubens und im Dringen auf Glaubensgehorsam, seine Persönlichkeit voll Kraft und Geist, nicht allein einem reichen menschlichen Geiste, sondern einem in Gott geheiligten Geiste, stand hinter seiner Predigt, und darum war sie so wirksam. Bei einem Bibelfeste auf dem Lande, wo mehrere sehr gute Redner lettischer und deutscher Nationalität mitwirkten, und Kaehlbrandt, damals schon ergraut, eine Schlußansprache hielt, äußerten die Gemeindeglieder sich sehr befriedigt über alle Reden, die gehalten worden waren, bemerkten aber doch: der Alte übertreffe sie alle. Das war der Eindruck, den seine Rede hinterlassen hatte, und sie hinterließ unstreitig meist einen tiefen Eindruck.“

Wie er in der Kirche, von der Kanzel sein Bestes zu leisten bemüht war, ebenso gewissenhaft war er auch in der sonstigen Gemeindepflege. Große Sorgfalt widmete er den üblichen Kommunikanten-Vorbereitungen. An jedem Freitag versammelten sich die Kommunikanten des folgenden Sonntags zur Anmeldung, und zwar an einem vom Pastor dazu bestimmten Orte innerhalb des betreffenden Pagastes, einer Schule, einem Herrnhutschen Bethause oder einem Bauerngesinde. Dort hielt der Pastor mit ihnen zuerst eine Andacht, in der er sie auf die Bedeutung dieses Sakramentes hinwies. Darauf folgte die Anschreibung. Oft hielt Kaehlblbrandt diese Kommunikanten-Vorbereitungen auch in der Weise, daß er die Leute aufforderte, ihre Neuen Testamente mitzubringen, und mit ihnen dann einen Abschnitt daraus las und durchsprach. Er hoffte sie in dieser Weise zum Nachdenken über Gottes Wort anzuregen.

Die jährlichen Prüfungen der zu Hause unterrichteten Kinder führte er in derselben Weise fort, wie er es von seinem Vater überkommen hatte. Die Kinder mit ihren Eltern versammelten sich pagastweise in einem Bauernhofe, wo nach getaner Arbeit meist dem Pastor eine Mahlzeit hergerichtet wurde, bei der er dann Gelegenheit hatte, sich mit den Leuten zu unterhalten, sich auch über ihre irdischen und persönlichen Angelegenheiten berichten zu lassen, und dem einen oder anderen näher zu treten. Diese Hausbesuche nahmen bei den weiten Entfernungen meist einen ganzen Tag in Anspruch. Oft erschien an einem Ort mehrere Hundert Kinder, und es war eine sehr ermüdende Arbeit. Doch entschädigte dafür in einigen Pagasten auch die Freude, die er an den Kindern hatte. Namentlich freute er sich, daß viele von ihnen die Choräle gut zu singen verstanden, und das nicht nur gemeinsam im Chor taten, sondern sich nicht scheuten, auch einzeln vor den Pastor zu treten, und ihm ein oder das andere Lied vorzusingen, das

sie von der Mutter gelernt hatten. Oft wußten sie deren eine ganze Zahl und es entstand dann ein Wettstreit im Vorsingen, in dem jede Mutter ihr Kind vorschob. Diese Liebe zu unseren schönen Kirchenliedern wurde in den damaligen Volksschulen und während der Konfirmandenlehre weiter gepflegt und bildete die Grundlage zu dem schönen, kräftigen Gemeindegesang, wie man ihn damals nicht nur in der Neu-Debalgschen Kirche, sondern in den meisten Landkirchen allsonntäglich hören konnte. Wie schön ist es, wenn die Gemeindeglieder aus vollem Herzen und mit lauter Stimme in die alten Kirchenlieder einstimmen, und wie erhebend wirkt doch so ein kunstloser, freudig dahinbrausender Gesang zum Lobe Gottes aus vielen hundert oder tausend Kehlen! —

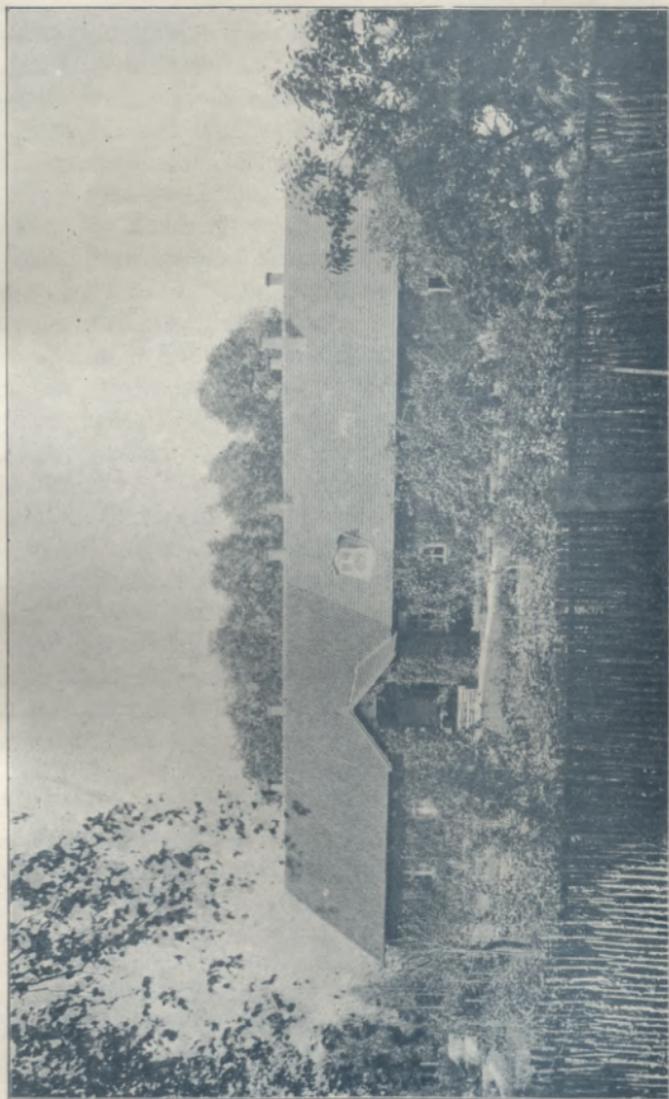
Mehr geistiges Leben erwachte in den lettischen Gemeinden durch den damals schon bestehenden obligatorischen Schulunterricht. Nicht die Gemeinde, oder, wie die lettischen Zeitungen gerne betonen, das „Volk“ hat die Schulen ins Leben gerufen. Dieses Verdienst ist einzig und allein der Ritterschaft und den Pastoren zuzuschreiben. Der ersteren hat es viel Geld, und den letzteren viel Arbeit und Mühe gekostet, dem „Volk“ Schulen zu geben und einzurichten. Die Zeit der Gründung von Gebietschulen in Livland fällt so ziemlich mit Kaehlbrandts Amtsantritt zusammen, und in all' den Jahren, solange die Leitung der Volksschulen in den Händen der Pastoren lag (bis zum Jahre 1889) ist er stets bemüht gewesen, die Schularbeit in der Gemeinde fruchtbar zu machen, die Lehrer anzuleiten und zu fördern und das Interesse für diese Arbeit zu heben. Das Kirchspiel Neu-Debalg besaß, außer der Parochialschule, acht Gebietschulen, d. h. niedere Volksschulen, in denen die Kinder die Wintermonate hindurch unterrichtet wurden, und die sie drei Winter nach der Reihe besuchen mußten. Die Lehrer, die Kaehlbrandt vorfand, waren nicht kluge, in Seminaren gebildete Fach-

männer, aber rechtschaffene, gottesfürchtige und strebsame Männer, die meist die Parochialschule durchgemacht und sich dann selbst weitergebildet hatten, so daß sie den Kindern den elementarsten Unterricht zu erteilen wohl befähigt waren und es vielleicht besser machten, als manche moderne, gebildete Volksschullehrer, die die Köpfe ihrer unwissenden Schüler mit allerlei hochstrebenden Ideen füllen, die Hauptsache aber, die Herzensbildung der Kinder und den Religionsunterricht, vielfach völlig vernachlässigen. Um die ihm unterstellten Lehrer geistig zu fördern und weiterzubilden, hielt er bei sich im Pastorat regelmäßige Schulmeisterkonferenzen, auf denen er den ganzen Unterrichtsstoff mit ihnen durchsprach und Probelektionen teils selbst mit ihnen hielt, teils dieselben von ihnen mit einigen aus der Pastoratschule herbeigeholten Kindern halten ließ. Auch veranstaltete und leitete er Gesangabende mit den Lehrern, an denen Männerquartette geübt wurden. Daran schloß sich dann meist eine Turnstunde, die er den Schullehrern erteilte, damit sie es lernten, auch mit ihren Schülern freie Körperübungen vorzunehmen. So oft es ihm möglich war und seine Zeit es ihm erlaubte, besuchte er die einzelnen Schulen, wohnte dem Unterricht bei oder stellte wohl auch selbst ein Examen an.

Der gute Einfluß der damaligen Volksschulen machte sich bald auch in der Gemeinde bemerkbar, und es war für den Pastor allemal eine Freude, wenn er etwas davon spürte und sah, daß Zucht und Sitte in den Gesinden herrschte. Die zu festigen und zu pflegen sollten die Kirchenvormünder ihm behilflich sein. Zu dem Zweck hielt er auch mit ihnen mehrere Male im Jahr Konferenzen ab, auf denen kirchliche und Gemeindeinteressen und -Angelegenheiten besprochen wurden. — Zur sittlichen Festigung der männlichen Jugend sollte ein lettischer Jünglingsverein dienen, den er ins Leben rief. Zu den regelmäßigen Versammlungen, die entweder

im Pastorat oder in der Parochialschule stattfanden, brachte er meist einen populären Vortrag mit, oder berichtete, dem Verständnis der Zuhörer angepasst, über wichtige Zeitergebnisse. — Auch mit guter Lektüre suchte er seine Gemeinde zu versorgen. Nicht nur konnten die Leute im Pastorate jederzeit zu den billigsten Preise Bibeln, Gesangbücher, Neue Testamente und andere Bücher geistlichen Inhalts zu kaufen bekommen, sondern auch in der von seinem Vater begründeten, von ihm erweiterten Leihbibliothek gute Unterhaltungslektüre, meist Übersetzungen aus dem Deutschen, — eine eigene lettische Literatur gab es damals noch kaum, — für wenige Kopeken Abonnementspreis, jeden Sonntag erhalten und umtauschen. Erst in späteren Jahren, als die lettische Presse und die moderne lettische Literatur ihr Werk begannen und nach und nach Eingang fanden, genügte diese Leihbibliothek den Ansprüchen nicht mehr und ging ein.

Sehr ernst nahm Kaehlbrandt es stets mit der Seelsorge. Die Kranken und Angefochtenen besuchen, ist ja in einer so großen und ausgedehnten Landgemeinde bei den weiten Entfernungen für den Pastor nur in sehr beschränktem Maße möglich. Sehr häufig aber wurde er in seinem Sprechzimmer von Gemeindegliedern mit Anliegen der verschiedensten, oft der wunderlichsten Art, aufgesucht. Da galt es dann zu beraten, zu trösten, zu ermahnen, zu versöhnen, zu strafen. Meist war es Kaehlbrandt gegeben, mit klarem Blick die Verhältnisse zu durchschauen, mit sicherem Verständnis die Lage und die Stellung des einzelnen zu erfassen, sich rasch ein richtiges Urtheil über eine Sache zu bilden und darum auch meist das rechte Wort zur rechten Zeit zu finden. Gar mancher Angefochtene und von Sorge und Kummer Niedergedrückte ist getröstet und dankbaren Herzens von ihm gegangen. Und wie vielen Armen und Kranken des Kirchspiels ist er nicht nur ein treuer Freund und Berater, sondern auch ein Helfer in aller materiellen Not ge-



Parsonat zu Neu-Debalg.

2. 1908 in 1911.

worden; davon wußten nicht nur die Insassen des Armenhauses zu erzählen, sondern eine ganze Anzahl von Gemeindegliedern, namentlich auch ein paar ältliche kränkliche Frauen, die regelmäßig ein paarmal im Jahr im Pastorat auftauchten, dann oft tagelang dableiben und sich pflegen durften, und, wenn sie dann fortgingen, so reiche Gaben an Lebensmitteln mitnahmen, daß sie es meist nicht tragen konnten, sondern ein Pferd für sie angespannt werden mußte. Oft ist wohl auch Kaehlbrandts weites Herz und seine freigebige Hand mißbraucht worden, doch hielt ihn das nicht ab, bei nächster Gelegenheit wieder helfend einzutreten.

Stand er aber bewußter Sünde gegenüber, so schonte er nicht, sondern kämpfte mit Schärfe und Strenge, mit heiligem Eifer, oft auch mit loderndem Zorn gegen sie. Gelang es ihm dann, den Sünder zur Erkenntnis seiner Sünde und zur Reue zu bringen, so empfand er wohl etwas von der Freude der Engel Gottes über einen Sünder, der Buße tut. Oft geschah es ja wohl auch, daß einer sich nicht wollte strafen lassen, im Zorn von ihm ging und ihn dann eine Zeitlang mied, bis er, über kurz oder lang, den Pastor doch wieder nötig hatte und ihn aufsuchte. Dauernde persönliche Feinde hat Kaehlbrandt innerhalb seiner Gemeinde nie gehabt. Die Gemeinde mußte es unbewußt empfinden, daß ihr Pastor ihr sein Bestes gab und sie stets auf betendem Herzen trug. Dadurch wurde das Band, das Pastor und Gemeinde verband, ein immer festeres und konnte auch durch die nationalen Heterereien der späteren Jahre nur in sehr geringem Grade gelockert werden.

Wie auf Kaehlbrandts Wirksamkeit in der Gemeinde, so ruhte Gottes Segen auch auf seinem häuslichen Leben. Den Abschnitt in der Biographie seiner Frau, der die Aufschrift trägt: „Das eigene Haus“, beginnt er mit dem

Spruch: „Der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser“, und fährt dann fort: „Über zehn Jahre hatten wir, wenn auch in abhängiger Stellung, so doch im Segen des Elternhauses gelebt. Nun war das Elternhaus unser Haus geworden, und blieb doch im vollen Sinne des Wortes unserer Eltern Haus, in welchem sie bis ans Ende mit ihrem Segen bei uns wohnten. Darum blieb unser Haus auch für die Geschwister und deren Familien in unveränderter Weise das liebe alte Elternhaus, und wurde als solches immer mehr zum Sammelpunkt für den sich stets erweiternden Kreis von Verwandten und Freunden. Die Liebe und Achtung, in der die Eltern bei allen Freunden und Bekannten standen, blieb unverändert, und führte diese immer wieder von Zeit zu Zeit in unser Haus, kam also auch uns zugute; und die Lücken, die allmählich in dem alten Freundeskreise entstanden, wurden ausgefüllt durch manche neue Beziehungen, die sich knüpften. Galten sie auch zunächst uns, so bereicherten sie doch zugleich das Leben der Eltern und brachten diese in Berührung und Zusammenhang mit Personen, die um unfertwillen nun auch ihnen ihre Teilnahme, Achtung und Liebe entgegenbrachten. Der Vater hatte es früher bisweilen ausgesprochen, daß die alten Freunde einer nach dem anderen hingehen, und das Pastorat immer einsamer werde. Es zeigte sich, daß die letztere Befürchtung nicht zutraf. Wohl gab es auch einsame Tage und Wochen, in denen nur selten ein Gast über die Schwelle des Hauses trat; aber gewöhnlich fehlte es dem Pastorat Neu-Debalg nicht an lieben Gästen, die, so oft sich Gelegenheit oder Veranlassung dazu bot, gern kamen, um persönlichen Verkehr und Gedankenaustausch zu pflegen. In den Sommermonaten war die Zahl der Gäste oft eine recht große, die bald kamen, bald gingen oder auch längere Zeit verweilten. Für Theophile war es stets eine Freude, sie zu beherbergen; sie berief sich gerne auf das Schriftwort: „Gastfrei zu sein vergessest

nicht, denn durch dasselbige haben etliche ohne ihr Wissen Engel beherberget“ (Hebr. 13, 2). Ihre Freude an lieben Gästen, auch wenn es keine Engel waren, zeigte sich in der Aufmerksamkeit, mit der sie den Bedürfnissen, Gewohnheiten und Eigenheiten jedes einzelnen gerecht zu werden suchte, soweit die Räumlichkeiten und Verhältnisse des Hauses es gestatteten. Das wäre nicht möglich gewesen ohne die peinliche Ordnung, in der sie das ganze Haus und Hauswesen zu halten und zu der sie auch das Hausgesinde anzuleiten verstand, und ohne das persönliche Interesse, das sie jedem Gast entgegenbrachte. Auf die wohlzgemeinten Erinnerungen, die der alte Vater bisweilen zu geben für nötig hielt, konnte sie meist antworten: „Das ist schon besorgt.“ — Aber nicht bloß ihren Gästen schenkte Theophile gebührende Aufmerksamkeit, sondern sie gestaltete und regelte auch mit Umsicht und hausmütterlicher Sorgfalt den Gang des Hauswesens im Hinblick auf die Hausgenossen, so daß jeder einzelne mit seinen besonderen Bedürfnissen dabei nicht zu kurz kam, vielmehr die ihm gebührende Berücksichtigung in geordneter Weise finden konnte und fand. Die aufmerksamste Rücksicht gebührte selbstverständlich den alten Eltern. Wie vertrauensvoll auch der Vater Amt und Haus in die Hände des Sohnes gab, so blieb es für ihn doch ein schwerer Entschluß, auf die altgewohnte Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu verzichten und seine Kinder an die Stelle treten zu lassen, an der bisher die Eltern gestanden hatten. Seit Jahren hatte er gesucht, sich von allen wirtschaftlichen Sorgen freizumachen und hatte darum Hof und Garten, Feld und Wiese einem Pächter überlassen; jetzt, wo statt des Pächters seine eigenen Kinder zu wirtschaften begannen, nahm deren Wirtschaft sein lebhaftes Interesse in Anspruch, ja bereitete ihm manche Sorge und Unruhe Gott hatte ihn, trotz mancher körperlichen Beschwerden, unter denen er litt, ein rüstiges Alter geschenkt und ihm

so viel Kraft und geistige Regsamkeit erhalten, daß ein untätiges Leben ihn nicht befriedigen konnte. Es war daher für ihn und für uns ein Glück, daß er auf Wunsch der Pastoren des Wendenschen Kreises das Propstamt, das er seit 1867 bekleidete, beibehalten durfte, und durch dasselbe verhindert wurde, sich ausschließlich seinen eigenen Gedanken und Stimmungen hinzugeben, deren Einfluß ihm oft den unbefangenen Blick auf die Verhältnisse und Zustände seiner Umgebung trübte, ihn verdrossen und unzufrieden machte. Der briefliche und persönliche Verkehr, in dem er als Propst mit den meisten Amtsbrüdern stand, bot manche Erquickung und dankenswerte Anregung, die ihm und durch ihn auch uns zugute kam.

Besonders genüßreich waren dem alten Vater die Sprengelsynoden, deren Leitung ihm, solange er als Sprengelspropst im Amte war, oblag.

Ganz abgesehen von dem Inhalt der Verhandlungen, erquickte und belebte ihn der persönliche Verkehr mit den Amtsbrüdern, die ihn liebten und ehrten. Da er in seinem hohen Alter an manche Bequemlichkeiten gewöhnt war, die er an fremdem Orte leicht vermißte, so war es ihm lieb, wenn die Sprengelsynoden bei ihm im Hause gehalten wurden, wo er sich je nach Bedürfnis in die gewohnte Ruhe zurückziehen konnte. Da Neu-Debalg ohnehin ziemlich in der Mitte des langgestreckten Wendenschen Kreises liegt, so war es auch den Amtsbrüdern nicht unbequem, einer Einladung dorthin zu folgen. Auch private Zusammenkünfte der Amtsbrüder wurden öfter bei uns gehalten. Theophile fühlte sich dabei für die Mühe der Hausfrau reichlich entschädigt durch die geistige Anregung, die die lieben Amtsbrüder durch ihren Besuch ins Haus brachten, und durch das fröhliche Behagen, mit dem sie sich gefallen ließen, was die Hausfrau zur Bewirtung ihrer Gäste aufbieten konnte. Am 9. Juni 1879 wurde das 50jährige Amtsjubiläum

des Vaters in einem sehr großen Kreise von Amtsbrüdern und teilnehmenden Freunden gefeiert. Diese ebenso ernste und erhebende, wie fröhliche und gemüthliche Feier, auf die sich Amtsbrüder, deutsche und lettische Gemeindeglieder, und nicht zum wenigsten die Kinder und Hausgenossen des Jubilars seit lange gefreut und vorbereitet hatten, gestaltete sich durch die allgemeine Theilnahme von nah und fern zu einem seltenen Familienfeste, wie es nur auf dem Lande in einem Pfarrhause gefeiert werden kann, von dem und zu dem seit lange her weit über die Grenzen des Kirchspiels hinaus, unsichtbare Geistesfäden gesponnen worden sind und sich zu einem Netz reichesegneter, gegenseitiger Beziehungen verwoben haben. Dem Vater wurde diese Feier zu einem herzerquickenden Labfal, für das er Gott und den Menschen nicht genug danken konnte. In einem an die Amtsbrüder des Wendenschen Sprengels gerichteten Schreiben, nannte er den Tag seiner Jubiläumsfeier seinen „Tabor“, seinen „Berg der Verklärung“, auf den der Herr ihn geführt habe, um ihn für den letzten Gang zu stärken, der ihm bei seinem hohen Alter nun bald bevorstehe; zugleich erklärte er dabei seinen Rücktritt vom Probstamt. Dieses „bald“ verzögerte sich aber noch beinahe neun Jahre, in denen der Vater von aller amtlichen Tätigkeit befreit, die noch übrigen Kräfte ganz der Emendation des lettischen Gesangbuches widmete, zu der er, zusammen mit drei anderen Amtsbrüdern, berufen wurde. Solange ihm seine Kräfte das Zusammenarbeiten mit anderen gestatteten, versammelte sich das Emendationskomitee jährlich zwei oder dreimal im Pastorat Neu-Debalg. Wenn auch die fleißigen Arbeiter in ihrem Eifer die Bitte der Hausfrau, zu Tische zu kommen, überhörten und darum es sich selbst zuzuschreiben hatten, daß — wenn sie endlich der wiederholten Aufforderung folgten, die Suppe und der Braten durch das Warten nicht schmackhafter geworden waren — so bildeten doch gerade die gemein-

samen Mahlzeiten, die freien Abendstunden und im Sommer ein gemeinsamer Spaziergang in den Wald denjenigen Teil der Konferenz, den die Hausfrau sich nicht leicht entgehen ließ, ohne in ungezwungener Geselligkeit und anregender Unterhaltung ihren Tribut von der Konferenz zu fordern. Sie verstand es, in kluger, taktvoller Weise die Saiten anzuschlagen, in denen die eigentümlichen Gaben des einzelnen zu Nutz und Frommen der übrigen ausklingen konnten. Die Harmonie aber, die sie mit feinem Ohr aus dem Zusammenklingen der verschiedenen Saiten heraushörte, war der Gewinn, den sie aus jenen Emendationskonferenzen für sich zu ziehen wußte und der auch ihrem Hause zugute kam.

Der Mutter tat die Ruhe, in die sie sich zurückziehen konnte, wohl. In ihrer gewohnten stillen und freundlichen Weise widmete sie sich ganz der Pflege ihres Mannes, umfaßte mit zärtlicher Liebe ihre Kinder und Großkinder und blieb auch mit den fernen Kindern in regem brieflichen Verkehr. Im Kreise ihrer Lieben sitzend nahm sie gern teil an fröhlichem Geplauder und ernstem Gespräch, folgte aufmerksam dem Inhalte des Buches, das gerade vorgelesen wurde, oder beobachtete eine Schachpartie, die neben ihr gespielt wurde, während die Hände stets mit einer Arbeit, meist für eines der Großkinder, beschäftigt zu sein pflegten. Dann fielen wohl manchmal die müden Augen zu und die fleißigen Hände ließen die Arbeit sinken und ruhten im Schoß, bis sie, plötzlich erwachend und über ihre eigene Schwäche lächelnd, mit einem Scherz die Arbeit wieder aufnahm. O, Du liebes Mütterlein! wie traulich war es, wenn Du so plaudernd, zuhörend, arbeitend, schlummernd in unserer Mitte saßest! — Wie hätte es der Mutter nicht schwer werden sollen, nachdem sie 40 Jahre mit voller Hingebung und unter sichtbarem Segen Gottes ihren Beruf als Hausfrau und Mutter erfüllt hatte, nun beiseite zu treten und unter Verzicht auf jeden bestimmenden Einfluß alles der Schwieger-

tochter zu überlassen, was sie bisher als ihr Recht und ihre Pflicht geübt hatte. Es war kein übereilter, sondern in Gemeinschaft mit dem Vater reiflich überlegter, im Gebet vor dem Herrn wohlervogener und mit liebevollster Sorgfalt vorbereiteter und ausgeführter Entschluß. Schon 1873 hatte die Mutter in aller Stille ein genaues Verzeichnis alles Hausgerätes und der ganzen Ausstattung ihres Hauses angefertigt und hier und da eine Bemerkung hinzugefügt, die in ihr liebes, treues Mutterherz blicken läßt, mit dem sie nicht nur jedes einzelne ihrer Kinder und Großkinder umfaßte, sondern auch der alten treuen Dienstboten gedachte, die bis dahin unter ihrer Fürsorge und Leitung gestanden hatten und mit ihr alt geworden waren Sie starb am 10. März 1882 nach fünfmonatlichem schweren Krankenlager, unter der unermülich treuen Pflege ihrer Schwiegertochter und unter dem glaubenstärkenden, tröstenden Zuspruch ihres Mannes sanft und selig im Glauben an ihren Heiland. Am 16. März trugen wir die teure Mutter zu Grabe Ein besonderer Segen, der auf dem Hausstande der Eltern ruhte, war der, daß sie stets gute und getreue Dienstboten hatten, von denen einzelne mit den Eltern jung gewesen, mit ihnen im Laufe der Jahre Leid und Freud des Hauses geteilt hatten und nun endlich auch mit ihnen alt und grau geworden waren. Dieser Segen ging als Erbteil des Elternhauses auch auf unser Haus über oder blieb vielmehr in demselben, da ja das Elternhaus unser Haus geworden war. Theophile erkannte und schätzte diesen Segen hoch, hütete ihn als ein kostbares Erbe und mehrte ihn mit frommem Sinn und treuer Hand. Die alten Leute, die den Eltern gedient hatten, blieben auch in unserem Dienst, und wo die Kräfte versagten, die gewohnte Arbeit zu verrichten, da wurde Ersatz geschafft, ohne daß den Alten darum etwas entzogen worden wäre. Die alte Magd Lotte, die der Vater einst im Jahre 1829,

als er Pastor in Neu-Debalg wurde, als 13jähriges Kind ins Haus genommen hatte, war im Laufe der Jahre je mehr und mehr die rechte Hand der Mutter bei Besorgung der Wirtschaft geworden und galt trotz mancher unliebenswürdiger Schwächen dem übrigen Gesinde als Respektperson. Diese Stellung behielt sie auch unter den veränderten Verhältnissen und bediente nach wie vor die alten Eltern, die sich an ihren Dienst und an manche Eigenheiten der alten treuen Magd gewöhnt hatten. Bei dem 50 jährigen Amtsjubiläum des Vaters wurde auch ihres 50 jährigen Dienstes in dankbar anerkennender Weise gedacht. Erst als sie nach dem Tode der Mutter durch einen Schlagfluß geistig und leiblich so geschwächt wurde, daß sie besonderer Aufsicht und Pflege bedurfte, mußte sie aus dem Hause gegeben werden, wurde in der Nähe des Pastorats bei ihren nächsten Verwandten untergebracht und dort vom Pastorat aus versorgt. Auch der alte Kutscher Willum, der in 40jährigem Dienst ergraut war und trotz seines mürrischen Wesens von den Leuten allgemein als „Onkel“ respektiert wurde, behielt, auch nachdem er die Pflege der Pferde und die Führung der Zügel jüngeren Kräften hatte überlassen müssen, die von ihm eifersüchtig gewahrte Ehre des Amtes, bis er am 22. März 1878 in seinem Stübchen, das er 45 Jahre bewohnt hatte, nach kurzer Krankheit verschied. — Die Tradition, die von den alten Dienstboten auf die neueintretenden sich fortpflanzte, gab auch diesen das Gefühl familienhafter Zugehörigkeit zum Hause, und Theophile pflegte dieses Gefühl mit Liebe und Treue, indem sie in mütterlicher Weise sich namentlich der jüngeren Mädchen annahm, die allmählich an die Stelle der alten oder ausscheidenden Mägde traten. Sie wies denselben nicht nur die Arbeiten an, die sie zu verrichten hatten, und leitete sie zur Ordnung, Pünktlichkeit und Sauberkeit an, sondern wurde ihnen auch eine teilnehmende und mütterliche Rat-

geberin in all ihren persönlichen Angelegenheiten. Dadurch erwarb sie sich in hohem Maße das Zutrauen und die Liebe ihres Hausgesindes, das unter ihrer Leitung willig und fröhlich die einem jeden zugetheilte Arbeit verrichtete. Darum fand Theophile nie Veranlassung, in die oft gehörte Klage über Unzuverlässigkeit und Trägheit der Diensthoten einzustimmen. Die meisten, die einst in ihrem Dienst gestanden, bewahrten ihr auch nach ihrem Eintritt in andere Verhältnisse ein gutes Andenken und suchten auch später gern ihren Rat und ihre Hilfe, in der Gewißheit, stets freundliche Theilnahme zu finden. So wurde das gute Einvernehmen im Hause über die Grenzen desselben hinaus als ein Segen wirksam auch in der Gemeinde. Als das frühere Verhältnis zum Pächter des Pastoratslandes sich löste, ich selbst die Landwirtschaft übernahm und zu dem Zweck mehrere verheiratete Knechtspaare in Dienst nehmen mußte, da erweiterte sich auch für die Hausfrau der Kreis wirtschaftlicher und hausmütterlicher Pflichten. Führte auch jede Knechtsfamilie ihren Hausstand für sich, so gab es doch, ganz abgesehen von den zu verrichtenden landwirtschaftlichen Arbeiten, unzählige persönliche Berührungspunkte, nicht nur mit den Knechten, sondern noch mehr mit den Frauen und Kindern derselben, und Theophilens Einfluß machte sich bald auch in den Wohnstuben der Knechte, in ihrem Familienleben und besonders in der Pflege und Erziehung ihrer Kinder in segensreicher Weise geltend. Mütter und Kinder fühlten es, daß die Hausfrau sich teilnehmend ihnen zuwandte und erfuhren bald, daß dieselbe für ihre mancherlei Anliegen und Sorgen, für Gesunde und Kranke stets ein offenes Ohr, ein warmes Herz und eine hilfsbereite Hand hatte. Sie war eine Kinderfreundin; sie kannte jedes der Kinder bei Namen, sie gewöhnte dieselben daran, bei jeder Begegnung höflich zu grüßen und auf die an sie gerichteten Fragen unbefangen zu antworten. Nur selten ver-

zichtete sie darauf, mit den Kindern, so oft sie ihnen begegnete, einige freundliche Worte zu wechseln. Zwei der Kinder ließ sie täglich zu sich kommen und gab ihnen deutschen Unterricht. „Das ist eine Arbeit,“ — schrieb sie in bezug darauf, „die meinem natürlichen Menschen gar nicht gefällt, aber darum um so besser für mich.“ — Wo sie auf Unarten oder Untugenden der Kinder stieß, rügte sie dieselben mit großem Ernst und unterließ es nicht, in solchen Fällen stets auch die Mütter an die Verantwortung zu erinnern, die ihnen für ihre Kinder obliege, legte ihnen die Pflicht ans Herz, dieselben in Gottesfurcht, im Gehorsam und in der Wahrheit zu erziehen, Verletzungen derselben nicht ungerügt zu lassen und ermahnte sie, vor allen Dingen selbst ein Leben in Gottesfurcht zu führen. Der erziehende Einfluß, den sie so übte, zeigte sich in manchen Kleinigkeiten, z. B. auch darin, daß nie eins der Hauskinder sich an den Früchten des Obstgartens vergriff, obgleich derselbe offen stand und unbewacht war. Um so größer war die Freude, wenn die ganze Kinderschar mit den Müttern dann und wann im Herbst eingeladen wurde, in den Garten zu kommen und sich an den Früchten desselben zu laben. Auch Theophilens Augen leuchteten dann, wenn sie die fröhlichen Esser beobachtete und an den einen oder anderen derselben ein Scherzwort richtete. Ebenso war es zu Weihnachten, wenn unter dem strahlenden Christbaum alle Bewohner des Pastorats, Alt und Jung, sich sammelten und auch aus den benachbarten Gefinden einzelne Bekannte sich herzubrängten und überdies noch etliche von den zahlreichen Patenkindern trotz der Winterkälte von den Müttern hergebracht wurden. Dann wuchs die Hausgemeinde an bis auf 40 und 50 Personen. Die Vorräte der Hausfrau aber waren unerschöpflich; für jeden hatte sie ein freundliches Wort und eine kleine Gabe. Da freuten sich dann Geber und Empfänger, die Alten mit den Kindern, und das Lob

Gottes, das einst von Engelzungen gesungen wurde, erscholl nun Lied um Lied aus froher Christenfinder Mund. Auch von solch' häuslicher Weihnachtsfeier ging ein Segen aus in die Gemeinde und kehrte als Segen aus ihr wieder zurück in das Haus und zur Hausfrau, der Seele des Hauses.

Unter solchen Umständen ging die tägliche Arbeit, die Beschickung des großen Hausstandes in stiller und geräuschloser, friedlicher und fröhlicher Weise vor sich. Das Sprüchlein Luthers: „Ein jeder lerne seine Lektion, so wird es wohl im Hause stohn“ — erfüllte sich; Gottes Segen ruhte sichtbar auf dem ganzen Hauswesen. Die Milch der Kühe und die Wolle der Schafe und der Speck von den Schweinen mehrte sich; der Gemüse, Obst- und Blumengarten erwies sich dankbar für die Pflege, die Theophile ihm mit besonderer Vorliebe zuwandte. Auch die zur Zeit des Pächters sehr vernachlässigten Felder und Wiesen erholten sich allmählich. Mit inniger Freude und Dankbarkeit gewahrte Theophile selbst das Gedeihen ihrer Wirtschaft. Was sie anfangs nur mit zagendem, bangendem Herzen übernommen hatte, das wurde je länger, je mehr für ihre tatkräftige Natur eine sie befriedigende, für sie und ihr Haus gesegnete Arbeit. Indem sie aber den Ertrag ihrer Wirtschaft als einen Segen Gottes hinnahm, wurde sie eine sparsame und zugleich freigebige Hausfrau, der das mit eigener Hand Gebenkönnen eine ebenso große Freude war, wie das aus Gottes Hand Nehmendürfen. Das haben nicht nur die Armen der Gemeinde erfahren, sondern, was sie als einen Segen aus Gottes Hand genommen hatte, das ging durch ihre Hand oft auch in weite Ferne, dorthin, wo sie hoffte, daß es Freude bereiten und als ein Gottesseggen werde empfangen werden.

Bei der umsichtigen Sorgfalt, mit der Theophile das Ganze und das Einzelne ihres großen Hausstandes im Auge

behielt, und bei der unermüdllichen Tätigkeit, die sie dabei entwickelte, war es gut, daß die Töchter allmählich heranwuchsen, um der Mutter zur Hand zu gehen . . . Nachdem unsere Pflögetochter Emilie Treuberg bereits 1877 konfirmiert worden war, erhielten Marie und Lulu im Sommer 1884 von mir den Konfirmationsunterricht, dem Theophile beiwohnte, und wurden am 8. Juli konfirmiert. Das regelmäßige Schulleben in unserem Hause hatte nun aufgehört; die erwachsenen Töchter standen der Mutter zur Seite und teilten mit ihr nicht nur die tägliche Mühe und Arbeit, die die Haushaltung mit sich brachte, sondern auch den reichen Segen, den Gott der Herr täglich auf unser Haus legte. Als einen Segen Gottes lernte Theophile je mehr und mehr auch das leibliche Leiden erkennen und hinnehmen, von dem sie seit ihrer letzten Krankheit beständig, zu Zeiten mehr, zu Zeiten weniger heimgesucht wurde. Die angewandten Mittel blieben erfolglos, das trieb sie um so mehr ins Gebet . . . Auch eine Baderkur in Elster hatte ihr nichts genützt. Sie trug schwer daran, daß die durch jede Kur neu angeregte Hoffnung, ihr Leiden loszuwerden, sich immer wieder als Täuschung erwies und faßte sich in Ruhe und Ergebung erst, als der Arzt offen erklärte, das Übel lasse sich nicht beseitigen, aber es sei kein gefährliches, sondern müsse mit Geduld getragen werden, bis mit den Jahren die Schmerzen und Beschwerden von selbst aufhören und die Natur sich ohne ärztliche Eingriffe von selbst helfen werde. Von da an trug Theophile ihr Leiden mit stiller Freude, klammerte sich an das Wort eines ihrer Lieblingslieder, „denen, die Gott lieben, muß auch ihr Betrübten lauter Wonne sein“, und genoß mit heiterer Dankbarkeit das Glück eines reich gesegneten Familienlebens im Kreise der sie umgebenden Lieben . . .“ —

Da Emil Kaehlbrandt bei der obigen Schilderung des häuslichen Lebens in seinem Pastorat, in bescheidener Zu-

rückhaltung seiner eigenen Person in keiner Weise Erwähnung tut, so könnte es den Anschein haben, als hätte er sich, ganz von seinem Amte hingenommen, allen häuslichen und wirtschaftlichen Angelegenheiten völlig entzogen, und als sei der Segen, der so sichtbar auf dem Neu-Debalschen Pastorat ruhte, nächst Gottes Gnade, einzig und allein der Umsicht und dem Fleiß der Hausfrau zu verdanken. Wenn das bis zu einem gewissen Grade wohl auch der Fall war, so hatte der Hausherr doch seinen vollen Anteil, sowohl an den Sorgen und Mühen des Hauswesens und der Wirtschaft, wie auch an der Freude, den Erfolgen und dem Gelingen, womit Gott die gemeinsame Arbeit der Ehegatten krönte. Denn ebenso, wie sie eins waren in allen geistigen Interessen, in dem Streben nach den höchsten Zielen, so waren sie auch eins in der treuen und sorgsamten Erfüllung der häuslichen Pflichten. Denn, wie die Hausfrau nichts Wichtiges in Haus und Garten und Stall anordnete und ausführen ließ, ohne ihres Mannes Wissen und Zustimmung, so hörte er stets gerne ihren Rat und ihre Meinung in bezug auf seine Landwirtschaft, die er fast 20 Jahre lang, mit Hilfe eines zuverlässigen und umsichtigen Aufsehers, selbständig geführt hat. Er kümmerte sich eingehend um alles, ordnete jede Arbeit selbst an, beobachtete mit Interesse den Stand der Felder und das Wachsen und Gedeihen der Pflanzen. Da er sich durch die in der Landwirtschaft unausbleiblichen Mißerfolge und Widerwärtigkeiten nie sehr niederdrücken oder verstimmen ließ, vielmehr stets dankbar den Segen empfand, der auf seiner Wirtschaft ruhte, so hat sie ihm viel Freude und Befriedigung gebracht. Nicht gering veranschlagte er es, daß die gleichen wirtschaftlichen Interessen ihn seiner Gemeinde, die ja fast ausschließlich aus Landbauern bestand, näher brachte und ihm vielfach das Verständniß öffnete für manche Sorgen, Bedürfnisse und Interessen seiner Gemeindeglieder. Einige Briefe an seine

frau, die damals einer Kur wegen in Riga und am Strande weilte, enthalten neben anderen Gedanken und Nachrichten auch eingehende wirtschaftliche Berichte:

Den 11. Juli 1877. „Mit recht schwerem Herzen verließ ich Dich in Riga und kann auch jetzt noch nicht ohne Unruhe und Sorge an Dich denken. Gott stärke und kräftige Dich, mein liebes Weib, und segne Dir und durch Dich uns allen Deinen Aufenthalt am Strande! In den letzten Tagen ist das Wetter so rauh gewesen, daß man sich in den Herbst hinein versetzt glaubte. — Den Abend in Riga verbrachte ich mit S., seiner Braut und seinem Schwiegervater im Schwarzschen Konzerthause, wo ich auch noch andere Bekannte traf, so daß wir uns erst um 1 Uhr nachts trennten. Am Morgen um 7 Uhr saß ich in der Diligence, die nach Wenden geht, fand aber dieses Möbel so über alle Maßen schlecht, unbequem und schmutzig, daß ich den angefüllten Kasten schon in Rodenpois verließ und einen eigenen Postwagen nahm . . . Am anderen Morgen traf ich zu Hause ein, von Miling mit Ungeduld erwartet. Ich fand alles in guter Ordnung und wohlthun. In Feld und Garten steht alles gut, — 241 Ruck Heu waren schön und trocken eingebracht, der Garten sauber und gut gepflegt, die Sommerfelder haben sich durch wiederholten Regen sehr erholt, auch der Klee ist bedeutend gewachsen. Nur mit einem Arbeitspferde, Achill, ist ein schlimmes Unglück geschehen. Das arme Tier hat sich den linken Hinterschenkel ausgerenkt, und es fragt sich, ob es wieder ganz gesund werden wird. Der Starast hat sich sehr umsichtig und tätig erwiesen, so daß die Arbeiten guten Fortgang gehabt haben. Die Leute kamen alle, mich zu begrüßen, und ich mußte viel erzählen. Gestern hatte ich doppelten Gottesdienst. Miling begleitet mich zur Kirche, dann auf den Kirchhof und dann nach Ramkau, von wo wir um 10 Uhr abends zurückkehrten. Heute haben wir wieder schönes Heuwetter, und ich will

selbst heute die Heuschläge inspizieren. Der Ertrag ist bedeutend geringer als im vorigen Jahr. — In der Umgegend, in Alt-Pebalg, Kamkau ist arger Hagelschlag gewesen, — manche Wirte haben alles verloren. Wir sind gottlob verschont geblieben In unserem Garten blühen die schönsten Zentifolien in großer Menge, ebenso Levkojen und Stiefmütterchen. Doch genug des Plauderns, es ist gar einsam durch die leeren Zimmer zu schreiten. Ich bewege mich in denselben wie ein Fremdling, der nicht zu Hause ist. Meine Gedanken sind bei Euch, und es wird mir schwer, sie zu sammeln. Daher glaube ich auch kaum, daß ich viel zum Arbeiten kommen werde Die Leute grüßen Euch alle. — —“

Den 14. August 1877. „Seit Freitag abend sind wir wieder daheim. Mit schwerem Herzen trennten wir uns von Dir, — und noch manche stille Träne wurde auf der Fahrt zum Bahnhof geweint, bis die Hast und das Gedränge in dem stark besetzten Zuge den Gedanken eine andere Richtung gaben. Wir fuhren in den dunkeln Abend hinaus, bald schlummerten die Kinder ein, und ich schaute still in die Dunkelheit hinaus, die allmählich vom Mondlicht erhellt wurde. Die Lokomotive sprühte von Zeit zu Zeit einen glühenden Funkenregen, der an den Fenstern des Wagons vorüberfliegend immer weit dahinten blieb. Und mit den sprühenden Funken flogen meine Gedanken rückwärts, zu Dir, mein Lieb, und ich fühlte es, wie doppelt schwer es Dir werden mußte, zurückzubleiben. Und doch ließ uns auch in dieser Trennung Gottes treue Hand erkennen und geduldig warten, bis wir gemeinsam werden bekennen müssen: „Er hat alles wohl gemacht!“ Mir ist, als handelte der Herr mit uns, wie mit dem Taubstummen im heutigen Evangelium, als nähme er auch uns, „besonders“, wie jenen, als rührte sein Finger auch uns an, wie jenen, als richte er auch unsere Blicke dorthin, wohin er selbst

auffchaute und aufseufzte, ehe er sein helfendes und erlösendes Hephata sprach. In der heutigen Predigt habe ich viel Deiner gedacht, und in unser heutiges Morgengebet mit den Leuten haben wir auch Dich besonders aufgenommen. Wenn Dir das Herz schwer wird in der Einsamkeit der fremden Stadt, dann richte Dich auf und tröste Dich an der Gewißheit, daß der Herr wahrlich alles wohl machen wird. —

Um 10 Uhr abends trafen wir zu Hause ein. Daß Du nicht mit uns warst, trübte wohl allen die Begrüßung. Besonders Papa und Mama vermißten Dich schmerzlich, und ich habe es recht empfunden, wie lieb sie Dich haben. Am Sonnabend gab es viel zu tun, und ich kam erst am Nachmittage dazu, mich in Garten und Feld, Riege und Kleete und Viehstall etwas umzusehen. Im Garten steht Gemüse, Kohl, Kartoffeln gut, — Erbsen gibt es in Hülle und Fülle, die Kartoffeln sind riesengroß; noch blühen Levkojen, Portulak, auch einige sehr schöne Gladiolus, die Georginen sind prächtig; die Winden an der Gartenmauer haben sich bis an den Zaun hinaufgerankt und sind bedeckt mit Blüten, die Johannisbeeren sind in überreicher Fülle vorhanden, und in dieser Woche soll Wein gemacht werden. Einzelne Apfelbäume sind recht voll mit rotbäckigen Früchten. Der ganze Garten ist sauber gereinigt und geharkt, auch der kleine Kirchhof, wo alle Blumen in üppigster Pracht blühen. Auf den Feldern ist der Roggen abgeschnitten und zum größten Teil schon eingeführt, auch fünf Riegen bereits ausgedroschen mit einem Ertrage von 56 Loof. Der Roggen hat in der Blütezeit vom Frost gelitten, so daß ganze Striche im Feld nur leere Ähren trugen. Das Sommerkorn steht sehr schön, aber ist noch so grün, daß eine Frostnacht leicht großen Schaden tun kann. Die Kühe geben reichliche Milch, so daß jetzt gegen 20 *℔* Butter zum Verkauf stehen. Sobald ich ein Pferd entbehren kann,

werde ich die Butter nach Wenden schicken, da in meiner Kasse starke Ebbe ist. Die beiden Füllen sind recht groß geworden, entziehen aber ihren Müttern so viel Kraft, daß diese bei der Arbeit sehr geschont werden müssen. Und doch soll in dieser Woche die Roggenfaat beginnen. Da ist es mir sehr erfreulich, daß einige Pastoratswirte unaufgefordert sich erboten haben, in Berücksichtigung des bei mir eingetretenen Pferdemangels mit ihren Pferden bei Bestellung der Saat zu helfen. . . . Da habe ich Dir nun, meine liebe Theophile, einen ausführlichen Wirtschaftsbericht gegeben und bitte Dich noch, Dich des Guten mit mir zu freuen und Dich über die Verluste und manche Unannehmlichkeiten nicht zu grämen. „Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigner Pein, läßt Gott sich gar nichts nehmen usw.“ Du kennst ja den Vers. — . . .“

Den 3. Juli 1879. „. . . O, daß Du recht frisch und froh heimkehren könntest! Daß Debalg kein Paradies ist, wissen wir beide, das Paradies ist nun einmal verschwunden von der sündenbefleckten Erde. Daß aber Debalg Dir im Laufe von 15 Jahren ein liebes Heim geworden ist, wo wir beide im Zusammenleben einer mit dem anderen doch ein Stück seliger Paradiesesfreude immer wieder finden, weiß ich auch; und daß mit mir alle Hausgenossen sich auf Deine Rückkehr freuen, das wird mir den Tag zu einem schönen Festtag machen. — . . . Seit Montag haben wir das schönste Heuwetter. Heute werden unsere Leute mit der Kleearbeit fertig, auch ist schon gestern das erste Heu in die Scheune gebracht. Heute soll eine große Menge eingebracht werden. Unsere Mädchen Edde und Anne haben in diesen Tagen auch beim Klee fleißig geholfen. Es war lustig, wie am Abend die ganze Arbeiterschar zweistimmig singend nach Hause zurückkehrte. Gestern waren wir alle auf den Lurten beim Heu . . . — Hast Du mich nun, meine liebe Theophile, durch Feld und Wiese, durch Stall und

Garten begleitet, so laß Dich nun ein wenig an meinem Schreibtisch nieder . . . oder wenn es Dir bequemer ist, auf der Couchette, die seit Deiner Abreise unbenutzt und vereinsamt steht, und laß Dir noch erzählen von dem, was mich beschäftigt und in Anspruch nimmt . . . In dieser Woche arbeite ich fleißig an einem Synodalvortrag über die Schulfrage und hoffe, mit demselben bald fertig zu sein. Auch geht mir bereits meine deutsche Sonntagspredigt im Kopfe umher, auf die Amalie mit besonderem Interesse zu warten scheint. Des Abends lesen wir „das Buch vom Grafen Bismarck“, von Busch, der 1870 und 71 der persönliche Begleiter Bismarcks auf dem französischen Feldzuge gewesen ist und seine Erlebnisse in Tagebuchform wiedergibt. Für mich allein lese ich die Psalmen und das zweite Buch Samuelis vor dem Schlafengehen.“

Obgleich Kachlbrandt in diesen Jahren seine Hauptkraft seiner Gemeinde widmete und mit ganzer Hingabe an ihr wirkte und arbeitete, so fand er doch noch Zeit, nicht nur sich um seine Landwirtschaft zu kümmern, sondern auch seine Kinder teilweise selbst zu unterrichten und sich mit den verschiedensten kirchlichen und theologischen Fragen zu beschäftigen. Fast zu jeder Synode und jeder Konferenz brachte er einen Vortrag oder sonst eine Arbeit mit. Zum Druck gekommen sind in jenen Jahren folgende Aufsätze und Abhandlungen: „Nekrolog von Propst August Döbner“, 1874 — „Über Kommunikantenvorbereitung“, 1876 — „Evangelischer Glaube und heilige Schrift, 1880 — „Wie sollen wir die heilige Schrift lesen?“ 1881 — „Die fides quae creditur“, 1882 — „Welche Anknüpfungspunkte bieten sich der apologetischen Tätigkeit der Kirche in dem sittlichen Bewußtsein der Gegenwart?“ 1882. Ferner

sind von ihm Berichte über die livländische Synode gedruckt worden in den Jahren 1867, 1871, 1872, 1875, 1885. Im Jahre 1879 ließ er als Festgabe zum 50jährigen Amtsjubiläum seines Vaters ein Bändchen festpredigten erscheinen unter dem Titel „Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit“. Auch in lettischer Sprache hat Kaehlbrandt einiges drucken lassen, so z. B. im Jahre 1883 als Jubiläumsschrift eine Biographie Luthers: „Muhşu tijibas tehws Mahrtnasch Luthers“. —

Wenn man Emil Kaehlbrandts Wirken innerhalb der Neu-Debalgschen Gemeinde ins Auge faßt, so kann man nicht umhin, dabei eines Mannes zu gedenken, der ihm nicht nur als eifriger und gewissenhafter Kirchenvorsteher, sondern auch als treuer Freund in jahrelangem gemeinsamen Wirken sehr nahe gestanden hat. Es ist der leider so früh verstorbene Kreisdeputierte Baron Leon v. Meyendorff, Besitzer von Ramkau. Um etliche Jahre jünger als Emil Kaehlbrandt, waren sie von Jugend auf miteinander bekannt und traten sich in den Jahren ihrer gemeinsamen Arbeit zum Wohle der Neu-Debalgschen Gemeinde immer näher. Schon im Jahre 1869 zum Kirchen- und Kirchspielsvorsteher gewählt, hatte er sich mit feinem Kunstverständnis um den Neubau der Kirche verdient gemacht. Er sah jedoch die Pflichten des Kirchenvorstehers nicht nur darin, das äußere Kirchenwesen zu fördern, die Kirchengelder gewissenhaft zu verwalten, für Instandhaltung und Renovierung der Gebäude zu sorgen, Konvente auszuschreiben und zu leiten und die Interessen des Kirchspiels nach außen hin zu vertreten. Er hatte eine so hohe Auffassung von seinem Amt, daß er es sich nicht nehmen ließ, dem Pastor auch bei der Pflege der Gemeinde zu helfen. Häufig begleitete er ihn bei Schulrevisionen und Hausbesuchen, unter-

stützte ihn, wenn es galt, Kontrakte zu schließen oder säumige Pächter zur Verantwortung zu ziehen. Dabei gab er seinerseits viel auf des Freundes Rat und Meinung. Das Meyendorffsche Haus stand Kaehlbrandt allezeit offen, und er hat oft als Gast in demselben gewohnt. Wenn Amtsgeschäfte ihn für mehrere Tage ins Kamkausche Gebiet riefen, machte er nicht täglich die weite Fahrt dorthin, sondern blieb zur Nacht auf dem Gute, wo er als willkommener Hausfreund stets die liebenswürdigste Aufnahme fand. Am Abend nach vollendeter Arbeit gab es dann anregenden Gedankenaustausch über kirchliche und politische Zeitfragen, über Kunst und Literatur oder persönliche Erlebnisse und Interessen. Beide Männer waren eins in der innigen Liebe zu ihrer baltischen Heimat, über der damals schon die ersten Wetterwolken sich türmten. In ihrem Dienst zu arbeiten und, wenn es galt, auch Opfer zu bringen, galt jedem echten Livländer als Ehrensache. Leon Meyendorff mit seiner liebenswürdigen Persönlichkeit und ehrenhaften Gesinnung, ein Edelmann im vollsten Sinne des Wortes, ging darin vielen mit gutem Beispiel voran und fand daher Liebe und Anerkennung weit über die Grenzen seines Standes hinaus. Beliebt und geachtet war er auch in dem engeren Kreise seines Gutes, bei seinen Untergebenen und Bauern, denen er ein gerechter und wohlwollender Herr war, für deren Wohl und Wehe er stets nach bestem Wissen zu sorgen bemüht war.

Da kam jener trübe, dunkle Herbst des Jahres 1882, wo die Wolken über unserem Heimatlande sich immer dichter zusammenzogen, und grell beleuchtet wurden von den in manchen Gegenden fast allabendlich aufflammenden Brandschäden.

Kaehlbrandt hatte schon einige Monate vorher einem alten Freunde geschrieben: „Mein lieber Bruder! Ich glaube, für uns ist die Zeit vorüber, wo man mit 1000

Massen in den Ozean steuert, und es kommt die Wendung daß wir still auf gerettetem Boot in den Hafen zu steuern beginnen. Die Jugendhoffnungen sind zum Theil zertrümmert, zum Theil verflogen, der Wind weht scharf, und es gilt, die Hand stark am Steuer halten und den rechten Kurs nicht verlieren. Laß uns dazu einander treulich die Hand reichen und einander lieb behalten.“ — Ende September hielt er, damals bei Gelegenheit eines Bibelfestes in Seßwegen eine Predigt über den 80. Psalm, in dem es zum Schluß heißt: „Siehe darein und schilt, daß des Brennens und Reißens ein Ende werde, deine Hand schütze das Volk deiner Rechten und die Leute, die du dir festiglich erwählet hast, so wollen wir nicht von dir weichen. Laß uns leben, so wollen wir deinen Namen anrufen. Herr Gott Zebaoth, tröste uns, laß leuchten dein Antlitz, so genesen wir.“ — Eine Predigt, in der all das zum Ausdruck kam, was das Herz des Redners in jener trüben Zeit erfüllte: Empörung und Jorn über die Schandtaten, Sorge um Heimatland und Heimatkirche, Bekenntnistreue und festes Gottvertrauen, und die darum auch nicht versahle, Eindruck zu machen. In jener Zeit war es, als sich plötzlich eines Tages die Nachricht verbreitete von dem ruchlosen Attentat auf Baron Leon v. Meyendorff. Auf einer Fahrt war unweit der Ramkauschen Grenze aus dem Dickicht auf ihn geschossen worden, und die Kugel war durch den Oberarm gegangen. Es war das erste Attentat, das man hierzulande erlebte, wo man bisher noch sicher und ungefährdet hatte leben und sich bewegen können. Es war damals noch etwas Unerhörtes, und die Nachricht davon erregte Trauer, Unwillen und Empörung im ganzen Lande. Zwar war die Verwundung an sich nicht lebensgefährlich, aber es war schwer, auf dem Lande tüchtige ärztliche Hilfe zu schaffen, manche ungünstigen Umstände kamen dazu, so daß die Heilung sich sehr in die

Länge zog und die Kräfte des Kranken aufzehrte. Nächste der Familie desselben ist wohl kaum jemand von diesem Verbrechen schmerzlicher berührt worden und hat schwerer darunter getragen als Emil Kaehlbrandt. Innerhalb seiner Gemeinde war es geschehen, der Attentäter sowohl, der später nach Wjatka verbannt wurde, als auch der intellektuelle Urheber des Attentats waren seine Gemeindeglieder, und das Opfer desselben war sein geliebter treuer Freund und Kirchenvorsteher. Was war natürlicher, als daß tiefe Trauer sein Herz erfüllte. So oft seine Zeit es ihm gestattete, besuchte er den Kranken, verbrachte wohl auch eine Nacht an seinem Lager wachend, und wenn dann der Schlaf den Leidenden floh, so führten sie in stiller Nachtstunde manch' ernstes Gespräch, und Kaehlbrandt suchte dem Freunde Trost zuzusprechen und ihn auf das Eine, was not thut, hinzuweisen. So vergingen mehrere Monate, halb genesen reiste Baron Meyendorff nach Berlin, um dortige Ärzte zu konsultieren, dort erkrankte er von neuem und starb in den Armen seiner Gattin, ein Opfer des gegen ihn gerichteten Mordanschlags. Seine Leiche wurde nach Kamkau gebracht und auf dem Familienbegräbnis daselbst bestattet. Es war für Emil Kaehlbrandt wohl die schwerste Amtshandlung, die er bisher vollzogen hatte, als er schmerzfüllten Herzens am Grabe dieses edlen Freundes stehen mußte. In der Einleitung zu seiner Trauerrede sagt er:

„Gott, tröste uns doch, laß leuchten dein Anlitz, so genesen wir! Amen. Geliebte in dem Herrn! Der Sarg, den wir heute unter tiefer Trauer zu Grabe geleiten wollen, birgt die sterbliche Hülle eines Mannes, den wir alle von Herzen lieb gehabt haben. Wie lieb und teuer er uns war, kommt manchem vielleicht jetzt zum vollen Bewußtsein, jetzt, wo wir ihn nicht mehr haben. Tue ich Unrecht? sage ich zuviel? wenn ich den Schmerz, der uns bewegt, die Trauer, die uns erfüllt, ausspreche in den Worten des Propheten:

„Unseres Herzens Freude hat ein Ende;
unser Reigen hat sich in Wehklagen verkehrt;
die Krone unseres Hauptes ist abgefallen.
O wehe, daß wir so gesündigt haben.“
(Klagelied Jerem. 5, 15, 16.)

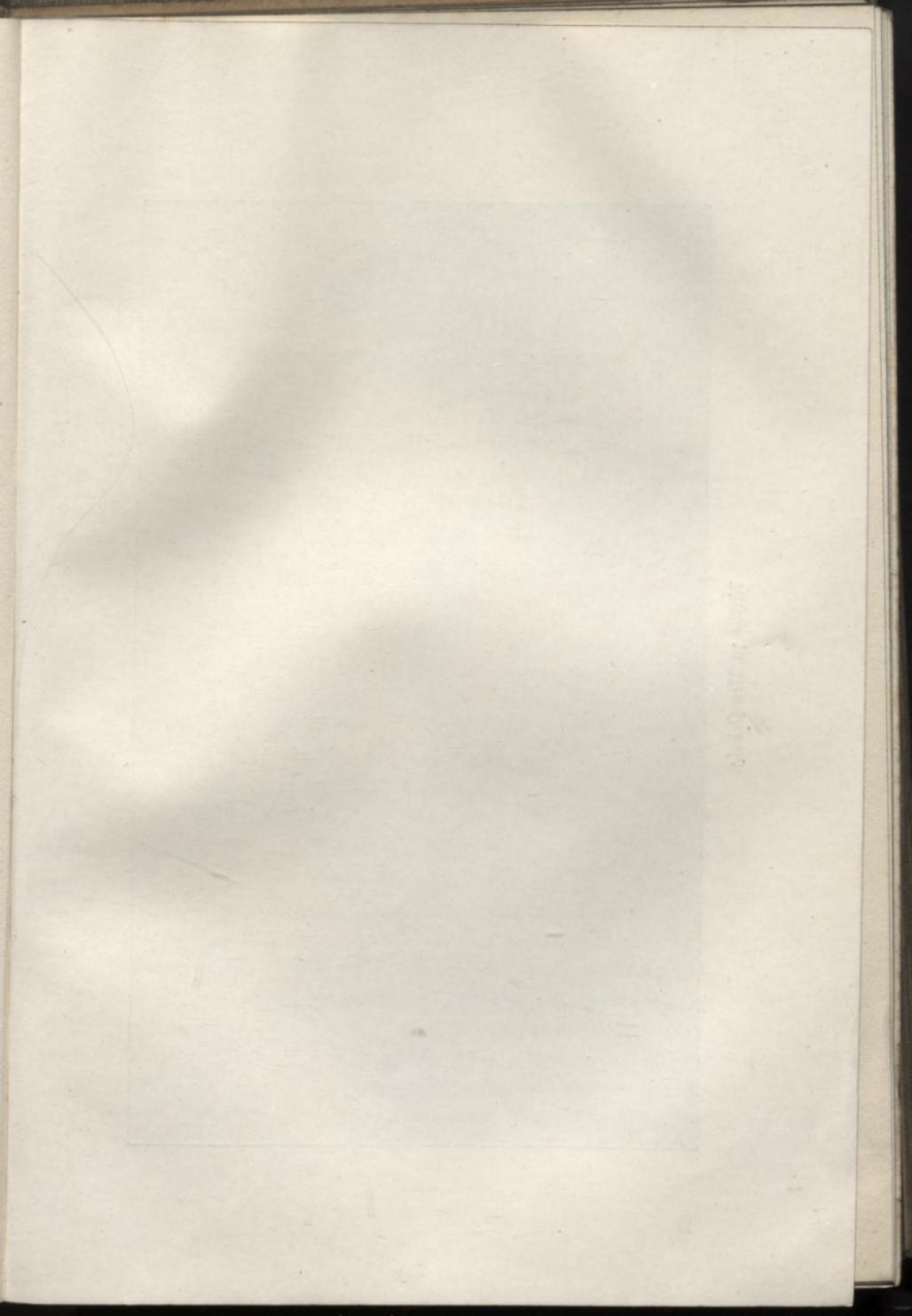
Wo immer der Tod eine Lücke reißt in einen Familien- oder Freundeskreis, da fließen auch Tränen des Schmerzes, da regt sich Teilnahme auch bei denen, die dem Verstorbenen im Leben ferne standen; sie kommen und weinen mit den Weinenden. So ist's auch heute! O, daß die allgemeine Teilnahme an Eurem Schmerz Euch Leidtragenden wohlthuend wäre! Ist doch hier doppeltes Wehe und Leid, das in weiten Kreisen herzlich teilnehmende Trauer weckt. Zu der Trauer um den Verlust gesellt sich der schmerzliche Gedanke, dessen wir uns nicht entschlagen können, daß die Wunde, die eine ruchlose Mörderhand unserem lieben Leon schlug, die erste Ursache seines Hinsiechens, seines frühen Todes war. Wir stehen unter dem erschütternden Eindruck eines Verbrechens, dem er zum Opfer gefallen ist, obgleich die Kugel, die ihn traf, nicht seiner Person galt. Sie galt uns allen, sie galt unserer livländischen Heimat, sie galt dem Recht und Gesetz Ewlands, das zu schützen und zu wahren der Verstorbene als die hohe Aufgabe seines Standes, als die patriotische Pflicht seines Lebens erkannte, dessen sittliche Grundlagen er zu festigen und zu stärken treulich bemüht war. Darum wollte er nicht nur, daß seine eigenen Kinder erzogen werden im lebendigen evangelischen Glauben, sondern ermüdete auch nie, als Kirchenvorsteher mit hingebender Opferwilligkeit Kirche und Schule zu pflegen, wohl wissend, daß sie die Träger und starken Pfeiler deutsch-evangelischen Geistes und Sinnes in unserer Heimat sind. Darum hat sein Tod Trauer und Teilnahme in den weitesten Kreisen geweckt, und wir können an seinem Sarge den herzlichen Wunsch und das Gebet nicht unterdrücken: Gott

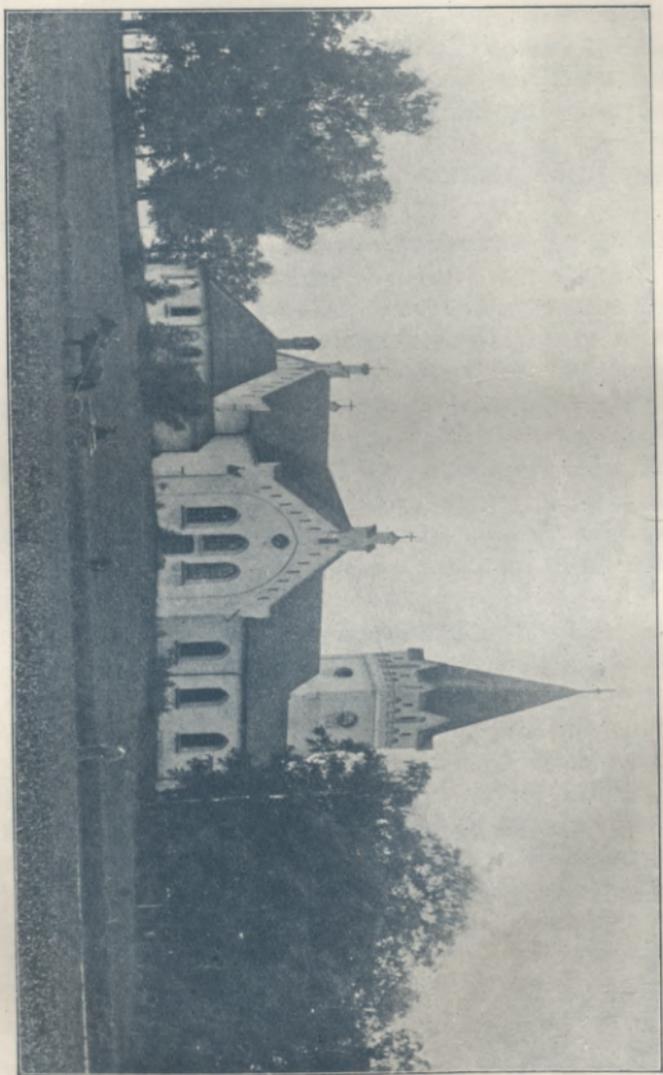
schenke unserem Lande, unserer Ritterschaft viele treue und edle Männer, welche in dieser trüben, bösen Zeit mit derselben Begeisterung, mit derselben Hingebung und Arbeitsfreudigkeit wie der Verstorbene eintreten für Recht und Wahrheit, für Zucht und Ordnung, für Erhaltung der geistigen Güter unserer Heimat! . . .“ Im weiteren Verlauf der Rede sagt er über sein persönliches Verhältnis zu dem Verstorbenen:

„Mit Euch (den Angehörigen) trauert mancher Freund, trauere auch ich um den Verstorbenen, wie um einen lieben Bruder, dem ich in herzlicher Liebe verbunden war, der mir auch in meinem Amte eine starke Stütze, ein treuer Gefährte war. Gott lohne ihm seine Treue, mit der er stets meine Hände gestärkt und meine Arbeit gefördert hat!“ . . .

An die zahlreich versammelte lettische Gemeinde richtete er ernste eindringliche Worte unter Zugrundelegung des Wortes, das Jesus an die Frauen richtete, die ihm auf seinem letzten Gange nach Golgatha folgten: „Weinet nicht über mich, sondern weinet über Euch und Eure Kinder.“ —

Durch Leon v. Meyendorffs Heimgang war das Neu-Debalgsche Kirchspiel verwaist und verödet, und Kaehlbrandt empfand es schmerzlich, daß er innerhalb desselben nun allein da stand und niemand hatte, mit dem ihn gleiche Interessen, gleiche Gesinnung, die gleichen Ideale verbanden. Um so mehr suchte er Verkehr nach außen, mit Amtsbrüdern und gleichgesinnten Heimatgenossen und fand, seinen Geistesgaben entsprechend, je mehr und mehr Betätigung und Anerkennung im Dienste der Landeskirche und des Heimatlandes.





Kirche zu Sten-Pöbelg.

VIII. Abschnitt.

Im Dienst der Landeskirche.

Unsere Zeit und unser Streit.

Brausend rollen jetzt die Zeiten,
Rasch und rascher geht ihr Zug,
Mächtig Wogen, Ringen, Streiten,
Kühnerer Gedankenflug!
Ha, jetzt muß sich aus dem Gären
Neu die alte Welt gebären!

Soll im Sturm verwehen,
Soll in Trümmer gehen,
Was Jahrhunderte erbaut?
Jetzt gilt es zu halten
Doppelt fest am Alten,
Was die Vorzeit uns vertraut.

Nein, ein Neues muß jetzt kommen,
Jung und stark und lebenskühn,
Und der Strahl, der schon erglommen,
Hell und heller muß erglühn,
Freilich wird sein Licht nicht taugen
Altterschwachen, blöden Augen.

Erbteil alter Zeiten,
Nur für dich zu streiten,
Ist des heißen Kampfes wert.
Diese neuen Tage
Bringen Not und Plage
Über Land und Hof und Herd.

Streift mit unbefang'nem Blicke
Alte Vorurteile ab,
Rasches Handeln führt zum Glücke,
Stillstand ist des Lebens Grab.
Vorwärts ist der Ruf der Zeiten,
Vorwärts laßt auch uns jetzt schreiten.

Durch solch Übereilen
Alte Schäden heilen,
Hieße blinder Unverstand.
Zusehn, stücken, flicken,
Nur nicht vorwärts rücken
Das ist Glückes Unterpfund.

* * *

*

Es ist nicht zu verwundern, daß eine Persönlichkeit, wie Emil Kaehlbrandt, nicht volle Genüge fand an der stillen Arbeit innerhalb einer lettischen Landgemeinde, sondern daß sein Geist weitere, höhere Interessen umfaßte und nach Betätigung derselben suchte. So war es selbstverständlich, daß, wo immer sich Gelegenheit bot, oder Aufforderungen an ihn herantraten, er mit freudiger Begeisterung seine Gaben je mehr und mehr der ganzen Landeskirche dienstbar

machte und ihr Wohl und Wehe, wie ihn persönlich berührend, empfand.

In unserem Lande ist es üblich, daß die jungen Theologen nach Beendigung ihres Studiums und nach absolviertem Konsistorialexamen, ehe sie in ein selbständiges Amt eintreten, ein sogenanntes Probejahr bei einem Pastor auf dem Lande verbringen, um unter seiner Leitung sich mit der Führung des Pastorenamtes bekannt zu machen, die Landessprache zu erlernen, oder sich in der Benutzung derselben zu vervollkommen. Da es häufig vorkam, daß die jungen Kandidaten sich dazu Pastore wählten, die selbst noch wenig Erfahrung im Amt hatten, mit denen sie vielleicht nur irgend welche persönliche Beziehungen verbanden, so ordnete das Konsistorium an, daß in jedem Sprengel zwei Kandidatenväter gewählt werden sollten, denen dann die jungen Kandidaten zugewiesen werden konnten. Im Wendenschen Sprengel wurden Pastor Auning-Seßwegen und Emil Kaehlbrandt zu Kandidatenvätern gewählt.

Kaehlbrandt übernahm gern und freudig die Aufgabe, ein Führer und Leiter der jungen Theologen zu werden, eine Aufgabe, zu der er besonders berufen und geeignet erschien. Nicht nur verstand er es, sie geistig zu fördern und anzuregen, sondern durch seine jugendlich frische, kraftvolle, auf alles Ideale gerichtete Persönlichkeit wirkte er stets mächtig auf die Jugend, und wußte auch in den jungen Theologen, die unter seinem Einfluß standen, Liebe und ideale Begeisterung für das Amt zu wecken. Sein erster Probejahrskandidat war der jetzige livländische General-superintendent Theophil Gaehdgens. Später traten immer häufiger Kandidaten in sein Haus, oft waren es zwei, auch drei zur Zeit. Die Gesamtzahl aller Kandidaten, die längere oder kürzere Zeit in Neu-Debalg gewohnt haben, beträgt 14. Zu nennen sind noch: E. Knieriem, P. Treu, C. Hollander, E. Scheuermann, Th. Taube, J. Schiron, Th. Scheinpflug,

C. Schilling, W. Schwarz, W. Taurit. Für kürzere Zeit, besonders zur Teilnahme an der Konfirmandenlehre, waren gekommen: H. Keußler, E. Krueger, G. Hillner. Bei Gelegenheit von Kaehlbrandts 25jährigem Amtsjubiläum im Jahre 1888 gaben seine früheren Probejahrskandidaten ihrem Dank und ihrer Anerkennung Ausdruck in einem sinnigen Geschenk, einem großen Bilde, das Martin Luther darstellt, wie er als Kurrendeschüler in das Haus der Frau Cotta aufgenommen wird. Das überaus herzliche, von sieben Kandidaten unterzeichnete Begleitschreiben lautet:

„Seit einer Reihe von Jahren hat Dein stilles Pfarrhaus seine gastlichen Pforten aufgetan für angehende Pastoren, die unter Deiner Leitung sich mit den ernstesten, bedeutungsvollen Aufgaben pastoraler Amtsführung vertraut machen sollten. Nach kürzerem oder längerem Aufenthalt sind sie wieder aus Deinem Hause geschieden und walten nun ihres Amtes in allen Teilen unserer Lande, wo Gott der Herr einen jeden hingestellt. Alle aber haben sie reichen Segen aus Deinem Hause mitgenommen und bewahren in dankbarer Erinnerung die Zeit, da es ihnen vergönnt war, unter Dir und mit Dir zu arbeiten, da ihnen zum erstenmal in eigener Erfahrung aufging die Erkenntnis von der Herrlichkeit des Amtes, das die Versöhnung predigt. Es ist darum nicht nur die Pflicht der Dankbarkeit, es ist die herzliche Freude darüber, dem Dank einmal in dieser Weise Ausdruck geben zu können, die heute Deine bisherigen Probejahrskandidaten vereint vor Dein Antlitz führt, damit auch ihre Stimmen sich vereinen mit den Festgrüßen, die heute an Dein Ohr tönen, damit auch ihre herzlichen Segenswünsche bei Dir eine Stätte finden. Es ist aber nicht nur der Dank für die pastorale Anleitung, die sie erfahren, der heute laut werden soll. Es ist insbesondere der Dank für den Segen, den sie in Deiner Häuslichkeit empfangen, in der sich alle bald heimisch fühlten, die den meisten von ihnen

erst das rechte Verständniß für die Bedeutung des „Pfarrhauses“ erschloß, die allen Herz und Gemüt erwärmte, aus der sie ein lichtiges Vorbild mitnahmen für das eigene Haus, das über kurz oder lang ihnen beschieden sein sollte. Dem Dank gerade nach dieser Seite Ausdruck zu geben, ist die Gabe bestimmt, die wir Dich, geliebter Bruder, als Erinnerung an den heutigen Festtag aus unseren Händen entgegen zu nehmen bitten. Auch sie stellt Dir eine trauliche Häuslichkeit vor Augen, den häuslichen Kreis, in dem unser Vater Luther einst als Knabe Aufnahme fand, als Gott ihn sich zurüstete zu dem großen Werke, das er durch seine Hand zu vollbringen gedachte. Wenn Du den Knaben Martin anschaust, wie er an der Frau Cotta Hand unter die Tischgenossen tritt, dann gedenke freundlich derer, die einst auch also als fahrende Schüler Dein Haus betraten und Deine Tischgenossen gewesen sind, und die, ebenso wie Luther seiner Frau Cotta sein Leben lang ein dankbares Gemüt bewahrte, auch stets in dankbarer Liebe des Pfarrhauses gedenken, da sie nicht nur des Amtes äußerliche Handhabung erfassen durften, sondern wo in dem reichen geistigen Leben und dem Geiste des Friedens und der herzlichen Liebe, die die Räume durchwaltet, auch ihr Herz warm wurde und reich und weit, und also in ihnen der Boden bereitet wurde, aus dem die rechte Begeisterung für das Amt hervorwachsen kam.“

Seine Ansichten über das praktische Kandidatenjahr hat Emil Kaehlbrandt, gestützt auf langjährige persönliche Erfahrung, im Hinblick namentlich auch auf die nationalen Unterschiede in unserem Lande in einem Vortrage ausgesprochen, den er im Jahre 1894 zuerst auf der Wendenschen Sprengelsynode und darauf auf der Provinzialsynode Livlands gehalten hat.*)

*) Ein Teil desselben ist in der Beilage I. abgedruckt.

Mit seinen Amtsbrüdern im Kreise hat Emil Kaehlbrandt stets in brüderlichem, freundschaftlichen Verkehr gestanden. Manche von ihnen waren alte Freunde seines Vaters, seines Elternhauses, andere seine Zeit- und Studien-genossen. Später traten jüngere Kräfte an die Stelle der alten, der Hinscheidenden, neue Elemente kamen in den Sprengel, aber mit allen hat er gesucht, soviel an ihm war, zu halten die Einigkeit im Geist. Zwar konnte es wohl vorkommen, daß, wenn er bei Verfolgung eines klar vor ihm liegenden Zieles auf kleinlichen Widerstand stieß, sein Wesen etwas Scharfes und Herrisches annahm, und er dadurch bisweilen verletzte, ohne es zu beabsichtigen. Alles Kleinliche haßte er, und wenn er etwas als wahr und recht erkannt hatte, dann mußten persönliche Rücksichten weichen, die Sache, die er verfocht, stand ihm höher als die Person. Wenn manche Amtsbrüder ihm das übelnahmen, und es nicht überall zu einer herzlichen persönlichen Annäherung kam, so mußten doch alle seine zielbewußte Klarheit, seine pflichttreue Hingabe anerkennen. Ein jüngerer Amtsbruder sagt von ihm:

„Die Echtheit seiner Überzeugung vereinigte sich mit dem Feuer seines Temperamentes zu einer Macht, die mit wunderbarem Schwunge in die Fehde zog, wo es galt, den Kampf für dasjenige auszufechten, was einmal als gute Sache anerkannt worden war. Die Schonungslosigkeit im aufgenommenen Kampfe mag wohl dazu beigetragen haben, daß mancher ihm bei Beurteilung seiner Persönlichkeit gerecht zu werden, nicht imstande war. Charakteristisch aber für die Größe und den Reichtum seiner Natur war die Tatsache, daß ihn verehren mußte, wer nicht die Möglichkeit hatte, ihn zu lieben, und daß der ihn achten mußte, dem es nicht vergönnt war, ihn zu verehren. So brachte er jedem etwas.“

Daher konnte es nicht ausbleiben, daß Kaehlbrandt nach Propst Vogels Abgang, den er schon fast zwei Jahre vertreten hatte, im Jahre 1884 zum Propst des Wendenschen Sprengels gewählt wurde, welches Amt er bis zum Jahre 1895 bekleidet hat. Mit vollem Vertrauen legte der Sprengel das Propstamt in seine Hände, und hat diese Wahl nie zu bereuen gehabt. Noch mehr als bisher trat Kaehlbrandt nun in Beziehung zu jedem einzelnen seiner Sprengelsbrüder, und stand mit den meisten nicht nur in regem brieflichen, sondern auch, soviel es möglich war, in häufigem persönlichen Verkehr. Es kann wohl von ihm gelten, was er einst einem heimgegangenen Amtsbruder nachrühmte: „Wo Übelstände aufgedeckt wurden, da rügte er sie, — die Verzagten stärkte er, die Lässigen spornte er, die Eiferer zügelte er, — allen mit Rat und Tat zu dienen trachtete er.“

Über eine allgemeine Gebetsordnung, die er einführen wollte, schreibt er einem jungen Amtsbruder:

Den 21. Januar 1885. „Ich danke Dir, daß Du auf den Gedanken eingingst, den ich zum Schluß unserer Konferenz in Anregung brachte, und bedauere es, daß wir uns nicht gleich in Wenden etwas eingehender darüber verständigen konnten. Das veranlaßt mich, diese Zeilen Dir zu schreiben. Mit dem Gedanken einer Gebetsvereinigung unter uns Pastoren des Wendenschen Kreises habe ich mich schon seit einigen Wochen getragen, konnte aber nicht das rechte Wort und die rechte Gelegenheit finden, ihn den Brüdern ans Herz zu legen. Wie die anderen Brüder ihn aufgenommen haben, weiß ich nicht. Ich freue mich aber, daß Du Dich zu demselben bekannt hast. Das legt mir die Verpflichtung auf, Dir mitzuteilen, wie ich es damit zu halten gedenke. Am Donnerstag Abend um 7 Uhr habe ich mir vorgesetzt, zunächst meine Gemeinde und deren Zustände und Verhältnisse (Wirte, Gemeindebeamte, Kirchenvormünder, Schulen, Witwen und Waisen, Kranke und

Sterbende, auch die Agitatoren und die von ihnen Verführten, die Gefallenen und Verirrten usw.) im Gebet dem Herrn ans Herz zu legen; dann meine und der Amtsbrüder Arbeit, dann unsere kirchlichen Vorgesetzten (Propst, Generalsuperintendent und die Glieder des Konsistoriums, auch die Schulbehörden), dann unsere Ritterschaft als die Patronin unserer Landeskirche und Vertreterin unserer Heimat, dann unsere Obrigkeit, und zwar den Kaiser samt seinen Dienern und Stellvertretern; endlich die Mission (Juden-, Heiden- und innere Mission). Zuerst lese ich einen passenden Psalm, der mir als Anregung und Anleitung zum Gebet dienen soll, knie dann nieder und spreche vor dem Herrn aus, was mein Herz im Hinblick auf die Zustände der Gemeinde und unseres Landes bewegt. Vorigen Donnerstag habe ich es allein getan; in Zukunft wird meine Frau mit mir die Knie beugen. Ich habe den Donnerstag Abend gewählt, weil ich am Freitag Kommunikanten-Vorbereitung habe und dabei am meisten Gelegenheit, mit einzelnen Gemeindegliedern in Berührung zu kommen, und insofern das meiste Bedürfnis, vom Segen des Gebets und der Fürbitte begleitet zu werden. Der Herr hat verheißen, Gebet zu erhören; er wird auch seinen Segen darauf legen. Und wenn er auch kein Wunder tun sollte, unser armes Land und seine Gemeinde bei uns zu retten vor den Mächten der Finsternis, so wird er doch Gnade geben, Glauben zu halten und der Bitterkeit Verstimmung und des Kleinmutes Herr zu werden, die sich so leicht in unser Herz einschleichen. Willst Du nun auch, lieber Bruder, um die nämliche Zeit beten, so reichen wir uns die Hand zur Gebetsgemeinschaft, und es findet sich wohl auch noch der eine oder andere, der mitbetet. So stärken wir gegenseitig unsere Hände, daß sie nicht laß werden. Sprich doch auch mit V. darüber, den ich herzlich grüße. Mit herzlichem, brüderlichen Gruß reicht Dir die Hand Dein treuer
E. Kaehlbrandt.“

An einen Amtsbruder.

Den 3. Januar 1885.

„In der Gemeinde haben sich die hochgehenden Wogen der Agitation mehr gelegt. Die Leute fangen wieder an, statt zu Manassein zu laufen, zum Pastor zu kommen. Noch sind wir ohne Kirchenvorsteher; das erschwert mir meine Stellung. In den nächsten Tagen soll ein Wahlkonvent gehalten werden, dem ich mit Spannung entgegensehe. Im übrigen macht jetzt das Ordnungsgericht auf höheren Befehl Klapperjagd auf staatsgefährliche Pastoren. Als erster kommt D. vor den Schuß. Ich hoffe aber, das Pulver ist so schlecht, daß der Schuß im entscheidenden Moment doch nicht losgeht. — Am 22. Dezember haben wir hier einen lettischen Männergesangsverein gebildet, der unter U.'s und meinem Präsidium stehen soll. Für den Sommer habe ich größere Pläne mit einem Missionsverein im Auge. Der Zustand unserer Gemeinden ist ein derartiger, daß es not tut, die guten Elemente zu sammeln, und das ist nicht anders möglich, als in Vereinen. Gott helfe nur den großen Zuwachs an Arbeit bewältigen, der dadurch entsteht! — Daß Ihr drei Geschwister jetzt zusammen hauset, ist schön. Als Viertel aber ist unter Euch der, in dessen hochgelobtem Namen wir das neue Jahr angetreten haben, und der es zugesagt hat, daß er bei den Seinen bleiben wird alle Tage, bis an der Welt Ende. Sein Nahesein stärke Dich, mein lieber Bruder, in Deiner Arbeit, daß Du an ihr Freude habest und viel Frucht schaffst! Mein Vater, meine Frau und Kinder grüßen Dich. Gott befohlen!
In alter Liebe

Dein treuer

E. K.

An einen anderen Amtsbruder.

Den 16. November 1887.

Mein lieber Bruder!

Schon als wir bei Dir waren, und Du erzähltest, daß Du zum Missionsfest nach Riga fahren werdest, fürchtete ich, daß Riga auf Dich Jagd machen werde, und habe diese Befürchtung auch gegen verschiedene Personen ausgesprochen. Sie hat sich also bewahrheitet und — vielleicht hast Du Dich schon entschieden. Mir würde es unendlich schwer fallen, Dich ziehen zu sehen, nicht nur um unseres Sprengels willen, der sich's gefallen lassen muß, daß Stadt Riga hier seine ergiebigsten Jagdgründe sucht, sondern mehr noch um meiner willen. Du hast mich, lieber Bruder, nicht nur ebenso wie die meisten anderen Sprengelsbrüder geduldig getragen mit all meinen Härten und Schroffheiten, sondern mit Dir schwindet mir aus unserem Kreise auch der letzte Jugendtraum aus längst vergangener sonniger Dorpater Zeit. Du hast mir einst in meine Burschenbibel geschrieben: ‚Philosophia quaerit veritatem, theologia invenit, religio possidet‘, und deutest in der Nachschrift hin auf ‚mannigfaltige Differenzen, die uns anfangs schieden‘, die es aber nicht hinderten, daß wir ‚doch im Laufe der Zeit einander lieb gewonnen haben‘. Lieber Bruder! Daß es auch heute noch mancherlei Differenzen gibt, die uns scheiden, hat nicht gehindert, daß wir bis heute einander lieb behalten haben. Daß wir auf gleichem Glaubens- und Wahrheitsgrunde stehen, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft; religio possidet veritatem. Die Differenzen liegen in unserer verschiedenen Naturanlage, Du vielseitig und leicht beweglich, — ich einseitig, steif, schwerfällig — und darum leicht vereinsamt, auch im Kreis von Brüdern. In der Hinsicht bist Du, so wie Du bist, für mich ein Stück Tröstensamkeit, die ich schmerzlich vermissen werde. Doch das ist selbstverständlich Neben-

sache, und kann in keiner Weise in Betracht kommen bei der Entscheidung, die Du triffst. Versuche ich aber, mich in Deine Lage hineinzudenken und die Gründe zu erwägen, die Dich bestimmen könnten, so finde ich nur zwei Gründe, die Dich zum Gehen bestimmen könnten, nämlich 1. um Konflikte zu vermeiden, die unter unseren Verhältnissen nicht zu vermeiden sind, und deren endliche Entscheidung nicht vom Recht, sondern von der Macht abhängt, und 2. um in der Stadt mehr geistige Anregung zu finden, als das Leben auf dem Lande sie bieten kann. Dagegen sprechen viele Gründe, die ich in zwei Worte zusammenfassen möchte: 1. Die Stellung, die Du in Deiner jetzigen Gemeinde hast; 2. Die * * Gemeinde, in der Du Dir erst eine Stellung schaffen mußt. Lieber Bruder! Es liegt mir fern, Dir mein Denken und Fühlen als Maßstab aufdrängen zu wollen. Du sprichst es selbst aus, daß Du ‚mit freudiger Begeisterung dort sein willst, wo der Herr Dich haben will‘. Hast Du denn irgend ein Zeichen, daß er Dich nicht mehr in * * haben will. Daß aber der Rigasche Rat sich so und soviel Körbe geholt hat und sich nun an Dich wendet, sollte das ein Zeichen sein, daß Er Dich dorthin haben will? Verzeih die Fragen, die vielleicht schon zu spät kommen; hast Du Dich aber noch nicht entschieden, so ziehe sie freundlich in ernste Erwägung. Um Deiner Gemeinde und um unseres Sprengels willen bitte ich Dich, prüfe ernstlich, was des Herrn Wille ist, und laß Dich dann weder durch eigene, noch durch fremde menschliche Gedanken irre machen. Gehst Du, so segne Gott Dein Gehen! Bleibst Du, so segne Gott Dein Bleiben!

In treuer herzlicher Liebe

Dein Bruder

E. K.

Zu den Pflichten des Propstes gehörte außer der Vertretung des Sprengels nach außen und auf der großen Synode, vor allem die Leitung der Sprengelsynode, die jährlich, gewöhnlich im Anfang des Sommers, in einem der Pastorate stattfand. Außer dieser offiziellen Versammlung der Pastoren arrangierte Kaehlbrandt noch ein- bis zweimal jährlich private Konferenzen mit den nächstwohnenden oder ihm vertrautesten Amtsbrüdern, und in der letzten Januarwoche fand jährlich in Wenden die sogenannte Laienkonferenz statt, an der außer den Pastoren auch Laien teilnahmen, Herren aus Wenden und der Umgegend, die sich für kirchliche und theologische Fragen interessierten. Die Leitung dieser, zwei Tage dauernden Konferenz lag zwar nicht dem Propste ob, häufig ist er aber zum Leiter derselben gewählt worden. Diese Konferenzen wurden auch von Pastoren anderer Sprengel gerne besucht, boten viel Anregung und waren sehr beliebt. — Zu den Obliegenheiten des Propstes gehörten ferner die Kirchenvisitationen, von denen Kaehlbrandt gewöhnlich zwei im Jahre abhielt, und die ihn dann auch in Beziehung zu den Gemeinden seines Sprengels brachten. Sie waren oft von großem Segen für den Pastor und die Gemeinde. Für den Propst waren sie häufig eine schwere und unerquickliche Aufgabe, namentlich da, wo es Konflikte und Zerwürfnisse zwischen Pastor und Gemeinde gab. — Mit zu den schwersten Pflichten des Propstes gehörte die Neubefetzung der durch Tod oder Fortgang des bisherigen Pastors vakant gewordenen Pfarren. Nicht nur mußte er während der Vakanzzeit für die kirchliche Bedienung der Gemeinde Sorge tragen, sondern auch mit dem örtlichen Kirchenvorsteher gemeinsam die Wahl eines neuen Pastors in Gang bringen und den Wahlkonvent leiten. In früheren Zeiten ging das auf gesetzlich geordnetem Wege meist ganz glatt, je mehr sich aber die von lettischer Seite ausgehende nationale Hetzerei bei Pfarr-

befetzungen geltend machte, um so schwerer wurde es. Da gab es zahllose Schreibereien und Verhandlungen hin und her, viele Fahrten, unerquickliche Wahlkonvente, Zerwürfnisse zwischen Gemeinden und Patronen, in denen der Propst meist eine vermittelnde Stellung einnehmen mußte. Auch die Introdution des neugewählten Pastors in seine nunmehrige Gemeinde war Aufgabe des Propstes. Während Kaehlbrandts Amtszeit als Propst sind elfmal Neubefetzungen in den 17 Pfarren des Wendenschen Sprengels vorgekommen. Über seine Amtsführung als Propst und die Fragen, die ihn in jener Zeit besonders beschäftigten, schreibt Pastor Döbner:

„Ebenso wie Kaehlbrandt sein geistliches Amt zum Segen seiner Gemeinde führte, ebenso waltete er als Propst für den ganzen Sprengel erweckend, belebend, anregend und sein Rat wurde für seine Sprengelsprediger maßgebend. Die Sprengelsitzungen und Konferenzen bereitete er mit großem Fleiß vor. Die Bearbeitung der zur Beratung vorliegenden verschiedenen Fragen wurden an die Amtsbrüder verteilt. Selbst aber bearbeitete er auch jede einzelne Frage eingehend, so daß er immer ein eigenes Korreferat bieten konnte. Dadurch beherrschte er jedesmal den Stoff vollständig und war imstande, die Verhandlungen mit großer Sicherheit zu leiten. Namentlich aber waren seine Eröffnungsansprachen inhaltreich. Von einer Schriftstelle, die er auslegte, ausgehend, verstand er es meisterhaft, die Erscheinungen der Zeit im Lichte des Wortes Gottes zu beleuchten und ernste Mahnungen daraus zu folgern. Einer unserer kritischsten Amtsbrüder, der nun auch in Gott ruht, urteilte einmal mit Recht, daß solche Gelegenheitsreden Emil Kaehlbrandts besonderes Charisma seien. Lichtvolle Ansprachen mit zutreffenden ernsten Mahnungen zeichneten auch seine Kirchenvisitationen und Schulrevisionen aus, so daß sein Besuch einer Gemeinde stets einen tiefen Eindruck hinterließ.“

Fragen, die dem Propst viel zu schaffen machten, waren nicht so sehr die gewöhnlichen der Amtsführung der einzelnen Sprengelsbrüder, sondern vielmehr die außergewöhnlichen, wenn eine außerordentliche Bewegung die ganze Kirche anfaßte, an denen es nie gefehlt hat, und auch während der Zeit seiner Amtsdauer nicht fehlte. Eine solche tiefgreifende Bewegung war die konfessionelle, in dem neuen Stadium, welches durch das reaktionäre Verfahren der Regierung Alexander III. und ihres gefügigen Werkzeuges, des Gouverneurs Sinowjew, hervorgerufen wurde. Als zu Alexander II. Zeiten ein Teil der einst unter Nikolai I. betrügerischerweise zum Abfall von der lutherischen Kirche verlockten Konvertiten und viele ihrer Kinder wieder zu ihrer Mutterkirche zurückkehren wollten, war Kaehsbrandt, der übrigens in seinem Kirchspiel keine Orthodoxen, also auch keine Konvertierten oder Rekonvertierten hatte, prinzipiell gegen ihre Aufnahme, weil sie ungesetzlich sei, und nach seiner Meinung der gesetzliche Standpunkt in diesem Falle auch schriftgemäß wäre. Die Mehrzahl der livländischen Pastoren stand freilich anders und meinten, daß, nachdem alle Bitten und Vorstellungen bei der Regierung vergeblich gewesen waren, es hier Gottes Wille sei, daß auch gegen den Willen der Obrigkeit die Abgefallenen um ihres Seelenheils willen wieder zur lutherischen Kirche aufgenommen würden. Es war daher eine große Zahl durch Konfirmation und Zulassung zum Abendmahl wieder der lutherischen Kirche einverleibt worden, und die Regierung Alexander II. hatte es geduldet. Ihre Kinder wurden lutherisch getauft, konfirmiert, die in die Ehe zu treten begeherten, wurden lutherisch getraut, kurz, in allen ihren kirchlichen Bedürfnissen wurden diese Rezipierten, wie es nach der Aufnahme selbstverständlich war, als vollberechtigte Glieder der lutherischen Kirche behandelt. Unter Alexander III. sollte das nach dem Willen der Regierung nicht mehr geschehen; vielmehr wurde geboten, daß sie wieder als Glieder

der griechisch-orthodoxen Kirche betrachtet würden. Ihr Abfall sei widergesetzlich und daher ungültig und jeder lutherische Prediger, der sie fernerhin als Glieder der lutherischen Kirche behandle, sei straffällig. Die lutherischen Pastoren konnten natürlich nicht auf dieses Gebot hin, die von ihnen bisher als Lutheraner behandelten, von vielen selbst in die lutherische Kirche aufgenommenen Rekonvertiten wieder ausscheiden und neuer Seelennot überlassen. Sie behandelten sie nach wie vor als ihre Gemeindeglieder und seitens der Regierung begann nun die bekannte Maßregelung der Pastoren. Jetzt stellte sich Kaehsbrandt mit vollster eigener Überzeugung auf den gleichen Standpunkt, wie ihn die Majorität der holländischen Geistlichkeit einnahm, daß jeder Rekonvertit, der einmal mit gutem Gewissen zur lutherischen Kirche aufgenommen worden sei, überall und von jedem Pastor als Lutheraner zu behandeln sei. Es sei Pflicht der Kirche, diese Treue ihm zu halten. Natürlich gab es unter den Pastoren, namentlich unter denen, die selbst nicht die Rekonversion erlebt und Rekonvertierte zur lutherischen Kirche aufgenommen hatten, manche, der Strafe gegenüber, mit der die Regierung drohte, furchtsame und unschlüssige. Da hatte der Probst solche eindringlich zu ermahnen und sie zu stärken, daß sie um des eigenen und um des Gewissens der Rekonvertierten willen sich in ihrem Verhalten nicht von den Drohungen der Regierung beeinflussen ließen. Er selbst war stets bereit, jeden Rezipierten, wenn an ihn der Fall herantreten sollte, ganz als Lutheraner zu behandeln.

Eine andere Bewegung, die durch die Gemeinden ging, war die nationale. So berechtigt jedes nationale Selbstbewußtsein ist, so falsch war es, solches bei den Letten durch Schürung von Haß gegen die Deutschen zu wecken. Motive zum Haß ließen sich für das wenig gebildete, und zu geschichtlichem Urtheil nicht befähigte Volk von böswilligen

Agitatoren leicht der früheren Landesgeschichte und den gegenwärtigen Verhältnissen entnehmen, man mußte nur durch Entstellung die Gegensätze dahin zuspitzen. Leider geschah das seit Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in sich steigendem Maße durch die lettische Presse, und das vergiftete immer mehr die Volksseele. Voran im Deutschenhaß ging ein großer Teil der gebildeten Letten, die ihr Zentrum im lettischen Verein in Riga hatten. „Friedliche Verdrängung“ der Deutschen war von Anfang an ihr Ziel. Deshalb verdächtigte und diskreditierte die junglettische Presse die Gutsherrn und Pastoren. Dieses Treiben begann offen im Laufe der siebziger Jahre. Indem sie die Deutschen verleumdete, und zwar gerade Amtspersonen, untergrub sie naturgemäß die Autorität der verschiedenen Ämter, welche diese inne hatten. Die Tausende von unbegründeten Klagen, welche die bis dahin friedlich und zufrieden hinlebenden Bauerngemeinden dem Senateur Manassein eingereicht haben, — die Justiz-, Verwaltungs- und Schulreform, die Ersetzung der deutschen Beamten durch russische, die wahrlich nicht das beim Volk erschütterte Ansehen der vorgesetzten Autoritäten hoben, ja vielfach mit ihm gemeinsame Sache machten, — und die Kirchentumulte bei Pastorenintroduktionen — stehen durchaus in ursächlichem, beabsichtigten Zusammenhange mit jenen verleumderischen Agitationen. Zugleich waren sie Etappen auf dem Wege zur Entfittlichung, Entkirchlichung und endlichen Revolutionierung des Volkes. Die „Geschichte der lettischen Revolution“ weist diesen Zusammenhang klar und deutlich nach.

„Es wurde bald fühlbar, daß sich eine Scheidewand bildete zwischen der lettischen Gemeinde und dem deutschen Pastor. Und selbst unter den Pastoren trat immer mehr eine Scheidung nach Nationalitäten hervor. Die Pastoren deutscher Nation vermißten bei den Amtsbrüdern lettischer Nation das sonst unter Amtsbrüdern gewöhnliche vertrauens-

volle Entgegenkommen. — Schon 1871, noch als Adjunkt seines Vaters, schrieb Kaehlbbrandt in sein Tagebuch: „Aus Wenden (von der Januar-Konferenz) zurückgekehrt, brachte ich die Überzeugung mit, daß der nationale Gegensatz gegen uns Deutsche bedeutend verschärft ist. Das veranlaßte mich, am vorigen Sonntag im Jünglingsverein einen Vortrag zu halten, in welchem ich auszuführen suchte, daß die Bewohner Eivlands, trotz der vorhandenen nationalen Unterschiede, ein Volk seien, ein Baum, der sehr mannigfaltige Wurzeln, aber nur einen Stamm habe und gewachsen sei in dem Boden deutsch-evangelischen Geistes. Ihn aus diesem Boden herausreißen, hieße ihn dem Verderben überliefern“. Er klagt aber auch, daß die Jünglinge ihn nicht verstanden zu haben scheinen. — Auf der Versammlung der lettisch-literarischen Gesellschaft, deren Mitglied er war, im Dezember 1873 in Mitau, verlas er eine eingehende Kritik des letzten Jahresganges des „Baltijas Wehstnesis“. Der Redakteur dieses Blattes entgegnete daselbst, daß die Redaktion selbst nie gegen die Deutschen im allgemeinen, noch insbesondere gegen die Pastoren zu Feld gezogen sei, sie also keine Schuld treffe, — es sei das nur von einigen Korrespondenten geschehen, denen ja die Betroffenen hätten erwidern können. Ebenso nichtsagend war die Abwehr des Vorwurfes, daß die Witze und Scherze in der humoristischen Beilage des Blattes unpassende seien. Der Redakteur meinte, sie hätten ein Vorbild am deutschen „Kladderadatsch“ und an den „Wespen“. Dieser Rechtfertigungsversuch bewies nur, wie sehr der damalige Redakteur dieser verbreiteten lettischen Zeitung von agitatorischem Geiste erfüllt war, den er unter so nichtsagenden Entschuldigungen wohl kaum selbst zu verbergen beabsichtigte.“

Die Erbitterung der lettischen Journalisten gegen Kaehlbbrandt auf jener Sitzung war so groß, daß seine Freunde ihn nach derselben nicht allein auf die Straße wollten gehen lassen. Mehrere von ihnen begleiteten ihn in sein Quartier.

„Die Agitation ging unbeirrt ihren Weg weiter, und verwandte immer neuen Stoff für ihren Zweck. Erst waren es die kirchlichen Kollekten und die Amtsgebühren, die zu Angriffen und Verleumdungen herhalten mußten, dann kam der Vorwurf der Unkenntnis der lettischen Sprache, des Mangels an Fachbildung für die Schulleitung und schließlich wurde der Kampf gegen das Patronatsrecht eröffnet und war damit ein Mittel gefunden, das zur Verwirrung selbst aufgeklärter Nationalen und Aufreizung der Gemeinden sich am wirksamsten erwies. Die Stellung der Pastoren deutscher Nationalität in ihren Gemeinden wurde dadurch eine immer schwieriger. Sichtbar wurde das Verhalten der Gemeinden zu ihnen ein immer kühleres. Es begegnete ihnen immer offener das Mißtrauen, daß sie selbstsüchtige Zwecke verfolgten, Herrenpolitik trieben und was dergleichen Zeitungsphrasen mehr waren. Auf den Sprengelsynoden mußte Kaehlsbrandt zur Einigkeit und zu gegenseitigem Vertrauen wenigstens der Amtsbrüder untereinander mahnen, und die Amtsbrüder lettischer Nationalität bitten, ihrerseits in den Gemeinden, wo ihre Stimme viel galt, der Gehässigkeit entgegenzuarbeiten. Wenn er dabei manchen scharfen Ausdruck brauchte, so geschah es um der Sache willen, und um der Wahrheit vollen Ausdruck zu geben, nicht um persönlich zu verletzen. Dennoch blieb es nicht aus, daß Amtsbrüder sich verletzt fühlten. Sie sahen es nicht, wohin die Verhältnisse trieben, oder wollten es nicht sehen, und deshalb war es ihnen unangenehm, daß Kaehlsbrandt vor der Gefahr so eindringlich warnte.“

Einmal klagte er in bezug auf die Sprengelsynode: „Es war ja eine recht reiche Synode, und wir haben recht sachlich und brüderlich verhandelt. In unseren Wendenschen Kreis sind aber so disparate Elemente hineingestreut, daß nicht ich allein, sondern auch andere der älteren Pastoren, die herzliche Einmütigkeit der früheren Zeit vermissen.“

Jeder einzelne, bis herab zum jüngsten, glaubt seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit wahren zu müssen, und hängt sich dabei nur zu oft in kleinlicher Weise an Nebensächliches. Dadurch kommt die Diskussion immer in Gefahr, wortklaubertisch zu werden. Weil jeder groß sein will, werden alle zusammen kleinlich, und unfähig, den großen Anforderungen der Zeit zu genügen. Im allgemeinen habe ich den Eindruck: Wir sind nicht unserer Väter wert! Doch genug davon! Das Lied von der „alten guten Zeit“ ist ein altes Lied.“

Auch über die Grenzen seines Sprengels hinaus suchte Kaehlbrandt zum Wohle unserer Landeskirche zu wirken, soviel in seinen Kräften stand. Vielfach wurde er zu Bibelfestpredigten aufgefordert. In der ersten Zeit waren es vier, auch sechs im Jahr, späterhin wurden es weniger, aber es ist wohl kaum ein Jahr vergangen, wo er nicht zu einem Bibelfest in einer fremden Gemeinde gepredigt hat. Auch zu Missionsfesten und Kinderfesten, zu Unterstützungskassen und Jahresfesten aller Art, nicht nur in Livland, sondern auch in Kurland, Riga und Reval wurde er wiederholt als Prediger aufgefordert, und folgte einer solchen Aufforderung immer gerne und freudig, soweit seine näherliegenden Amtsgeschäfte es zuließen. Sehr fleißig besuchte Kaehlbrandt die livländischen Provinzialsynoden, von denen er wohl kaum eine versäumt hat. Als Propst gehörte er zum Stabe des die Synode leitenden Generalsuperintendenten, und hatte als Vertreter seines Sprengels häufig in die Diskussion einzugreifen. Dabei kam ihm sein klarer Blick und die ihm eigene Präzision des Ausdrucks besonders zu statten. Pastor Döbner sagt:

„Sein Wort war immer von Gewicht, auch wenn es Widerspruch erregte. Jedoch nicht bloß, daß er in die Diskussion eingriff. Er hatte schon von jeher gerne einen Vortrag über die Synode mitgebracht, das Propstamt ver-

mehrte hierin seinen Fleiß. Keine Synode verging, ohne daß Kaehlbrandt einen oder ein paar Vorträge hielt. Die brennenden Tagesfragen behandelte er hier eingehend, doch auch praktische Amtsfragen oder ein wissenschaftliches Thema. In den meisten Kommissionen, die von der Synode gewählt wurden, war er Mitarbeiter, so hat er z. B. besonders fleißig in der Kommission gearbeitet, die mit der Herstellung des jetzt gebräuchlichen Gesangbuches für Kirche und Haus betraut war. — Wie in allen größeren Versammlungen, gestaltet es sich auch auf der livländischen Synode so, daß einzelne Glieder hauptsächlich das Wort führen und zur Durcharbeit und Klärung der Fragen mitwirken. Zu diesen gehörte auf der livländischen Synode stets Emil Kaehlbrandt. Seit 1884 war er Missionsreferent, und besonders hervorragend waren seine jährlich auf der Synode gehaltenen Missionsberichte. Mit großem Geschick wußte er die Weltereignisse und den Fortschritt oder Rückschritt in der Missionsarbeit zu verbinden, Ursache und Wirkung nachzuweisen, so daß seine Missionsberichte sich zu einer Umschau in der Weltgeschichte des Jahres, verwoben mit der Geschichte des Reiches Gottes auf dem ganzen Erdboden gestalteten.“

Diese Berichte, die ein Ergebnis seines eifrigen Forschens auf dem Missionsgebiete waren, wurden trotz ihrer Länge gerne gehört und dienten dazu, das Missionsinteresse zu beleben und zu fördern. Viele von ihnen sind später gedruckt worden. Mit den Leitern des Leipziger Missionshauses stand er in brieflichem Verkehr. Mehrere Male hat er als Vertreter der livländischen Synode die Missionskonferenz in Leipzig mitgemacht, einmal, im Jahre 1893 zum Missionsfest dort die Festpredigt gehalten. Zur Jubelsynode im Jahre 1884 hatte er eine Geschichte der livländischen Synode in ihrem 50jährigen Bestehen verfaßt, die als Broschüre gedruckt wurde. Von Dorpat aus, wo

die Jubelsynode gehalten wurde, schrieb er damals an seine Frau: „Bei köstlichem Wetter und langsamem Fahren kamen wir Dienstag um 2 Uhr in Dorpat an. Sehr herzliche, freundliche Aufnahme bei Mühlau, der für mich sorgt, wie eine Mutter für ihr Kind. Welch reiche, überreiche Tage habe ich schon erlebt. Erzählen kann ich schriftlich nichts. Ich schicke Euch das Festprogramm. Der Empfang in der Aula war sehr festlich und feierlich; viel Gutes, Erquickliches, nur wenig Unnützes wurde geredet. 107 Synodale und 80 Gäste aus allen Konsistorialbezirken. Girgensohn (der Generalsuperintendent) war trotz körperlicher Leiden wunderbar geistgesalbt, dabei so schlicht und einfach. Auch der Gottesdienst ein rechter Festgottesdienst. Am Festdiner nahmen 200 Personen Teil. Ich habe viele alte Freunde wiedergesehen. Trotz aller Festfreude herrscht doch eine sehr ernste Stimmung, aber aller Herzen sind gehoben. Papas Gruß an die Synode wurde heute verlesen und hat ihm von allen den herzlichsten Dank eingetragen. Auch seine Geschichte der „ersten Synode“ (die er selbst erlebt hatte) wurde mit großem Interesse angehört, und ich wurde beauftragt, ihm auch dafür den Dank der Synode zu bringen; — außerdem heute ein sehr origineller und interessanter Nekrolog Bernhard Kaehlbrandts von Sokolowsky, — dann mehrere Arbeiten in Bezug auf Hahn. Morgen kommt meine „Geschichte der inneren Entwicklung der Synode“, die mit großer Spannung erwartet wird, da Girgensohn sie privatim in verschiedenen Kreisen als „ausgezeichnet“ charakterisiert hat. Amalie habe ich gesprochen und sie als Synodal-Abschreiber freiert. Es liegt ein sehr großer Stoff vor, so daß ich nicht weiß, wie der bewältigt werden soll. Dienstag Abend wird geschlossen. Morgen abend sind der Generalsuperintendent, die Präpste und das Universitäts-Konseil zum Rektor eingeladen. Sonntag mittag sind wir bei Volk. Wie schön ist Dorpat mit

seinem Dom im Herbstschmuck! Der alte Willigerode ist ein Prachtmensch als Synodal-Vater. An den Eindrücken dieser Synode wird es lange zu zehren geben! Doch genug, ich habe nur eine Zwischenpause zum Schreiben benutzt.“

War Kaehlbrandt angeregt von der Synode heimgekehrt, so war es ein Genuß, seinen umfassenden Bericht anzuhören, und ihm war es eine Freude, den Seinigen oder einem Kreise von Freunden und Bekannten eingehend über die Synodal-Verhandlungen zu berichten, und dieselben so auch weiterhin fruchtbar zu machen. Infolge seines ausgezeichneten Gedächtnisses war es ihm möglich, besonders interessante Teile eines Vortrages oder ganze Partien einer anregenden Debatte fast wörtlich wiederzugeben. Neben dem Ernst des behandelten Gegenstandes fehlte es in solchen Schilderungen selten an Humor, für den Kaehlbrandt stets eine große Vorliebe hatte. — So oft es ihm möglich war, besuchte er auch die kirchlichen Synoden in Mitau, wo er immer ein gerne gesehener Gast war. Ebenso die Januar-Konferenz in Dorpat, die ihm, namentlich durch das Zusammensein mit den Professoren und manchen ferner lebenden Freunden viel Anregung bot. Seit 1879 logierte er, so oft er in Dorpat weilte, bei seinem lieben Freunde Professor Mühlau, in dessen Hause er stets die liebevollste Aufnahme fand, und im Verkehr mit Professoren aller Fakultäten überaus genufreiche Tage verlebte. Gewöhnlich schloß sich an die Dorpater Januar-Konferenz die Wendensche Laien-Konferenz, auf der Kaehlbrandt fast nie fehlte. Auch an diesem Orte hatte er ein gastfreies Haus, wo er der liebenswürdigsten Aufnahme stets gewiß war; es war das bei seinem alten Freunde H. v. Meyer, der, allein lebend, ihn jederzeit freudig bewillkommte und ihm dadurch den Aufenthalt in Wenden angenehm und gemüthlich machte. Wo er auch weilen mochte, nie versäumte er es, seine Frau

an seinen Erlebnissen und Interessen und an all dem, was ihn beschäftigte, auch brieflich teilnehmen zu lassen. So schreibt er:

Walf, den 18. August 1866. „Unsere Synode hat nun 2½ Tage die brennende Frage, die griechische Sache verhandelt. Kannst Du es Dir denken, liebes Herz, wie erhebend eine Versammlung ist, die mit Gebet eröffnet, von einem Geiste, vom Geiste brüderlicher Liebe durchweht, von dem Interesse für unsere teure lutherische Kirche beseelt, in dieser für unsere Kirche wahrlich schweren Zeit einmütig und einstimmig nicht mit Worten allein, sondern mit der Tat und Wahrheit das Bekenntnis ablegt: „Die Sach' und Ehr, Herr Jesu Christ, nicht unser, sondern dein ja ist, darum so steh du denen bei, die sich auf dich verlassen frei!“

Dorpat, den 19. Januar 1867. „Gestern um 9 begann die Konferenz mit 45 Pastoren, dauerte bis 2 Uhr, dann war ich zu Mittag bei Wettingen, am Nachmittag in der Aula, wo Professor Schwabe einen interessanten Vortrag über griechische Altertümer hielt vor sehr großer Versammlung; am Abend wieder Konferenz bis 11 Uhr. Harnacks Arbeit, begutachtet von der Erlanger Fakultät und Harleß klärt jedenfalls die schwierige griechische Frage. Heute um 9 Uhr wird die Diskussion fortgesetzt und nimmt wohl noch den ganzen Tag in Anspruch. — Ein sehr betrübender Fall ward gestern berichtet. Pastor K. aus R. ist wegen Annahme von Griechen (gemeint sind wohl Rekonvertierte) zum Abendmahl verklagt worden, und zwar nicht vom Popen, sondern von 60 Konvertierten seiner Gemeinde, die direkt an den Generalgouverneur eine Klageschrift eingereicht haben mit dem Verlangen, den Pastor und die von ihm bedienten Griechen nach der Strenge des Gesetzes zu bestrafen. Man fürchtet, diese Klage werde nur zu williges Gehör finden. Auch H. ist verklagt.“

Walf, den 22. August 1877. „Die Synode mit allem was drum und dran hängt nimmt dieses Mal meine Zeit mehr in Anspruch denn je. Am 18. August begann sie. Durch Oettingens und Volcks Anwesenheit gewannen die Verhandlungen ein erhöhtes Interesse. Es ist köstlich und erfreulich, wieviel tüchtige und hervorragende Geisteskräfte in unserer Synode sich geltend machen. Ich habe eine Fülle neuer Anregung und fruchtbarer Gedanken empfangen, und kehre mit dem Vorsatz, sehr fleißig zu arbeiten und manches Neue zu verarbeiten, heim. Du wirst mir dabei helfen, mein liebes treues Weib. Eine spezielle Verpflichtung der Synode ist mir dadurch auferlegt, daß ich in ein Komitee hineingewählt bin, welches ein ganz neues deutsches Gesangbuch ausarbeiten soll, womöglich in Übereinstimmung mit Kurland und Riga. Doch ganz abgesehen davon, kannst Du es mir kaum nachfühlen, wie klein, arm und beschränkt ich mich fühle, im Kreise von Männern, denen jederzeit eine Fülle von Gedanken und das entsprechende Wort zur Verfügung steht. Am Sonnabend fuhr ich mit Th. nach Wohlfahrt zum Bibelfest und kehrte erst in voriger Nacht heim. Alle heiklen Fragen sind im ganzen gut und glatt erledigt. Der Gang der Verhandlungen war sehr interessant.“

Wenden, den 20. August 1883. „Ich kam zeitig in Wolmar an, blieb zunächst bei Girgensohn, wo die übrigen Pröpste sich versammelten und begab mich von dort zu Neuland, der mich wirklich mit sehr großer Liebe und Herzlichkeit aufnahm. . . Der Gottesdienst war schön, namentlich Keußlers ausgezeichnete Altarrede: ‚Gott hat uns nicht den Geist der Furcht gegeben, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht.‘ G's. Predigt weniger befriedigend, nur wenig vorbereitet, wie er selbst sagte. Die Synode sehr zahlreich besucht (81 Pastoren), darunter ein Gast aus Petersburg, heute auch Wolff-Lubahn und der Oberkirchenvorsteher

fr. Wolff. Die Verhandlungen waren bis heute etwas flau, die Schulsache wurde mit den allerzartesten Sammethandschuhen angefaßt; nur ganz leise räusperten der Schulrat und ich uns gegeneinander und wechselten schließlich einen verbindlichen Händedruck. Heute sehr interessante Sitzung. Hahn von Raage brachte die griechische Frage im Zusammenhang mit der nationalen zur Sprache. Sein Vortrag war eine wirklich herzerzreifende Bußpredigt an uns Pastoren und führte zu einer lebhaften und gehaltvollen Diskussion. Für den Druck lettischer Festschriften zum Lutherfest wird die Ritterschaft 200 Rbl. bewilligen. Aus Dorpat erfreuliche Nachrichten über die Ansprache des Kurators; ein feingebildeter, vielseitig wissenschaftlicher Mann, der in Deutschland studiert hat und als einstmaliger deutscher Student die deutschen Jünglinge der Wissenschaft begrüßt hat, mit der Versicherung, er wolle ihr Freund und Vertreter sein, in der Hoffnung, das Dorpat stets das Gold der Wissenschaft unvermischt von allem Goldflitter werde zu schätzen wissen.*)

Manassein hat in Wenden einen scharfen Konflikt mit Campenhausen gehabt in Folge einer gestohlenen Pastoratskarte, die sich merkwürdigerweise bei Manassein gefunden hat. Die Sache geht direkt an S. Majestät. Auch sonst noch manches Interessante. Heute um 4 Uhr fuhr ich mit Vierhuff hierher und kehre morgen Abend nach Wolmar zurück. Die Synode wird Dienstag Mittag geschlossen“

Dorpat, den 15. Januar 1886. „Gott zum Gruß Euch Allen, Ihr Lieben! Seit gestern Mittag bin ich hier. Das Wetter zur Reise war sehr günstig, aber der Weg von Walk an ganz unsagbar schlecht. Berge von Schnee und Grube an Grube. Die Schlittenfahrt glich einer Seefahrt in hin- und hergeschleudertem Boot. Wir kamen am Montag nur bis Kuikatz, das mit jungen Studiosen, die

*) So redete damals Kapustin.

zur Immatrikulation reisten, überfüllt war. Nach einer etwas unruhigen Nacht fuhren wir am anderen Morgen um 7 Uhr weiter und kamen recht zertrümmert um 2 Uhr an. Die Herzlichkeit, mit der ich hier aufgenommen bin, ist wahrhaft beschämend. Die Kinder begrüßten mich wie einen alten Bekannten. Auch der kleine Helmuth, den ich noch nie gesehen hatte, behauptete, mich sehr gut zu kennen, und präsentierte sich mir als Soldat im Regiment des Prinzen Friedrich Karl, der lahme Walter als Regiments-Chirurg mit dem roten Kreuz auf dem Arm. Hans und Kurt bemächtigten sich meiner Sachen. Frau Mühlau sieht sehr wohl aus und ist auch recht frisch, dabei sehr herzlich, hat aber den Verlust der Tochter noch nicht überwunden. Er ist in seiner gewohnten Weise ein überaus sorgsamer Wirt und Hausvater. Gestern abend Propst-Konferenz bei Hörschelmann. Die russische Kirchenbuchführung ist noch einstweilen nur in Aussicht, kommt aber sicher, — die Ansichten sind sehr auseinandergehend Heute um 11 Uhr Konferenz in der Schulsache, mit der, wie es scheint, der Kurator gleich ernst machen will Noch bin ich garnicht in die Stadt gekommen. Heute mittag wird Girgensohn, der Historiker Hausmann, der Archäolog Löschke und der Philolog Leo Meier bei Mühlau sein. Die akademische Konferenz, die heute beginnt, verspricht interessant zu werden“

Wenden, den 12. August 1886. „Gestern um 3 Uhr hier angekommen, mit großer Herzlichkeit empfangen, nach dem Essen mit M. eine sehr schöne Tour um Wenden gemacht, am Abend mit Vierhuff zusammen gewesen. Von ihm erfahre ich, daß die Synode schon Sonnabend geschlossen werden soll. Heute um 2 Uhr fahre ich mit Vierhuff in eigener Equipage nach Wolmar Hier in Wenden hat mich der Eisenbahnbau sehr interessiert. Was ich sonst gehört habe, ist nicht erfreulich. Die Kreis-

schule ist aufgehoben, — aus Shtomir ist ein obskures Individuum hier angekommen, mit der schriftlichen Ordre in der Hand, den Unterricht an der russischen Stadtschule, welche an die Stelle der Kreisschule treten soll, sofort zu beginnen. Faktisch existiert aber diese Schule noch gar nicht. Der Inspektor Böhme und die übrigen Kreislehrer weigern sich, ihre Amtswohnung zu räumen und haben unter der Hand den Wink bekommen aus der Kanzlei des Kurators, einstweilen die Kreisschule weiterzuführen, da vor der Hand die Eröffnung der russischen Stadtschule noch nicht erfolgen könnte. — In kirchlicher Beziehung lauten die Nachrichten recht schlimm. Bei einem Gutsbesitzer, Herrn v. G. auf C., hat eine Haussuchung stattgefunden, weil denunziert worden, daß er Dynamitvorräte behufs einer in Szene zu setzenden Revolutionierung des Landes bei sich berge. Da der Gouverneur ihm jede Satisfaktion verweigert, ist er nach Petersburg gereist, um sich Audienz beim Kaiser zu erwirken. Er ist kaiserlicher Hofmundschenk. Ich hätte noch vieles zu schreiben — wo fände ich aber ein Ende! —“

Walf, den 23. September 1887. „Gestern bei abschaulichem Wege erst um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr angekommen, bei Ullmann sehr freundlich aufgenommen. Zur Probstszung kam ich gestern zu spät, erfuhr aber heute, daß sie überhaupt nicht stattgefunden hat, weil Girgensohn selbst auch zu spät ankam. Heute war ein schöner Gottesdienst. Behse hielt die Altarrede: ‚Ich will den heilsamen Kelch nehmen und des Herren Namen anrufen‘, sehr schön und erquicklich. Kupfer predigte ausgezeichnet über Epheser 6, ‚der Kampf, zu dem wir berufen sind‘, a) die Feinde, b) die Rüstung. Dann lettischer Gottesdienst. Heute nach Mittag Probstszung. Sehr besuchte Synode; Schluß derselben Dienstag mittag (29. September) . . . — Es scheint wohl entschieden, daß die Schulverwaltungen sich alle auflösen. Gott gebe nur Einigkeit, Einigkeit! Die Lage von Kirche und

Schule scheint, menschlich angesehen, hoffnungslos. Montag kommt der Präses Consistorii aus Riga vom Konvent zur Synode, um der Beratung der Schulsache beizuwohnen und dabei zu referieren, was der Konvent beschlossen hat. . .“ —

Die Schulfrage, die Erziehung der Jugend unseres Landes, sowohl der deutschen als auch der lettisch-ehstnischen, durch die Volksschule, war ein Gegenstand, der Kaehlbrandt immer ganz besonders am Herzen lag. Solange die Volksschule als ein Glied der Kirche unter der Aufsicht der Pastoren stand, ließ er es sich angelegen sein, die Schulen seines Kirchspiels, wie schon früher berichtet wurde, zu pflegen, die Lehrer zu fördern. Als im Jahre 1887 die Volksschule, zwecks Russifizierung derselben, dem Einfluß der Kirche entzogen und unter das Ministerium der Volksaufklärung gestellt wurde, behielten die Pastoren nur noch die Aufsicht über den Religionsunterricht. Es entstand nun die Frage, in welcher Weise dem demoralisierenden Einfluß der russifizierten Schule und der häufig ganz unkirchlichen Lehrer entgegengearbeitet werden könnte. Auf der Synode kam die Schulfrage fast jedesmal zur Sprache. Einige Pastoren meinten, sich ganz von der Schule zurückziehen zu müssen, und es gab eifrige Debatten, an denen sich Kaehlbrandt stets lebhaft beteiligte. In seiner Gemeinde suchte er dem schlimmen Einfluß entgegenzuarbeiten durch vermehrten häuslichen Unterricht und dadurch, daß er die sogenannten Vorlehren einführte, indem er die Kinder, die im Frühjahr zur Konfirmandenlehre kommen sollten, schon im Herbst, und zwar Knaben und Mädchen getrennt, auf mehrere Wochen im Pastorat versammelte und sie täglich 3—4 Stunden in der Religion, Katechismus, biblische Geschichte und Singen von Kirchenliedern unterrichtete, um sie so auf die eigentliche Konfirmandenlehre vorzubereiten. Seine Stellung in der Schulsache spricht Kaehlbrandt in einem an einen jungen, nach Kurland gezogenen, Amtsbruder aus:

Den 25. November 1887. „Lieber Bruder! Dein Brief ist lange unbeantwortet geblieben. Unser papiernes Zeitalter mit seinen endlosen Schreibereien ist dem Briefschreiben ungünstig. Das spüre auch ich an jedem Posttage. Da heute kein Posttag ist, so benutze ich ihn, um Briefschulden abzutragen. Zunächst habe Dank für Deinen Brief und die Mitteilungen, die er enthält. Was die Schulsache anlangt, so bedauere ich allerdings, daß Kurland nicht in geschlossener Reihe mit Livland marschiert — sei es zum Siege, sei es zum Tode — bin aber vollkommen überzeugt, daß sich hier wie dort die Verhältnisse so zuspitzen werden, daß der entscheidende Moment uns wieder vereinigt finden wird. Solange es ein russisches Ministerium der Volksaufklärung und solange es eine lutherische Volksschule in den Ostseeprovinzen gibt, hat ersteres die Hand nach letzterer ausgestreckt. Jetzt endlich ist es ihm gelungen, sie zu fassen, und wir sträuben uns vergebens, das fahren zu lassen, was jene Hand gefaßt hat. In den letzten Dezennien ist bei uns die Schule vielfach überschätzt worden, als sei sie der ‚Messias‘ des Volkes. Dafür werden wir gezüchtigt; dieser vermeintliche ‚Messias‘ wird uns genommen und — geht zum Teil mit Sang und Klang ins feindliche Lager über. Nur laß uns nicht vergessen, daß mit dem Siege des Ministeriums der Volksaufklärung über die evangelische Volksschule noch keineswegs der Sieg russischer Volksaufklärung über evangelische Volksbildung entschieden ist. Die Quellen der letzteren liegen tiefer als in der bisherigen Organisation unseres Schulwesens. Sie können darum auch nicht verschüttet werden durch Desorganisation des Schulwesens. Die Volksschule ist doch nur der Eimer, mit dem wir bisher gewohnt waren, für unsere Jugend lebendiges Wasser zu schöpfen aus dem unerschöpflichen Brunnen evangelischen Glaubens. Wenn Buben uns den Schöpfeimer beschmutzen oder stehlen, so schöpfen wir auch

ohne diesen Eimer, ein jeder, wie er kann, sei es auch mit hohler Hand. Das Schöpfen wird beschwerlicher, der geschöpfte Labetrunk um so köstlicher. — Hier wird die Verwirrung im Schulwesen von Tag zu Tag ärger, und den kuratorischen Zeitungschalmeien gelingt es nicht, einen gleichmäßigen Takt in die regellose Bewegung zu bringen. Jedermanns Hand ist gegen jedermann. Ich habe seit einigen Wochen in den Räumen unserer weiland Parochialschule eine Konfirmandenschule eingerichtet und bin bis jetzt sehr zufrieden. Nun sieht aber mein lieber U. ein Wetterleuchten von ferne; ein inspektorliches Grollen dringt an sein lauschend Ohr und ihn überkommt die Furcht vor Maßregelungen. Wer kann es ihm verdenken! Die völlige Liebe freilich treibt die Furcht aus. Aber wo sind die ‚Völligen‘ unter uns Pastoren, wie in unseren Gemeinden! Ich lese eben ein köstliches Buch von Grau ‚Das Selbstbewußtsein Jesu‘. Da ist mir zum erstenmale das Wort des Herrn klar geworden: ‚Ihr sollt vollkommen sein, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist‘. Es gilt die allseitige Ausgestaltung und Betätigung des Kindschaftsverhältnisses, in das wir ohne unser Zutun aufgenommen und gestellt sind. Nicht außerordentliche, das Maß unserer Kräfte übersteigende sittliche Leistungen fordert der Herr von uns, sondern daß wir ins Vaterhaus zurückkehren wie der verlorene Sohn, im Vaterhause bleiben und unter der Leitung des Vaters ‚vollkommen werden.‘ —

Als in Neu-Debalg zwei der alten Lehrer, die noch kirchlich und religiös gesinnt waren und darum noch mehr oder weniger unter dem Einfluß des Pastors standen, eines Tages plötzlich von der neuen Schulbehörde, dem Inspektor, ihres Amtes entsetzt wurden, angeblich wegen mangelhafter russischer Kenntnisse, um gefügigeren Werkzeugen Platz zu machen, trat Kaehlbrandt energisch für sie ein und bot alles auf, ihnen zu ihrem Recht zu verhelfen. Er schreibt darüber:

„Leider haben die Willkürlichkeiten des Volksschulinspektors mich in einen scharfen Konflikt mit dem von ihm eingesetzten Lehrer U. und einem Teil der von ihm für sich gewonnenen Gemeinde gebracht. Er will nicht nachgeben und ich kann nicht nachgeben. Wollen sehen, wer stärker ist — denn der Stärkere behält Recht. Ich hoffe, der Stärkere zu bleiben und dann nicht nur der hiesigen Jakobsschule, sondern auch der ganzen livländischen Volksschule einen Dienst geleistet zu haben.“ — Ein dem Adeln angehörendes einflussreiches Glied der Oberlandsschulbehörde, an die Kaehlbrandt sich in dieser Sache gewandt hatte, schrieb ihm in einem Privatbriefe:

„Mir bestätigt dieser Fall wieder in eklatanter Weise, daß die Pastoren sich um die Schulen, auch um den Religionsunterricht, nicht kümmern sollten. Diese Aufsicht über den Religionsunterricht, die der Kurator dazwischen sogar insbrünstig wünscht, ist nur ein Köder fürs Volk, und wir sollten uns zu diesem Betrug nicht hergeben. Eine bloße Aufsicht, ohne Recht und Möglichkeit, Schädlichem entgegenzutreten, ist ein Unding, und ehe den Pastoren nicht positive Rechte eingeräumt sind, sollten sie keine Schule betreten. — Für Sie und Ihr Kirchspiel möchte ich eine Ausnahme machen. Sie sind eben nicht nur Pastor, sondern auch Selbstherrscher und führen eben aus eigener Macht einen Guerillakrieg. Glück auf! wer das kann. Es ist aber nicht jeder der Mann dazu, und wer es nicht durchführen kann und einen ganzen Mann einsetzen kann, lasse die Hand aus dem Spiele.“ —

Aber auch die Heranbildung der deutschen Jugend lag Kaehlbrandt sehr am Herzen und er sann auf Mittel und Wege, wie sie trotz der russifizierten Schulen in deutsch-evangelischem Sinne und in unseren baltischen Traditionen erzogen werden könne. Obgleich die schweren Zeitverhältnisse ihn tief niederbeugten und er oft seufzte unter der Last

des Landes und der Kirche, an der er mittrug, so hat er sich doch nie trübem Pessimismus hingegeben, wie so viele in jener Zeit. Wo er konnte, ermahnte er, dem Druck nicht nachzugeben, sondern zu halten und zu bewahren, was wir von unseren Vätern ererbt haben, zu arbeiten und zu warten, bis Gott sich seiner Kirche und unseres Landes erbarmen würde. Er glaubte nicht an den völligen Niedergang von Kirche und Schule, sondern erwartete mit hoffnungsfreudigem Optimismus das Hereinbrechen einer neuen Morgenröte. Und, gottlob, er hat sie noch erleben dürfen. Als im Jahre 1888 das Landesgymnasium zu Birkenruh von der Ritterschaft geschlossen wurde, um nicht als russifizierte Anstalt weiterbestehen zu müssen, schrieb er dem damaligen Leiter derselben:

Den 23. Oktober 1888. „Hochgeehrter Herr Direktor! Vieler Herzen haben in dieser letzten Zeit in banger Sorge um Birkenruh geschlagen. Ja noch mehr! Vieler Knie haben sich gebeugt und vieler Hände betend erhoben zu Gott, daß er unsere arme zertretene Heimat vor Schmach und Schande bewahre, damit sie nicht aus ihrer eigenen Haut die Riemen schneide, mit denen wir gebunden und erwürgt werden sollen, — und daß er doch zugleich Wege und Mittel zeige, wie bei Schließung der Landesgymnasien Ersatz geschafft werden könne für das, was uns genommen. Wenn der erste Teil dieses Wunsches sich erfüllt hat, so fühle und ehre ich den Schmerz, der Ihr Herz erfüllen muß bei Schließung einer gesegneten, in voller Blüte stehenden Anstalt, bin aber doch überzeugt, daß auch Sie der Freude Raum geben werden über diesen Beschluß der Ritterschaft. Was den Ersatz für die geschlossenen Schulen anlangt, so bin ich der Überzeugung, daß der Kampf noch lange nicht zu Ende, die Schlacht noch keineswegs entschieden ist, und daß wir noch keinen Grund haben, zum Rückzug zu blasen, daß im Gegenteil nun erst recht alle Kraft eingesetzt werden

muß, die Stellungen zu halten, die wir noch haben. Hat man uns Rechtspflege, Verwaltung und nun auch die Schule genommen, so bleibt uns noch Kirche und Haus, zwei uneinnehmbare Positionen. Hinsichtlich der Kirche mögen ihre Privilegien gebrochen, das historische Existenzrecht derselben angefochten werden — uns bleibt das unantastbare göttliche Recht. „Das Wort sie sollen lassen stahn und kein' Dank davon haben.“ Ich bin überzeugt, daß gerade auf diesem Punkt Gott der Herr uns eine Schar von Mitkämpfern zuführen wird in unseren Letten und Ehsten. — Das Haus aber, das deutsch-evangelische Haus, muß den Mangel der Schule ersetzen. Ich ahne nur in allgemeinen Umrissen, wie das geschehen kann — geschehen aber muß es, denn es handelt sich um die edelsten Güter unseres Landes. Wenn jetzt das christliche Haus seine Schuldigkeit nicht tut — nun so sind wir wert, ruffiziert zu werden. Tut das Haus seine Schuldigkeit, wie ich hoffe, so bleibt die alles beherrschende und dominierende Position doch in unseren Händen, und die Wiedereroberung der verlorenen Stellungen ist nur eine Frage der Zeit. Darum kein Rückzugsgefecht, sondern vorwärts! Ihr Rat, Ihre Erfahrung, Ihre Mitwirkung darf und wird uns dabei nicht fehlen. In solcher Überzeugung grüße ich Sie, mein lieber Herr Direktor, und reiche Ihnen im Geiste die Hand zur Mitarbeit, zum Mitkämpfen, zum Mitleiden! In herzlichster Verehrung und Liebe Ihr ergebener E. K.“

Da Emil Kaehlbrandt das Wohl und Wehe seines Heimatlandes so sehr am Herzen lag und er sich darin eins fühlte mit allen wahren Söhnen des Landes, so war es nur natürlich, daß er auch mit vielen einflußreichen Gliedern der livländischen Ritterschaft in regem Verkehr stand. Sein Wort galt etwas. Gar mancher hat sich bei ihm Rat geholt in schwierigen Fragen, und die Herren gaben etwas auf sein Urteil und seine Meinung. Wo es die Interessen

der Kirche, der Schule galt, wurde er häufig zu Beratungen, zu Kommissionen hinzugezogen. Gar manches Projekt, gar mancher von der Ritterschaft ausgeführte Plan hat in Emil Kaehlbrandt einen regen Mitarbeiter gehabt, ohne daß sein Name dabei genannt worden ist. Darauf kam es ihm auch gar nicht an, denn nie hat er seine Ehre gesucht, nur die Sache, auf die es ankam, zu fördern, war sein Bestreben. Ebenso fern lag es ihm aber auch, sich aus Menschenfurcht zu verbergen oder zurückzuziehen, im Gegenteil war er stets bereit, wo es not tat, mit seiner Persönlichkeit offen vor die Schranken zu treten und für Recht und Wahrheit zu zeugen.

Nach Schluß der Landesgymnasien und anderer deutschen Schulen, hat er nach den in obigem Briefe bereits angedeuteten Ideen im Einvernehmen mit der Ritterschaft den Plan zu den auf dem Lande zu eröffnenden deutschen Kreisen für Knaben und Mädchen ausgearbeitet, die einen Ersatz für die verlorenen Schulen bilden sollten. Er hat keine Arbeit und Mühe, auch weite Fahrten nicht gescheut, um durch persönliche Verhandlungen und Besprechungen mit diesem und jenem manche Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die Herren der Ritterschaft haben in hochherziger Weise das ihre dazu getan, um diesen Plan zur Ausführung zu bringen, und viele Eltern, denen noch an deutscher Bildung für ihre Kinder gelegen war, haben dankbar den Segen dieser Kreise anerkannt.

Ein anschauliches aber sehr trübes Bild von den Schulverhältnissen entwirft Kaehlbrandt in dem auf der Synode gehaltenen Vortrag:

Das Schulwesen in Livland im Jahre 1892/93.

Je mehr Kaehlbrandt sich für das Wohl des Landes und der Kirche betätigte, um so bekannter wurde seine Persönlichkeit nicht nur innerhalb seines engeren Heimat-

landes, sondern auch über die Grenzen desselben hinaus, und daher konnte es nicht ausbleiben, daß ihm auch Berufungen an andere, namentlich städtische Gemeinden zgingen. Schon im Jahre 1882 erhielt er eine Vakation an die Johanniskirche in Riga, 1883 an die Jesuskirche daselbst, die er nach kurzem Bedenken ablehnte. 1886 wurde er zum Hauptpastor an die Olafkirche in Reval berufen. Dieser Ruf hatte viel Verlockendes für ihn, da es stets sein Wunsch gewesen war, an einer gebildeten deutschen Gemeinde wirken zu können. Es kostete ihn einen harten Kampf, auch diesen Ruf abzulehnen. Hauptsächlich tat er es seines alten Vaters wegen, der sich nie entschlossen hätte, Neu-Debalg zu verlassen. Auch fühlte er sich selbst so verwachsen mit Neu-Debalg und seiner Gemeinde, mit seinem Wendenschen Sprengel und der livländischen Synode, daß er damals den Ausspruch tat: „Wenn ein alter Baum, der so festgewurzelt ist, noch verpflanzt werden soll in fremdes Erdreich, so kann er wohl noch eine Zeitlang grünen, aber sich völlig einwurzeln kann er nicht mehr.“ —

Im Jahre 1887 sollte Kaehlbrandt Assessor des Generalkonsistoriums werden. Er schreibt darüber aus Riga, wo er seiner angegriffenen Kehle wegen damals eine Kur brauchte: „Wie ich heute erfahre, hat das Konsistorium den Oberpastor Schwarz aus Dorpat und mich zu Assessoren des Generalkonsistoriums vorgestellt. Girgensohn glaubt aber, daß ich schwerlich bestätigt werden würde, was mir auch ganz recht ist. Ich tauche nicht in Petersburger Luft, sondern singe trotz verdickter Stimmbänder das alte Lied:

„Ich hab' mir ein Lieb' erkoren usw.

Meine Fahne ist rot-grün-weiß,

Mein Herz ist für Livonia flammend heiß!“ —

Am 13. Januar 1888 feierte Emil Kaehlbrandt im Kreise zahlreicher Verwandten, Freunde und Amtsbrüder

sein 25 jähriges Amtsjubiläum. Dieser Tag brachte ihm viele Beweise der Liebe und Anerkennung von allen Seiten und wurde ihm dadurch zu einem wahren „Ehrentage“, der ihn nicht nur hoch erhob, sondern auch tief demütigte.

Nachdem am Morgen eine Andacht mit daran sich schließender Festfeier im Hause mit den versammelten Gästen gehalten worden war, fand in der Kirche ein lettischer Gottesdienst statt, so daß auch die Gemeinde an dem Ehrentage ihres Pastors teilnehmen konnte. In den Aufzeichnungen aus dem Leben seiner Frau schreibt er:

„Das Jahr 1888 wurde für unser Haus ein besonders ereignisreiches. Die feier meines Amtsjubiläums hatte am 13. Januar einen großen Kreis von Amtsbrüdern, Verwandten und Freunden um uns versammelt und erquickte durch die herzliche Liebe, die uns von allen Seiten in tief beschämender Weise geschenkt wurde, nicht nur mich, sondern namentlich auch die liebe Hausmutter und den alten Vater. Zwei Tage darauf, am 15. Januar, verlobte sich unsere Tochter Marie mit dem Pastor von Irben, Paul Treu, der vor sechs Jahren zuerst als Kandidat, dann als mein Adjunkt in unserem Hause geweiht hatte. Drei Tage darauf, am 18. Januar, verschied unser alter Vater, hochbetagt und lebensfroh. Sechs Jahre hatte der Vater seine treue Lebensgefährtin überlebt. Das Gefühl der Vereinsamung, das ihn seit ihrem Tode nicht mehr verließ, — die Hinfälligkeit des Alters, die sich immer fühlbarer machte, — die zunehmende Schwerhörigkeit, die ihn immer weniger an gemeinsamer Lektüre und Unterhaltung teilnehmen ließ, — und eine Schwäche der Augen, die ihm zuletzt auch das Lesen erschwerte, — das alles zusammen machte ihn immer stiller, immer abgesetzener, aber zugleich immer pflegebedürftiger. Theophile pflegte ihn und sorgte für ihn mit größter Aufmerksamkeit und der alte Vater erkannte das dankbar an. Während er sonst jedes neue Jahr als das letzte seines Lebens anzu-

sehen pflegte, sprach er am letzten Sylvesterabend, den er, umgeben von Kindern und Großkindern bei uns verlebte, es seiner Tochter gegenüber aus, daß er unter der sorgsamten Pflege, mit der Theophile ihn umgebe, möglicherweise noch lange leben könne. Gott der Herr aber erlöste den müden Greis schon wenige Wochen darauf. Am Morgen des 18. Januar verschied er ohne vorheriges Krankenlager an einer plötzlich eintretenden Herzlähmung, nachdem er schon die ganze Nacht hindurch sich als einen Sterbenden gefühlt und wiederholt in lauten Gebetsseufzern seine Seele in Gottes treue Hände befohlen hatte. Als Text für die an seinem Sarge zu haltende Leichenrede hatte er selbst bestimmt 2. Cor. 12, 9: 'Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig'. Am 28. Januar 1888 trugen wir ihn zu Grabe und betteten ihn neben der ihm vorausgegangenen Mutter.

Am 4. August feierten wir die Hochzeit unseres Brautpaares und ließen mit schwerem Herzen die einzige Tochter ziehen. Im September hatten wir die Freude, mit den Kindern in Mitau bei Gelegenheit der kurischen Synode zusammenzutreffen und uns ihres jungen Eheglücks zu freuen. Das Herz der Mutter war hinfort geteilt zwischen Neu-Debalg und der in dem fernen Irben verheirateten Tochter . . .

Im Herbst desselben Jahres trat die Wahrscheinlichkeit an uns heran, unser liebes Debalg verlassen zu müssen. Der Generalsuperintendent Girzensohn war schwer erkrankt und ließ wenige Tage vor seinem Tode dem gerade versammelten livländischen Landtage anzeigen, daß er seinen Abschied nehme. Als Kandidaten für den erledigten Posten hatte der Landtag in erster Reihe mich, in zweiter Reihe nach mehrfachem Schwanken den früheren Seminardirektor F. Hollmann gewählt. Die Nachricht war in verfrühter Weise auch schon zu uns gelangt. In bezug darauf schrieb die Mutter der Tochter:

Den 20. Oktober 1888. „Mein Herzenskind! Gestern hast Du hoffentlich den Brief erhalten, den ich Euch vor acht Tagen schrieb und der Dir soviel Unerwartetes brachte. M.s Tod wird Dich betrübt haben, aber vielmehr wird Dich die Veränderung beschäftigen, die uns bevorsteht. Jetzt hat wohl bereits der Landtag Papa und Hollmann zu Kandidaten gewählt, und es ist nur noch wenig Wahrscheinlichkeit da, daß Papa nicht bestätigt werden sollte. Aber sei nicht traurig, mein Liebling, daß Pebalg für Dich, für uns alle damit aufhört das zu sein, was es uns bisher gewesen ist, und daß Papa auf einer gefährlichen, allen Angriffen ausgesetzten Höhe stehen wird. Es ist eine große Zeit, in der wir leben, groß durch die Not, die alle Kräfte wachruft. Da muß Jeder bereit sein, auch große Opfer zu bringen. Wenn Du hier wärst, Du würdest Dich über Papa freuen, wie hoch er die ihm gestellte Aufgabe nimmt und wie freudig er dabei ist. Er ist in sehr gehobener Stimmung, und was ihn hebt und trägt, das ist das felsenfeste Vertrauen, daß der Herr ihm seinen Weg weisen und seine Stütze, seine Kraft sein wird. Es ist auch mir wunderschön, und ich bin ganz glücklich mit Papa, mag es gehen, wie es will, es geschieht uns doch nur nach des Herrn Willen, und wir wollen ja so gern, so gern, daß nur Sein Wille geschehe, nicht unser Wille. Eine offizielle Mitteilung von der Wahl des Landtages hat Papa noch nicht erhalten, nur einen Privatbrief, der ihm die Tatsache mitteilt. Zweifellos scheint es jedenfalls zu sein, und wir richten uns in Gedanken immer mehr darauf ein, von hier zu scheiden. Auch die Leute wissen es schon und klagen viel darüber. Wunderschön waren uns die Lieder zum Morgensegen in den letzten Tagen: ‚Auf, ihr Streiter, durchgedrungen‘ und ‚In dich hab ich gehoffet, Herr‘. Sie waren wie für Papas Seelenzustand gewählt.“

Kaehlbrandt schrieb der Tochter am 21. Oktober 1888:

„Mein liebes Mariechen! Wenn so ein schöner, ausführlicher Brief von Dir ankommt, wie gestern, dann weckt er mächtig die Sehnsucht nach Dir, die wie ein Feuerstrom durch alle Adern fließt; dann möchte ich Dir auch gerne so ausführlich schreiben, wie Mama es zu tun pflegt. Aber dann kommen andere Schreibereien dazwischen, und der Brief an Dich bleibt von Posttag zu Posttag ungeschrieben und darum auch ungelesen. Mein Mariechen! Wenn ich Dich so nenne, so werden alle die Erinnerungen an die 22 Jahre lebendig, in denen Du ganz mein Mariechen warst, und ich sehe Dich vor mir als kleines Ding, wie Du auf Papas Schoß saßest und er Dir vorsang: ‚Ein Kukul auf dem Baume simfiba fibusiba‘ usw. Nun bist Du eine glückliche junge Frau, und wir freuen uns von ganzem Herzen Deines Glückes, das aus jedem Deiner Briefe leuchtet und sich nicht trüben läßt durch die kleinen Sorgen des Haushaltes und Hausgesindes. Dabei bleibst Du doch auch jetzt noch mein Mariechen, mein einziges herzliebes Kind . . . Du weißt ja, mein Kind, wie es bei uns zu gehen pflegt, wie Mama es versteht, alle die sogenannten kleinen häuslichen Angelegenheiten, die doch alle zusammen etwas sehr Großes sind, auf sich zu nehmen, so daß ich nur die Bequemlichkeit und Gemüthlichkeit genieße, ohne zu merken, wieviel fürsorgende Mühe und Arbeit dazu gehört. Und doch ist es nicht drückend, weil ich weiß und täglich erfahre, mit welcher Liebe und Freundigkeit Mama das alles auf sich nimmt. Du wirst es Deinem Mann zu Liebe auch tun und dadurch selbst immer glücklicher und zufriedener werden. — — Die letzten Sätze habe ich mit großer Unterbrechung geschrieben. Herr v. G. schickte her und ließ mir sagen, ein Elen sei eingekreist, ich solle sogleich kommen. Es war eine kaiserliche Jagd. Kaum hatten wir uns aufgestellt, so kam ein stattlicher Hirsch an mir auf 150 Schritt vorüber. Ich schoß nicht, weil es zu weit war und ich sah, wie er direkt auf

G. ging, der ihn auch richtig erlegte. Nun muß ich eilen, den angefangenen Brief noch zum Schluß zu bringen. — Gut, daß Mama Dir geschrieben, sonst würde das Kuvert doch einen dürftigen Inhalt haben. In der Voraussetzung, daß Mama Dir genauen Bericht über alle hiesigen Ereignisse abgestattet hat, will ich mich nur noch über das eine aussprechen, was uns jetzt am meisten bewegt und beschäftigt. Nachdem Girgensohn einer plötzlichen Erkrankung wegen seinen Abschied genommen, hat der Landtag — wie ich privatim höre — als ersten Kandidaten für die Nachfolge mich, als zweiten Hollmann gewählt. Mein liebes, teures Kind! Du fühlst es mit uns, was das bedeutet. Mein Herz ist bewegt und gehoben von dem Gedanken meiner teuren Heimat in großem Stil dienen zu können. Mit Begeisterung will ich ja, was ich noch kann und habe und bin, in den Dienst unserer teuren evangelischen Kirche stellen. Wie schwierig auch die Verhältnisse sein mögen, ich fühle es, daß die Beziehungen des Generalsuperintendenten zu allen Pastoren des Landes ihn stärken, heben und ihm einen Schwung geben muß, der seine persönlichen Gaben und Kräfte verdoppelt oder verzehnfacht. Und doch fühle ich auch das ganze Gewicht der Verantwortlichkeit, das auf eines Mannes Schultern gelegt wird, und lerne die Flucht des Propheten Jonas verstehen. Aber Jonas kannte noch nicht den, dessen unbewußtes Vorbild er mit seinem Schicksal geworden, den der gestorben und am dritten Tage wieder auferstanden, und nicht nur Ninive zur Buße geführt, sondern aller Welt, auch unserem armen Eivland eine ewige Erlösung bereitet hat. In Jesu Namen bin ich mir bewußt, dem Rufe Gottes folgen zu müssen. Schwer, sehr schwer ist mir der Gedanke an unser liebes Pebalg. Pebalg aufgeben! Du weißt, Marie, was das für Dich und mich und für uns alle bedeutet! Noch kam ich nicht glauben und fassen, daß es wirklich dazu kommen soll. Und wenn

der Wendensche Kreis wieder die Erfahrung machen sollte, daß Gewähltwerden und Bestätigtwerden zwei verschiedene Dinge sind, so wird das Bleiben in Pebalg mir die schmerzliche Erfahrung leicht machen. Wenn Gott der Herr aber unserem Lande diese Erfahrung erspart, so würde mir der Abschied von Pebalg nur dann leicht werden, wenn Du und Paul an unsere Stelle treten könnten. Ob das auch Gottes Wille ist, lieben Kinder, das wird sich erst später zeigen. Dazu tun können und wollen wir nichts. Aber ein sehr, sehr lieber Gedanke bleibt es doch. Das nähere, wie alles gekommen ist, wird Dir Mama geschrieben haben. Köstlich war es mir, wie sich die Amtsbrüder dazu stellten. So viel Liebe und Vertrauen habe ich nicht verdient und nicht erwartet. Kannst Du es Dir denken, daß ich mit 52 Jahren noch um einige Zoll gewachsen bin? und das in wenigen Tagen? Aber ich will ja nicht groß werden, nur in der vorderen Reihe der Kämpfer will ich stehen, will selber kämpfen und anderen ein Rufer im Streit sein. Doch genug davon! Über dem Arbeiten und Kämpfen laß uns das Beten nicht vergessen. Durch Moses ausgereckte betende Hände ward Amalek gedämpft. „Jesus ist ein Siegesfürst, Schmach, wenn Du geschlagen wirst.“

Da Kaehlbrandt nie einen Konflikt mit der griechischen Kirche gehabt, noch je unter Anklage gestanden hatte, so glaubte man, seine Bestätigung durch die Regierung erwarten zu können. Man hatte sich getäuscht. Ihm wurde die Bestätigung versagt, und der zweite Kandidat Friedrich Hollmann zum Generalsuperintendenten der livländischen Kirche bestätigt. Es war das eine Enttäuschung und Kränkung weniger wohl für Kaehlbrandt persönlich, als vielmehr für die livländische Ritterschaft, die ihn mit 91 gegen 19 Stimmen zum ersten Kandidaten gewählt hatte. Ein Grund ist nie bekannt geworden; es verlautete, er sei der Regierung zu deutsch und zu evangelisch gesinnt. Es war wohl klar, daß

man seinen Bekennermut und sein kraftvolles Eintreten für Recht und Wahrheit fürchtete. Als der neue General-superintendent am 29. Mai 1889 introduziert wurde, forderte das Konsistorium Kaehlsbrandt auf, die Altarrede im Namen der Pastoren zu halten. Unvergessen wird die kraftvolle Ansprache bleiben, die er von den Altarstufen der Jakobi-kirche aus an den neuen Oberhirten der evangelischen Kirche Livlands, seinen Studiengenossen und Freund richtete. Man-chen erschien es wie ein Wunder, daß, bei den damaligen Zeitverhältnissen, der kühne Bekenner seiner freimütigen Rede wegen nicht zur Verantwortung gezogen wurde, besonders, da auch der Vizegouverneur und andere Regierungsbeamte anwesend waren. Der Landmarschall und die Herren der Ritterschaft aber ließen Kaehlsbrandt ihre Anerkennung und ihr Bedauern über seine Nichtbestätigung in herzlicher und wohlthuender Weise empfinden. Die Ansprache über das Wort Offenb. Joh. 3, 19: „Sei wacker und stärke das andere, was sterben will“, lautete:

„Im Namen der lutherischen Pastoren Livlands, denen Du, lieber Bruder, nunmehr zum Oberhirten und Führer gesetzt bist, grüße ich Dich mit dem Gruße ‚Sei wacker und stärke das andere, was sterben will!‘ Wir wissen es wohl, daß gerade wir Pastoren in dieser Zeit solcher Mahnung bedürfen, und wir sind der Zuversicht, daß Du es uns daran nicht wirst fehlen lassen. Denn wir erkennen die Hand Gottes, die uns schwer heimsucht, um uns aufzurütteln aus dem Schlafe fleischlicher Sicherheit, aus unserer Trägheit und Gleichgültigkeit. Wir glauben aus den Gerichten Gottes, die über unser Land und unsere Kirche ergehen, die Mahnung und Drohung herauszuhören: ‚So du nicht wirst wachen, werde ich dir kommen wie ein Dieb!‘ — also nicht um zu geben, sondern um uns zu nehmen, was wir noch haben. Das legt sich nun wie eine schwere Last auf die Seele; sie drückt uns nieder und sie wird sich von allen Seiten hundert-

fältig auch auf Dich wälzen und häufen. Darum können wir Pastoren nicht anders, als dasselbe Mahnwort, das wir von Dir erwarten, auch Dir zuzurufen: ‚Sei wacker und stärke das andere, was sterben will!‘

Du trittst, verehrter Generalsuperintendent, Dein verantwortungsvolles Amt unter so schwierigen Verhältnissen an, wie kaum je ein livländischer Generalsuperintendent vor Dir. Wir Pastoren bedürfen einer festen, sicheren Leitung und Führung, um nicht vereinzelt unsere Kräfte zu zersplittern und zu verbrauchen. Du bedarfst des entgegenkommenden Vertrauens Deiner Pastoren, um nicht vereinsamt auf Deinem schweren Posten zu stehen. Solltest Du je Ursache haben, über den Eigenwillen Deiner Pastoren zu seufzen, der Dir Deine Stellung schwer macht, oder sollte es uns Pastoren schwer werden, Deine Eigenart zu tragen — dann, Herzensbruder, laß uns eingedenk bleiben des Befehles Christi, den Er seinen Jüngern gab, nachdem Er ihnen die Füße gewaschen hatte: ‚Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr tun sollt, wie ich euch gethan habe‘. Nur wenn wir willig sind, einander die Füße zu waschen, einander in selbstverleugnender Liebe zu dienen, werden wir Kraft und Weisheit gewinnen, wacker zu sein und zu stärken das andere, was sterben will.

Das andere, was sterben will, sind nicht bloß jene einzelnen Seelen, die hin und her in den Gemeinden in Gefahr stehen, abtrünnig zu werden und ihren evangelischen Glauben zu verleugnen, sei es um materieller Vorteile, sei es um anderer äußerer Rücksichten willen, — es sind nicht bloß jene Tausende, die evangelisch sein wollen, aber es nicht dürfen, und nun mit wundem Herzen und geschlagenem Gewissen aus einer Versuchung in die andere fallen, — es sind nicht bloß die Scharen deutscher, lettischer, estnischer Kinder, denen der Weg evangelischer Bildung abgeschnitten ist, sobald die Muttersprache aufhört die Sprache der Schule

zu sein, — es sind nicht bloß einzelne Gemeinden, die zeitweilig ihrer Pastoren beraubt sind. Es ist vielmehr das Ganze unserer theuren lutherischen Kirche, um dessen Sein und Nichtsein es sich gegenwärtig handelt. Die geschichtliche Entwicklung unserer Heimat hat es mit sich gebracht, daß bei uns das kirchliche und bürgerliche Leben bis in seine tiefsten Wurzeln hinein verflochten und verwachsen ist. Die althergebrachten Rechtsformen und Ordnungen des Lebens sind uns lieb und teuerwert als das Gefäß, in welchem wir die reichen Schätze evangelischen Glaubens- und Geisteslebens von unseren Vätern überkommen haben. Wenn aber das Gefäß in Scherben geht, steht nicht auch der Inhalt in Gefahr, verschüttet zu werden? Wir können uns der schweren Sorge nicht entschlagen: wie sollen, wie werden wir das Erbe der Väter unverkürzt fortpflanzen auf unsere Kinder?

An den Verhältnissen ändern können wir nichts. Du kamst es auch nicht. „Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren!“ Es gibt nicht wenige, welche von vornherein all Deine Arbeit, die Du auf Dich nimmst, für verlorene Mühe halten. Das wäre aber nicht männlich, nicht christlich gedacht und gehandelt, wollten wir es untätig abwarten, bis der Herr kommt wie ein Dieb, um uns zu nehmen, was wir noch haben. Nein! Wir haben einen Gott, der da hilft und den Herrn, der vom Tode errettet. Er legt eine Last auf, aber hilft sie auch tragen. Nur darauf kommt es an, daß wir die Last nehmen aus Gottes Hand als eine selbst verschuldete.

Wir alle stehen unter einer schweren Gesamtschuld. Das Wort: Du hast den Namen, daß du lebest, aber du bist tot! trifft uns alle: Pastoren und Gemeinden, den Adel unseres Landes und die Bauern und die Bürger unserer Städte. In erster Reihe werden wir Pastoren von diesem Vorwurf getroffen. Noch wird, Gott Lob! in allen luthe-

rischen Kirchen unseres Landes das Wort Gottes lauter und rein verkündigt. Trotz der großen Zahl von Pastoren, die unter Anklage und Gericht stehen, dürfen wir mit gutem Gewissen rühmen, daß bei weitem die meisten eifrig und treu in der Erfüllung ihrer Amtspflichten sind. Aber leider wird nur zu oft unser Arbeiten und Amtieren zu einem mühevollen, vielgeschäftigen und doch vergeblichen Martha-dienst, bei welchem die Liebe des Heilandes, die allein die Herzen gewinnen und selig machen kann, nicht zu ihrem Recht kommt. Ist aber das Amtsleben nicht durchweht von dem Hauch der Liebe Jesu Christi, so wird auch der beredteste Mund zur klingenden Schelle und die emsigste Arbeit zu fruchtlosester Mühe, und wir werden getroffen von dem Wort des Herrn: ‚Du hast den Namen, daß du lebest, aber du bist tot!‘ — Das Wort gilt auch unseren Gemeinden. Noch sind, Gott Lob, unsere Kirchen in Stadt und Land sonntäglich gefüllt. Aber bei vielen ist es ein äußerliches Gewohnheitschristentum, — die Menschen sind wie Kinder, die sich wiegen und wägen lassen von allerlei Wind der Lehre durch Schalkheit und Täuscherei der Menschen, womit sie trachten uns zu verführen. Die Frucht der Heiligung bleibt aus oder zeigt sich nur sehr spärlich. Das Christentum der Massen bleibt beschränkt auf den Raum der Kirche, auf die einzelnen Sonn- und Festtage, an denen die Leute meinen, durch Besuch des Gottesdienstes ihrer kirchlichen Pflicht genügt zu haben. Da gilt dann das Wort des Herrn: ‚Du hast den Namen, daß du lebest, aber du bist tot!‘ Und zwar gilt dieses Wort nicht bloß den Massen des Volkes. Es gilt in gleicher Weise den Vornehmen und Gebildeten in der Gemeinde, die an der Spitze stehen. Es gibt, Gott Lob, unter ihnen nur wenige solche, welche der Kirche ihre Achtung und Teilnahme versagen. Die Not der Zeit hat darin manches geändert und gebessert. Wo es sich handelt um Erhaltung, Stärkung und

Pflege kirchlicher Einrichtungen und Anstalten, da fehlt es nicht an willigen Geberhänden und tätiger Hilfe. Aber dieselben Männer, die es für ihre Ehrenpflicht halten, mit ihren Mitteln und Kräften der Kirche zu dienen, verzichten leider vielfach für sich auf den Dienst der Kirche. Obgleich evangelische Christen, leben sie doch hin ohne evangelischen Gottesdienst, ohne evangelische Glaubens- und Gebetsgemeinschaft. Da trifft dann auch das Wort des Herrn zu: ‚Du hast den Namen, daß du lebest, aber du bist tot!‘

Das, lieber Bruder, ist die schwere Gesamtschuld, unter der wir stehen. Die Folgen derselben können nicht abgewandt und aufgehoben werden, wenn wir nicht alle uns richten nach dem Wort: ‚So gedenke nun, wie du empfangen und gehört hast, und bewahre es und tue Buße‘. In uns Pastoren muß die Blut jener heiligen Liebe sich entzünden, welche geduldig und demütig ist und sich nicht erbittern läßt, sondern alles leidet, alles glaubet, alles hoffet! In unseren Gemeinden muß Glaubensstreue, Bekenntnisfreudigkeit und Zeugenmut zur lodernden Flamme werden. Wach auf du Geist der ersten Zeugen, der Wächter, die auf Zions Mauern stehn; die Tag und Nächte nimmer schweigen, und die beherzt dem Feind entgegen gehn‘. In den Häusern derer, die sich evangelische Christen nennen, muß das Bewußtsein wieder erwachen, daß das christliche Haus ein unantastbares Heiligtum ist, jenes innere Heiligtum, in welchem die sittlichen Kräfte erzeugt, gepflegt und genährt werden, die sich später im Leben bewähren sollen, so daß unsere Jugend in der Gottesfurcht, im Gehorsam, in der Wahrheit, in der Keuschheit erzogen werde, nicht für die Welt, sondern für das Reich Gottes. Dahin haben wir zu arbeiten. Dann dürfen wir auch auf die Hilfe des Herrn vertrauen.

Indem Du, verehrter Generalsuperintendent, heute Dein schweres, verantwortungsvolles Amt übernimmst, trittst Du in eine Stellung, in welcher die Folgen der Gesamtschuld,

unter der wir stehen, auch über Dein Haupt gehen werden, in welcher Du Dich mit verantwortlich fühlen sollst und fühlen wirst für die Gesamtschuld unseres Landes und unserer Kirche. Das Wort der Mahnung, das uns allen gilt, die wir Amt und Beruf haben, der lutherischen Kirche Livlands zu dienen, sie zur Buße zu rufen und im Glauben zu festigen, gelte darum in doppeltem Maße auch Dir: „Sei wacker und stärke das andere, was sterben will!“ Amen.

Kaehlbrandt sagt später:

„Gott der Herr hatte es anders beschlossen, als wir dachten. Wir blieben in unserem lieben Neu-Debalg.“ Theophile schrieb der Tochter: „Ich habe es Dir noch gar nicht so ausgesprochen, wie ich unsere alten lieben Räume, unser so sehr gemüthliches ‚blaues‘ Zimmer, unser herrliches, lustiges Schlafzimmer, den Garten, die Veranda, all unsere guten Leute täglich mit neuer Liebe ansehe, in dem Gedanken, daß ich mich nicht davon zu trennen brauche. Es ist mir jetzt alles doppelt lieb, und ich finde es schöner denn je. Dabei ist mir die Arbeit, die ich unter Händen habe, so lieb und schön, daß meine Tage sehr licht sind. Ja, mein Herz ist voll Friede, mitten in dem Unfrieden dieser Zeit. Ich glaube, daß ich durch diese Stimmung auch Papa beeinflusse.“

IX. Abschnitt.

Letzte Jahre in Pebalg.

Allein.

Sehnend breit' ich meine Arme
Aus nach Dir, die ich verlor,
Jeder Ton ruft mir aufs neue
Deiner Stimme Laut ins Ohr.

Meine Augen geh'n Dich suchen,
Wachend, träumend denk' ich Dein,
Trag' im Herzen tief verborgen
Deines Wesens Bild und Schein.

Ohne Dich ist halbes Leben,
Was ich lebe, was ich bin,
Mit Dir ging auch meines Lebens
Bess're Hälfte mit dahin.

Ach, wie harre ich der Stunde,
Die mich ganz Dir folgen heißt
Und den halbzerriß'nen Faden
Meines Lebens ganz zerreißt.

Sterbend sprachst Du und bekanntest:
„Christus ist mein Siegesfürst!“
Mahnstest mich mit treuen Worten:
„Schmach, wenn Du geschlagen wirst!“

Und nun bin ich doch geschlagen,
Bin ein todeswunder Mann,
Und es fehlt die Hand der Liebe,
Die die Wunde heilen kann.

Doch dann ist's als rührten leise,
Deine Lippen meinen Mund

Und als hörte ich die Worte:

„Glaube, so wirst Du gesund!“

Herr, ich glaube! hilf mir glauben!

Mache von mir selbst mich frei,

Daß in Dir mein halbes Leben

Wiederum ein ganzes sei!

Gib, daß auch das heiße Sehnen,

Das mein armes Herze rührt,

Mir ein Zug des Vaters werde,

Der zu Dir mich aufwärts führt.

Bis ich werd' in Deinem Lichte

Sehen vollen Lichtes Glanz,

Und aus Deinen Händen nehmen

Nach dem Kampf den Siegerkranz!

— Wieder ist's, als rührte leise

Ihre Hand mein müdes Haupt,

Und mich hebt die Kraft des Wortes:

„Selig, wer nicht sieht, doch glaubt!“

Immer ernster wurde gegen Ende der achtziger Jahre die politische Lage in unserem Lande. Ungerechtigkeit und Bosheit nahmen überhand, und die Stellung der Kirche wurde eine immer gefährdetere. Je schwerer Emil Kaehlbrandt, wie den meisten Pastoren, dadurch sein Wirken und Arbeiten wurde, je mehr die trüben Zeitverhältnisse ihn niederdrückten, um so mehr genoß er den stillen Frieden seines Hauses, um so fester und inniger wurde das Liebes-

band, das ihn mit seiner treuen Theophile und mit den fernern Kindern am einsamen kurischen Strande vereinigte. Aber immer größer wurde auch der Kreis derjenigen, die seine Hilfe und seinen Rat in Anspruch nahmen. War doch das Pastorat Neu-Debalg, ebenso wie früher, so auch nach dem Tode des alten Vater Kaehlbrandt der Mittel- und Sammelpunkt der ganzen Familie, wo jeder zu jeder Zeit einkehren konnte und stets Zuflucht und liebevolle Aufnahme fand, sei es auf kürzere oder längere Zeit. Nicht nur für die Geschwister und deren Kinder, sondern auch für ferner stehende Verwandte und Freunde wurde Emil Kaehlbrandt je länger, je mehr das Haupt der Familie, der treue Freund und Berater in allen Wechselfällen des Lebens, der sich mit ihnen freute, mit ihnen trauerte, der ihre Sorgen zu den seinen machte und stets bereit war, zu helfen, zu beraten, zu stützen, zu trösten und aufzurichten. Über den zahlreichen Briefen aus jenen Jahren, sei es, daß sie von Arbeit und Mühe, von Zeitverhältnissen oder kleinen häuslichen Begebenheiten, von Freud' oder Leid handeln, liegt ein stiller Friede ausgegossen, und es klingt fast ein Ton wie von feierlichen Abendglocken aus ihnen. Die folgenden Briefe an die Tochter sind noch in der Zeit vor der Nichtbestätigung zum Generalsuperintendenten geschrieben, der erste zehn Tage nach der Hochzeit von der Synode aus.

Wolmar, den 14. August 1888. Mein liebes Mariechen! Soeben eine sonnige Postkarte von Mama und dann den Brief von Dir. Der Sonnenschein in Mamas Karte ist wie Abendrot, so schön leuchtend, so herzeindringend und — so wehmütig. Dein Brief so ruhig fröhlich, so treu-innig. Gott schenke Dir viel Sonnenschein! nicht Abend-, sondern Morgenrot! und tauche Dein Leben und Dein Irben in warmes, helles Licht! Die Tage nach Eurer Abreise waren sehr unruhig. Ich fuhr am 30. August

nachmittags zur Synode, wohne bei Neuland mit zehn bis zwölf anderen Pastoren . . . , bin von den Verhandlungen tief ergriffen, arbeite, soviel es geht, schlafe wenig und sehne mich nach Hause, nach Mama. Großpapas Nekrolog hat viel Anklang gefunden. Als Missionsreferent bin ich abgetreten und wiedergewählt worden. In der Schulsache stehe ich bis jetzt isoliert. Vierhuff, der mir gestern zustimmte, ist heute fortgefahren. Morgen findet die entscheidende Abstimmung statt. Gleich nach Schluß der Schulfrage fahre ich über Smilten und Launekaln nach Hause und hoffe, Mama zu überraschen. Um eine Stunde haben wir Missionskonferenz, die ich leiten soll. Daher eile ich zum Schluß. Täglich gedenke ich Dein, mein liebes einziges Kind! Grüße Deinen Paul und sei glücklich mit ihm und er mit Dir. Auf Wiedersehen in Mitau! Die Freude am Herrn sei Eure Stärke!"

Neu-Debalg-Pastorat, den 25. November 1888.
„. . . Wie gerne würde ich in Eure Häuslichkeit hineinblicken! Um Mamas willen tut es mir leid, den Gedanken an eine Reise nach Irben jetzt aufgeben zu müssen. Hoffentlich ebnet Gott uns bis zum Januar die Wege und schenkt uns dann ein fröhlich Wiedersehen! Gestern habe ich die Konfirmandenlehre mit 79 Knaben beendet; heute war Examen und Beichte. Gott sei gepriesen! Du weißt, wie die Knabenlehre mich stets in unruhiger Spannung erhält. Wunderbar aber ist es doch zu sehen, wie das Wort Gottes eine Geistesmacht ist, die unwiderstehlich die rohen Gemüter bildet und veredelt, die harten Herzen erweicht und Vorsätze und Entschlüsse weckt, die dem natürlichen, fleischlichen Sinne ganz fremd sind. Himmel und Erde vergehen, aber seine Worte vergehen nicht! — Ihr könnt Euch denken, lieben Kinder, in welche innere Unruhe wir durch die an Birgensohns Tod sich knüpfenden Ereignisse versetzt wurden. Sehr schwer war und ist mir noch

die Ungewißheit. Sie lag wie ein lähmender Druck mir auf dem Herzen, so daß ich keine rechte Freude und Frische zur Arbeit finden konnte. Nun hat die Konfirmandenlehre mir dazu gedient und verholfen, diesen inneren Druck loszuwerden und, ganz abgesehen von dem, was die Zukunft bringt, mit aller Kraft weiterzuarbeiten in gewohnter Weise, solange es Tag ist. Wie lange aber wird es noch Tag bleiben? In E. habe ich mit allem Nachdruck Eltern, Lehrer, Kinder, die ganze Gemeinde ermahnt. Der Erfolg war der, daß der Minister-Schullehrer erklärte: So weh ihm auch die ‚Rutenhiebe‘ täten, die er noch nie so scharf bekommen habe, wie von mir, könne und werde er nicht anders handeln als bisher, weil er die direkte Vorschrift dazu habe. Jedenfalls ist die Sache klargelegt. Das Zerstörungswerk wird systematisch fortgesetzt. Eine Umkehr ist nicht mehr möglich. Die Zerstörer graben emsig die Grube, in die sie zuletzt hineinstürzen werden. Ob sie uns dann mitreißen oder nicht, steht in einer höheren Hand. In E. . . . n gärt und wühlt ein böser Geist. Am 27. November predigt M. . . . t; die Opposition plant eine Demonstration in der Kirche und droht dem Patron mit Brandstiftung, wenn er nicht M. . . . w voziert. Ich habe an letzteren geschrieben und von ihm gefordert, daß er sich öffentlich lossage von diesen, seinen ‚Gönnern‘. Ich hoffe, daß er den Mut dazu finden wird. Sch. hat mir in der Konfirmandenlehre sehr wesentlich geholfen. Am 2. Advent werde ich ihn und einen Kandidat G. im Auftrage des Konsistoriums ordinieren. Bei der Gelegenheit wollen wir alle das heilige Abendmahl feiern. — Meine lieben Kinder! Die Zeit, in der wir leben, ist eine so ernste, entscheidungsvolle, daß ich wohl wünschte, daß Ihr auch im Zusammenhang mit den Zeitereignissen bliebet. Um eine gewisse Regelmäßigkeit der Postverbindung zu Euch herzustellen, möchte ich Euch gerne behülflich sein und

biete Euch zu dem Zwecke fürs nächste Jahr 50 Rbl. an“

Den 27. Dezember 1888. „Ich wünsche Euch, lieben Kinder, von ganzem Herzen, daß das Dunkel, in welchem das neue Jahr noch vor uns liegt, erhellt werde durch den hellen Lichtglanz des Weihnachtsfestes, das nun hinter uns liegt. Habt Dank, Ihr lieben Kinder, für jedes schriftliche Wort und sichtbare Zeichen, in welchem Eure treue Liebe am Christabend so fühlbar herüberwehte aus Irben in unser altes Pebalg. Wie wir den Christabend verbracht, hat Mama Euch geschrieben. Es war ja anders als es sonst gewesen, und es wird immer mehr anders werden, bis es zuletzt so wird, wie keines Menschen Auge gesehen und keines Menschen Ohr gehört und wie es in keines Menschen Sinn gekommen ist. Bis aber dieses selige ‚Zuletzt‘ erreicht ist, gilt die Regel: Ich muß abnehmen, Er muß zunehmen in mir. Dazu segne der Herr Euch und uns ‚Freud‘ und ‚Leid‘, wie er es sendet! — Im Januar hoffe ich Euch wiederzusehen! In der Gemeinde gestalten sich die Verhältnisse immer verworrener; die ‚Ungerechtigkeit nimmt überhand‘. Ich genieße dadurch den Vorteil, daß, die Unrecht leiden, nun ihre einzige Zuflucht zum Pastor nehmen, der ihnen zwar nicht helfen, aber doch sie belehren, ermahnen und trösten kann. In Riga ist die wüsthete Satrapenwirtschaft, und bei uns auf dem Lande prahlt jeder böse Bube, wenn es nicht nach seinem Willen geht: ‚Tad es eejchu pee gubernatoral‘ (Dann werde ich zum Gouverneur gehen). Um so mehr habe ich mich gefreut der großen Kinderschar, die gestern um den Altar versammelt war. Weihnachtsverheißungen, Weihnachtsgeschichte, Weihnachtslieder! Das war ein Leben, ein Fragen und Antworten, ein Singen und Klingen, daß einem das Herz lachte! und endlich ein Händerecken, um einige Blätter, die ich verteilte, zu empfangen und die

Kopfen, die jedes Kind mitgebracht hatte, in den Klingbeutel zu tun! — Hoffentlich bekommt Ihr, lieben Kinder, von Neujahr an die ‚Rigasche Zeitung‘ regelmäßig. Es war gut, daß ihr diese und nicht den ‚Reichsboten‘ wähltet. Bei der Gewitterschwüle, die über ganz Europa lastet, bieten auch die ausländischen Zeitungen nur unstät wogendes Nebelgewölk. Erst wenn an dem einen oder anderen Punkt das Gewitter sich entladen wird, dann werden wir auch wieder nach ausländischen Zeitungen greifen müssen. Ich wünschte wohl, dann bereits in Riga zu sein, d. h. näher dem Mittelpunkt der Ereignisse, die dann auch unsere Heimat erschüttern, vielleicht umgestalten werden.“ —

Den 14. März 1889. „ . . . Allem zuvor einen herzlichen Gruß Dir, Paul und Ilse, Euch drei glücklichen, fröhlichen Menschen am kurischen Strande! Gott erhalte Euch den fröhlichen, dankbaren Sinn und mehre täglich in Euch die Freude am Herrn, auch die Freude an dem Kreuz des Herrn, das in dieser Passionszeit hoch aufgerichtet vor unseren Augen steht. Es sei auch Euch ein Zeichen der Erlösung von, und des Sieges über Sünde, Tod und Teufel! Uns geht es gut. Mama ist in den letzten Tagen wieder ganz frei von Kopfschmerzen; Miling hat sich auch wieder ausgeflickt, sieht aber noch blaß und elend aus. Sch. ist vor einigen Tagen nach Riga gefahren. Ich bin in recht angestrenzter Arbeit, muß in dieser Woche noch die letzten vier Kinderpagaste nehmen, und beginne Montag die Vorlehre mit den Knaben. Daß wir in Pebalg bleiben, weißt Du und freust Dich dessen. Ich bleibe gern, aber freuen kann ich mich nicht. Die Gemeinde ist sehr gleichgültig und teilnahmslos. Gott helfe nun treuer und gewissenhafter arbeiten und lasse mich — wenn möglich — auch etliche Frucht sehen. Gott rüste auch Hollmann aus mit der Kraft seines Geistes und gebe ihm zum Tragen der Bürde den Mut, und zum Tragen der Würde die Demut! Die guten Nach-

richten, die Kr. aus Petersburg mitgebracht hat, sind ja erfreulich, ändern aber nichts an der Tatsache, daß wir dem letzten Entscheidungskampfe entgegengehen. ‚Rüstet euch, ihr Christenleute! Ob es wie ein Hagelwetter über uns alle kommen wird, oder ob wir im Einzelkampf aufgerieben werden, — zuletzt werden wir durch Gottes wunderbare Durchhilfe doch singen können vom Sieg in den Hütten der Gerechten, aber erst ganz zuletzt. Unsere Gegner können nicht mehr zurück; sie sind zu weit gegangen, das Rad rollt den Berg hinab und wir müssen mit . . . Ach, mein Kind, wie ist mir das Herz voll von Schmerz, Jorn und Sehnsucht nach Frieden, nach Errettung! Halte aus, halte aus, Gottes Volk! — . . . Lest Ihr fröhlichen Leute denn auch etwas? Wir lesen jetzt ‚Dörchläuchting‘, und da gibt es genug zu lachen, so daß wir auch nicht ganz brummbärig sind. Für Giers Ankunft in Riga wird allerlei Material vorbereitet, wobei auch ich in Anspruch genommen bin. Vor einigen Tagen war ich in Alt-Debalg, um mit Guleke manches Amtliche zu besprechen. Ich will nämlich jetzt scharf mit Kirchenvisitationen vorgehen und ihn als geistlichen Schulrevidenten dabei in Anspruch nehmen. Für L. hat das Konsistorium A. designiert; ich erwarte täglich den Auftrag, ihn zu introduzieren, mir eine sehr unangenehme Aufgabe bei der Stimmung der Gemeinde und der Patrone. Sehr schön und erquicklich sind mir in dieser Zeit die Briefe der Amtsbrüder und einzelner Freunde. Zu meinem Geburtstag hoffe ich auch einige hier zu haben. Mit denen wollen wir auch auf Eure Gesundheit anstoßen und trinken. Um 4 Uhr mittags müssen Euch die Ohren an dem Tage klingen. Mein liebes, süßes Kind, wann und wie werde ich Dich wiedersehen? Gott helfe uns aus dem Winter in den Frühling und weiter in den Sommer und immer weiter und weiter bis ans Ende!“ — —

So sonnig und ungetrübt sich auch das häusliche Leben im Kaehlbrandtschen Hause fortspann, so gab es doch manche Trauerfälle in der weiteren Familie, manches Leid, das auf den Geschwisterhäusern ruhte, an dem Emil Kaehlbrandt und seine Gattin vollen Anteil nahmen. Diese schmerzlichen Erlebnisse dienten aber nur dazu, die innige Gemeinschaft, welche die beiden Gatten verband, noch zu vertiefen und zu verklären, und half ihnen sich mit immer dankbarerem Herzen all des Sonnenscheins in ihrem Leben bewußt zu werden, als wenn sie es ahnten, daß es die Abendsonne war, die ihnen leuchtete, und der Tag ihrer gemeinschaftlichen Wanderung sich dem Ende zuneigte. Dem letzten Abschnitt aus der Biographie seiner Frau hat Emil Kaehlbrandt den Vers vorangestellt:

Ein Christ stirbt nicht an einem Tag,
Er stirbt sein ganzes Leben;
Was er am meisten lieben mag,
Muß Stück für Stück er geben.
Wenn alles ihm gestorben ist,
So stirbt er erst als rechter Christ,
Um nimmermehr zu sterben.

Er fährt dann fort: „Diese Verse eines lieben Freundes hatte Theophile nicht nur ihrem Gedächtnis, sondern auch ihrem Herzen tief eingeprägt. Das ‚tägliche Sterben‘ war ihr nicht fremd; sie kannte es schon aus Luthers kleinem Katechismus und wußte, daß es mit und in der Taufe beginnt. Was sie von Luther gelernt hatte, das war ihr durch die eigene Erfahrung bestätigt worden, nämlich daß Gott uns durch Leid und Schmerz nur helfen will, die Bedeutung der Taufe erfüllen und den alten Adam durch tägliche Reue und Buße in den Tod geben. Darum hatte sie, wenn auch oft unter bitteren Tränen, so doch willig manches Stück ihres irdischen Lebens, eins ums andere hin-

gegeben, auf manchen Herzenswunsch verzichten, mancher Hoffnung entsagen, manche Freude ins Grab legen müssen, und war doch nicht ärmer geworden. Der neue Mensch, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebt, war auch in ihr auferstanden und kam täglich mehr zum Vorschein. Die Lebhaftigkeit der Empfindung, die Regsamkeit des Geistes, die Tatkraft des Willens, waren nicht geschwächt oder abgestumpft; vielmehr hatte sie eine innere Unabhängigkeit und Freiheit gewonnen, mit der sie sich den wechselnden Eindrücken von Leid und Freude hingeben, auf Personen oder Verhältnisse eingehen, den mancherlei Anforderungen des täglichen Lebens genügen konnte, ohne sich von der einen oder anderen Seite gefangen nehmen zu lassen, oder sich an sie zu verlieren. In besonders reicher, ungetrübter Weise genoß sie das Frühjahr 1889. Auf Anraten des Arztes brauchte sie eine Mineralwasserkur. Da auch mir ein ähnlicher Gebrauch verordnet war, so gab das Veranlassung, uns jeden Morgen zu einem gemeinsamen Spaziergang zu vereinigen. Das war ein köstlicher Genuß, der uns auf diese Weise täglich zuteil wurde. Um uns der Frühling in voller Pracht, mit seinem Sprossen und Sprießen, Grünen und Blühen, mit seinem tausendstimmigen Singen und Klingen, — über uns die hohen, rauschenden Baumwipfel des nahen Waldes und das goldene Sonnenlicht auf den schwanken grünen Zweigen, — und in uns die alte Liebe, in 25 Jahren bewährt, verklärt und gemehrt durch Gottes Gnadenführungen. Wie sollten da nicht die Herzen weit werden und der Mund überfließen von der Fülle des Herzens! Am 2. Mai 1889 schrieb Theophile der Tochter: „Ach, wie ist das Leben so schön, wo Liebe und Friede walten, zumal in dieser köstlichen Frühlingszeit! Ich lebe so gern und fürchte fast, ich werde einmal nicht gern sterben wollen. Aber ich hoffe, auch die Gnade wird der Herr mir nicht versagen, wenn es einmal so weit ist. Persönliche Trübsale werden

ja wohl auch noch kommen, die das Herz zum Sterben bereit machen. Aber solange der Herr es uns so wohl sein läßt, wird er es auch gern haben, daß wir froh und glücklich und mit dankerfülltem Herzen genießen, was er uns täglich Gutes zuteil werden läßt.“

An einen lieben Freund schreibt Emil Kaehlbrandt: Den 8. Mai 1889. „Ich sehne mich danach, noch vor Deiner Reise nach Deutschland Dich zu sehen und zu sprechen. Wenn Du nach etlichen Monaten zurückkehrst, wer weiß, wie die Verhältnisse dann liegen. Es geht mit uns rasch abwärts, und das Auge sucht sehnsüchtig über den tiefen Abgrund hinweg, in den Gott uns hinunterstoßen läßt, die Höhen die zuletzt doch unser sein müssen. Wo jeder nächste Schritt, jeder folgende Tag verhängnisvoll und entscheidend werden kann, da greift die Hand nach der Hand des Freundes, ehe beide in der Tiefe verschwinden. Gestern predigte ich über das Thema: ‚Die Wahrheit macht frei‘. 1. Was ist Wahrheit; 2. Was ist Freiheit? Eins ist nicht ohne das andere. Aber wissen und besitzen ist ein Unterschied, und besitzen können wir nicht, ohne selbsttätig zu erwerben, ohne selbstverleugnend zu verteidigen, ohne treu zu halten, was wir haben. — Ich stehe in der letzten Woche meiner lettischen Konfirmandenlehre und bin sehr in Anspruch genommen, dabei müde und abgespant. Am 19. Mai werden wir unsere Silberhochzeit feiern. Der Tag fällt so ungünstig, daß auch von meinen Geschwistern nur ein Teil hier sein kann. Um so mehr werde ich mich freuen, wenn etliche Freunde mit uns unser stilles Familienfest begehen wollen. Solltest Du noch im Lande sein, so tue uns die Liebe und komme zu uns. Unterhaltendes Vergnügen suchst Du nicht bei uns und können wir Dir nicht bieten, aber in so trüber Zeit laß uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens. Wenn es Dir paßt, so komme schon am Mittwoch (17. Mai), da-

mit wir einige stille Stunden der Gemeinschaft miteinander verbringen können. Theophile grüßt Dich herzlich und hofft auf Dein Kommen. Wir trinken beide ein Mineralwasser und genießen die gemeinsamen Morgenspaziergänge, ehe der Sommer uns voraussichtlich auf mehrere Wochen trennt."

Über die Silberhochzeit schreibt er später:

"Am 19. Mai 1889 feierten wir unsere Silberhochzeit, an der nur noch wenige von denen teilnehmen konnten, die einst unsere Hochzeit mitgefeiert, oder die das junge Paar bei seinem Einzuge in Neu-Debalg begrüßt hatten. Auch auf die Anwesenheit unserer Kinder aus Irben mußten wir leider verzichten. Kurz vorher hatten wir auf einer gemeinsamen Fahrt, im Rückblick auf die verflossenen 25 Jahre unserer Ehe, uns gegenseitig an den reichen Segen erinnert, den Gott der Herr auf unser Haus gelegt hatte, daß er uns vergönnt hatte, in unserem Hause die alten Eltern bis zuletzt auf Händen zu tragen und zu pflegen, daß er uns an unserem einzigen, nun in der Ferne weilenden Kinde und an den uns noch gebliebenen Pflögetöchtern reiche Freude geschenkt, daß er uns stets gute und treue Dienstboten zugeführt, daß er seinen Frieden in unserem Hause hat wohnen lassen, daß er in guten und bösen Tagen, in Zeiten der Gesundheit und der Krankheit, in Leid und Freude bei uns geblieben ist und seine Nähe hat spüren lassen, daß er uns mit all den lieben Hausgenossen, die auf längere oder kürzere Zeit bei uns weilten, in herzlicher Liebe verbunden, und die Gemeinschaft mit ihnen uns und ihnen zum Segen gemacht hat. Im Hinblick auf all diese Gnadenerweisungen des Herrn sagte Theophile in tiefer Bewegung: „Ich glaube, unsere tägliche gemeinsame Morgenandacht ist der tiefe Quell, aus dem aller Segen geflossen ist; ich habe es oft lebhaft empfunden und deutlich gespürt, ein wie starkes Band das gemeinsame Gebet täglich um uns und alle Hausgenossen geschlungen hat, und sie haben es gewiß auch gespürt.“

wohl, sie hatte Recht. „Sing, bet und geh auf Gottes Wegen, Derricht das deine nur getreu, Und trau des Himmels reichem Segen, So wird er bei dir werden neu! Denn welcher seine Zuversicht auf Gott setzt, Den verläßt er nicht!“ Indem wir aber des täglichen gemeinsamen Morgensegens gedachten, trat uns das Bild des alten Vaters vor Augen, der bis in die letzten Jahre hinein unsere gemeinsame Morgenandacht zu halten pflegte, und wir erkannten und bekannten: Der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser.

„Wenige Wochen, nachdem wir unsere Silberhochzeit gefeiert hatten, erhielt Theophile in meiner Abwesenheit die sie tief erschütternde Nachricht, daß die Frau meines Bruders Johannes, ihre liebste Jugendfreundin, gestorben war . . . Trotz mancher, durch die große Entfernung von Riga vermehrter Schwierigkeiten, wurde es uns möglich, am 10. Juni der Beerdigung beizuwohnen und einige Tage bei dem vereinsamten Bruder zu verweilen . . . Von Riga reiste Theophile nach Irben, um dort der Tochter, die der Geburt ihres ersten Kindes entgegen sah, vor und nach derselben mit Rat und Tat mütterlich beizustehen. Ihr Aufenthalt daselbst verzögerte sich bis Ende August. Am 19. Juli 1889 wurde das erste Großtöchterchen geboren.“

Neben diesen persönlichen Verhältnissen beschäftigte Kaehlsbrandt in jenen Wochen besonders eine Kommission in Schulangelegenheiten, in die er mit dem Generalsuperintendenten Hollmann und ein paar Herren der Ritterschaft zusammen gewählt war. Es handelte sich dabei um eine, den veränderten Schulverhältnissen Rechnung tragende Umgestaltung und Organisation des Religionsunterrichtes im Hause, in der Schule und in der Vorbereitung auf die Konfirmation. — Tief schmerzlich berührte ihn das „Missionsverbot“, das durch einen ministeriellen Befehl vom Generalkonfistorium ausgehend, vom livländischen Konfistorium den Präpsten weitergegeben wurde. Der Gegensatz, in den dieses

Missionsverbot die Pastoren stellte zu dem Missionsbefehl des Herrn, schien ihm unüberbrückbar. In Hinsicht darauf sah er sich veranlaßt, in einem offiziellen Schreiben an das livländische Konsistorium, demselben den Gehorsam zu kündigen. Er hatte die Folgen wohl erwogen und sah seiner Absetzung entgegen. Der Generalsuperintendent aber, der Kaehlbrandt für die livländische Kirche erhalten wollte, ließ das Schreiben nicht bis an das Konsistorium gelangen, sondern gab der Sache eine andere Wendung. Seiner noch in Irben weilenden Frau schreibt er:

Den 10. Juli 1889. „Mit sehr großer Spannung warte ich auf die nächsten Nachrichten von Euch! . . . Der Herr sei mit Euch! Er stärke Dich und schenke unserer Marie Mut, Geduld und Freudigkeit, des Weibes Los zu tragen! Ach, käme doch bald eine Nachricht! — Deine Frage: ‚Werden wir noch einmal von dort (vom Berge) auf das weite, blaue Meer schauen, und wie wird es dann um unser Wünschen, Hoffen und Fürchten stehen?‘ hat mich tief erregt und ängstigt mich noch. Ich weiß es wohl, der Grund liegt nicht in Deiner Frage, meine Theophile, sondern in jenem ‚trotzigen und verzagten‘ Ding, Menschenherz genannt. Grüße und küsse meine Marie von mir! . . . — Am 4. Juli nachmittags fuhr ich nach Wenden und am selben Abend per Bahn nach Riga, wo ich um 1 Uhr nachts anlangte . . . Die Sitzung fand im Konsistorium statt von 11—4 Uhr, mit einer Frühstückspause bei Kröpsch, wo ich mit Hollmann und dem Landrat Tiefenhausen Hummern und Madeira genoß. Die Sitzung führte übrigens zu einem sehr befriedigenden Resultat, das ich glaube zum größten Teil auf mein Verdienstkonto setzen zu dürfen. Leider bin ich auch jetzt gar nicht dazu gekommen, H. privatim zu sprechen; er schien es geradezu vermeiden zu wollen. Als neueste Nachricht erfuhr ich nur einen ministeriellen Befehl aus dem Generalkonsistorium, welcher alle und jede Art

von Missionstätigkeit unserer lutherischen Kirche verbietet, keine Missionsfeste, keine Missionskollekten, auch keine Unterstützung ausländischer Missionsgesellschaften! Es ist die erste offizielle Maßregel, die sich direkt gegen das Glaubensleben der evangelischen Gemeinde richtet . . . Zum 27. Juli hat Hollmann eine zweite Sitzung in derselben Angelegenheit nach Wolmar ausgeschrieben, an welcher auch noch andere Pastoren teilnehmen sollen. Ich werde nicht hinfahren, weil an dem Tage die Hochzeit bei W.s sein wird, Trauung in der Kirche . . . Die Situation ist sehr gespannt. Dalton hat gleich nach Ostern Petersburg verlassen. V., P. und B. sind nun wirklich am 7. Juli suspendiert worden. Mündlich erzähle ich noch manches. Ich bin überzeugt, daß die Krisis eilend naht. Wenn ich einen der benachbarten Amtsbrüder willig machen kann, für mich einen Sonntag zu übernehmen, so bleibe ich in Irben bis zum 20. August. Doch genug, ich werde abgerufen von Leuten, die da warten. Am 7. Juli ist das ganze Jaun-Abrup-Gesinde abgebrannt, die Leute haben sich nur mit Mühe aus den Flammen gerettet, sogar ihre Herde ist bis auf zwei Kühe verbrannt. Offenbar liegt Brandstiftung vor. Vater und Sohn A. beschuldigen sich gegenseitig. Die stärkeren Verdachtsgründe fallen auf den Sohn, der am Tage vorher mit Frau und Kindern weggefahren war, nachdem er — wie es scheint — einen Bösewicht vorher zur Ausführung des Verbrechens gedungen hat. Dies ist die Frucht des siebenjährigen Prozesses zwischen Vater und Sohn. Unter dem Eindruck jenes Verbrechens predigte ich gestern über Lukas 14, 23—35: „Wer nicht hasset seinen Vater“ usw. — Ohne Dich ist das Haus öde und leer und ungemütlich, ein Leib ohne Seele. Das empfinden wir alle, ich in besonderem Maße. Noch sind es über drei Wochen bis zum Wiedersehen. Gott schenke uns ein fröhlich Wiedersehen!“

Den 18. Juli 1889. „Soeben haben wir beim Morgen-
seggen gelesen Röm. 12, 1—12: ‚Seid fröhlich in Hoffnung,
geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet‘. Das sind drei
Mahnungen, von denen jede an sich schwer ist, die aber
untereinander innig zusammenhängen. Wie könnten wir
fröhlich sein, ohne geduldig zu sein, und wo sollte die Ge-
duld herkommen, wenn nicht aus dem Gebet! Von Posttag
zu Posttag warte ich auf einen Brief, ja von Tag zu Tag
auf ein Telegramm. Mit der Wartezeit wächst das un-
geduldige Verlangen. Es scheint doch, daß wir beide fast
noch zu jung sind, um Großeltern zu sein; oder sind wir
es inzwischen schon geworden? — In dieser Woche dachte
ich einmal daran, in 2×24 Stunden nach Irben hinüber-
zufahren, und vor dem Sonntag wieder zurück zu sein; doch
das ist Torheit. Wirst Du, liebe Theophile, Dich nicht um
Jahre älter fühlen, wenn Du nun wirklich ein Großkind in
den Armen halten wirst? Die Geburt des ersten eigenen
Kindes ist Morgensonnenschein, die des ersten Großkindes
Abendsonnenschein. Was ist schöner, Morgen- oder Abend-
rot? Ersteres kündigt einen Arbeitstag, in welchem Sonnen-
licht und Wolken Schatten wechseln, letzteres kündigt: ‚Die
Nacht ist kommen, drin wir ruhen sollen; Gott walt's zu
frommen, daß wir uns legen in seinem G'leit und Segen
der Ruh zu pflegen‘. Am Morgen ist's schön, einen Ar-
beitstag vor sich, am Abend schön, ihn hinter sich zu haben.
Du bist oft unzufrieden gewesen, daß ich die Nacht zur
Arbeit benutzte; vielleicht kommt uns diese böse Gewohn-
heit nun doch zugute, und wenn der Herr es zuläßt, bleiben
wir zusammen noch eine Weile wach zu gemeinsamer Arbeit.
Gott gebe und helfe, daß es Erntearbeit sei! Aber nur zu-
sammen mit Dir will ich noch bleiben und arbeiten, ohne Dich
nicht . . . Ich bin gesund, Du fehlst mir aber, und mit Dir
fehlt mir gleichmäßige Stetigkeit im Tun und Lassen; mit der
Arbeit will es nicht gehen, und ohne die geht es auch nicht . . .

Es regnet jetzt täglich oder vielmehr stets des Nachts. Die Tage sind warm und schön. Das Sommergetreide wird immer üppiger, auch der Flachs streckt sich zur Freude der Leute. Der Roggen ist zum größten Teil bereits geschnitten. Morgen beginnt das Dreschen. In diesem Jahre wird man also wirklich zu Jakobi schon frisches Brot haben . . . — Die gestrige Zeitung bringt die Nachricht, daß die Justizreform nun doch am 9. Juli vom Kaiser bestätigt ist; auch das ministerielle Verbot der Mission steht in der Zeitung. „Hüter, ist die Nacht schier hin?“ Noch will sich kein Hoffnungsschimmer zeigen; nur dunkle, dunkle Gewitterwolken ballen sich über uns zusammen. Ich warte auf den ersten Blitz, der herniederfährt, und der gewiß zünden wird. Werden die Schläfer dann endlich erwachen in unseren Gemeinden? Oder soll wirklich der Bau von Jahrhunderten in Flammen aufgehen und verzehrt werden samt denen, die darin schlafen? „Herr Gott Zebaoth, tröste uns doch, laß leuchten Dein Antlitz, so genesen wir!“ Ich habe heute noch einige wichtige amtliche Schreiben zu konzipieren und abzufertigen, dazu wartet die Schar der in Jaun-Ubrup durch den Feuerschaden arm gewordenen, die ich zu heute bestellt hatte, um nach Möglichkeit zu verteilen und zu helfen. Der Missionsbericht für die Synode beginnt mich in Anspruch zu nehmen. Da ist viel nachzulesen und zusammenzutragen. Auch nach Irben werde ich viel Arbeit mitzunehmen haben. Die Zeitverhältnisse geben der nächsten Synode eine große Bedeutung, und ich will vorbereitet zur Synode kommen. Sie beginnt am 7. September in Wallf.“

Den 21. Juli 1889. „Die Post brachte gestern abend zugleich mit Deinen Briefen vom 16. Juli auch das Telegramm. Gott sei gelobt und gepriesen! Einen herzlichen Kuß der lieben jungen Mutter! Einen Kuß Dir, Du liebe Großmutter! An Paul schreibe ich noch selbst

einige Zeilen. Gottes Segen über unser Großkind! Betend hat Marie ihr Kind unter ihrem Herzen getragen; betend und dankend wird sie es nun auf ihren Armen tragen und an ihre Brust nehmen. Betend haben wir gewartet auf die entscheidende Stunde, betend und dankend freuen wir uns nun des Großkundes, das Gott uns geschenkt. Bittend und betend wollen wir es nun in die Arme und ans Herz des Kinderfreundes legen, der gesprochen hat: ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes‘. Das Wort hat mir die ganze Nacht vor Augen gestanden — es ist mein Predigttext zu Sonntag. Ein sündig Menschenkind, hineingeboren in diese Welt voll Sünde! und doch ein Gotteskind und Erbe des Reiches Gottes! Dies Wunder ist die Frucht des Wunders, das einst in Betlehem geschah: ‚Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!‘ Ich freue mich, daß es eine Tochter ist und nicht ein Sohn. — Dank Dir, mein Mariechen, für die Zeilen voll Freudigkeit und voll Vertrauen auf Gottes Hilfe, die Du Mamas Brief hinzugefügt hast. Das Vertrauen ist nicht zuschanden geworden, die Angst ist in Freude verwandelt, die Hoffnung ist zur Erfüllung geworden. In dem einsamen Irben wirst Du nun, auch wenn Paul seines Amtes wartet, nicht mehr einsam sein. Dein Leben hat einen neuen Inhalt, eine neue Aufgabe, ein neues Ziel gewonnen. Es sind Sorgen und Freuden, die weit hinausragen über das irdische Alltagsleben, die Wert und Bedeutung für die Ewigkeit haben, in denen die ewige Liebe Gottes zu menschlicher Gestalt und Erscheinung kommt. Die natürliche Elternliebe wird, ohne das wir es selbst merken und ahnen, zu einem göttlichen Heiligungsmittel für uns selbst. — Und Du, meine Theophile, ‚mein Großmütterlein‘. Ich fühle, was Dein Herz bewegt und erfüllt. Auch wir sind ja reicher geworden; reicher an Segen

und Freude. ‚Der Herr wird Dich segnen aus Zion, daß Du sehest das Glück Jerusalems Dein Leben lang und sehest Deiner Kinder Kinder‘ (Psalm 128, 5, 6). — . . . Unser Konsistorium hat noch nichts verboten. Aber die Synode wird kritisch werden. Ich fürchte, wir stehen nicht mehr am Anfang des Endes, sondern schon mitten im Ende. Ich bin innerlich ins Schwanken gekommen, ob es Pflicht ist, zu bleiben und dann gegangen zu werden, oder selbst zu gehen. Was aber dann? . . . Die Synode ist nach Walf ausgeschrieben! leider! leider! Ich fürchte, daß es dort zum Zusammenstoß kommen wird. H.s gesetzlicher Standpunkt droht verhängnisvoll zu werden. Die Personen, mit denen ich mich gern besprechen würde, sind im Auslande.“

Den 25. Juli 1889. „ . . . Die Missionsangelegenheit hat mich viel beschäftigt. Ich bin zu der Überzeugung gekommen; die Mission ist eine Pflicht der Christen gemeinde, nicht aber pastorale Amtspflicht. Ich habe meine Gemeinde zu ermahnen und anzuleiten, daß sie ihrer Christenpflicht nachkomme — muß aber der Obrigkeit gehorchen, wenn sie mir verbietet, Missionsfeste zu halten, Missionsgaben zu sammeln und zu versenden. Das werden nun die Gemeindeglieder selbst übernehmen müssen, am besten jeder Hausvater in seinem Hause nach Anleitung von 1. Kor., 16, 1, 2. Wer weiß, ob dieser Befehl nicht dazu dienen wird, endlich die Mission wirklich zu einer Gemeindefache zu machen. Auch diese Frage muß in Wolmar erörtert werden. Die ausländischen Zeitungen sind schon voll davon und daher zum Teil geschwärzt, zum Teil auch weggeschnitten . . .“

An einen Amtsbruder.

Juli 1889. „ . . . Ich reise morgen nach Kurland, um mein Großkind zu taufen und meine Frau abzuholen.

Ich lebe in innerer Unruhe und Spannung und Erwartung der Dinge, die noch kommen werden, und die wahrscheinlich noch viel schlimmer sein werden als alles bisherige. Das Missionsverbot liegt mir schwer auf dem Herzen und in den Gliedern. Nach hartem Kampfe habe ich mich entschlossen, dem Konsistorium eine schriftliche Erklärung abzugeben, um mir die Freiheit des Handelns zu wahren. Minister, Generalkonsistorium und Konsistorium sind sich schwerlich dessen bewußt geworden, daß sie Pastoren und Gemeinden vor die verhängnisvolle Alternative gestellt haben, zu wählen zwischen göttlichem Missionsbefehl und menschlichem Missionsverbot. Daß auch unser Konsistorium sich auf die Bank des hohen Rates gesetzt hat, statt die Apostel Petrus und Johannes für sich reden zu lassen (Apostelgesch. 4, 18—20) ist mir am schwersten zu tragen. Das in Aussicht gestellte Missionsstatut ist eine Zukunftsmusik, die ich Liebhabern überlasse. Mein Ohr hört nur unauflösbare Dissonanzen heraus. Gott gebe, daß ich mich täusche!“

„Am 22. August taufte ich selbst unser erstes Großkind. ‚Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!‘ Das war der Text der Taufrede, das auch der Ton, der durch der jungen Eltern und durch der Großeltern Herz klang Mit tief bewegtem Herzen nahmen wir Abschied von den Kindern. Lulu blieb zur Hilfe der Schwester noch einige Wochen in Irben, Miling ließen wir in Riga bei unserem Bruder Johannes.“

Auf der Rückfahrt schreibt der Vater den Kindern:

Talsen, den 24. August 8 Uhr ab. „. . . . Mama erhielt einen Brief von Alwine; ich einen von Hollmann, der dringend verlangt, ich solle in Riga ihn aufsuchen, weil mein Protest in der Missionsfache von „unberechenbarer Tragweite“ sei und eine mündliche Besprechung notwendig, ehe die Behörde eine offizielle Verfügung trifft. In der Veranlassung bleiben wir die Nacht nicht in Talsen, sondern

fahren heute abend noch weiter Gott behüte Euch und Euer süßes Kind! Auf der Fahrt haben wir mit innigem Dank alles dessen gedacht, was der Herr in diesem Sommer an uns und an Euch getan hat, und Mama meinte, es sei so viel des Guten, daß wir gern auch das hinnehmen müssen, was etwa nicht nach Wunsch in Pebalg passiert sein sollte; und nun entnehmen wir aus Alwines Schreiben, daß auch zu Hause alles gut steht! Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich! Die Missionsfache macht mir Sorge. Ich kann nicht zurück, und das Konsistorium kann nicht zurück. Von einer mündlichen Besprechung erwarte ich nicht viel. Dieselbe wird nur darüber entscheidend sein, ob ich zur Synode fahren werde oder nicht. Morgen früh um 9 Uhr sind wir in Riga. Ich will direkt zu Hollmann. Wenn ich ihn nicht finde, soll ich mit den Assessoren B. und O. verhandeln. Gott führe alles zum guten Ziel, daß sein Reich gebauet werde.“

An die Tochter:

Neu-Pebalg, den 19. September 1889 . . . „Gerne würde ich Dir das Schriftstück senden, in welchem wir den Standpunkt der Synode in der Missionsfache formuliert haben. Es ist aber zu lang, um als Einlage in diesen Brief zu dienen. Paul wird es wohl auch in Mitau gelesen haben, ich schickte eine Abschrift an Seesemann und hoffe, daß die kurische Synode inhaltlich sich unser Votum aneignen wird. Der kurze Inhalt ist der: 1. Wir konstatieren den Gegensatz, in welchem das Missionsverbot zum Missionsbefehl des Herrn steht, 2. wir erkennen den Missionsbefehl des Herrn voll und ganz an, und sprechen die Zuversicht aus, daß nach Beseitigung der durch den Konsistorialbefehl veranlaßten Mißverständnisse, unser Konsistorium mit uns ganz einig ist. 3. Wir weisen die heillose

Verwirrung nach, die das Missionsverbot in Pastorenkreisen und bei den Gemeinden hervorgerufen. 4. Wir sprechen die Erwartung aus, daß unser Konsistorium die nötigen Schritte tun werde, um die Aufhebung des ministeriellen Verbotes herbeizuführen. 5. Wir erklären, daß wir trotz desselben nicht aufhören werden die Reichs Sache des Herrn durch Predigten, Missionsstunden, Fürbitte und Annahme freiwilliger Missionsgaben zu fördern. 6. Um der Aktion des Konsistoriums und einer gesetzlichen Entscheidung nicht vorzugreifen, wollen wir uns vorläufig der Feier großer Volks-Missionsfeste und der öffentlichen Aufforderung zu Missionskollekten enthalten. 7. Wir ersuchen den Generalsuperintendenten, diese unsere Stellung zur Kenntnis des Konsistoriums zu bringen und dasselbe zu veranlassen, daß es uns bald eine gesetzliche Regel und Norm für unser Verhalten gebe, der wir mit gutem Gewissen folgen können.

— Das der kurze Inhalt und das Resultat unser Beratungen! Mündlich ließen sich viele interessante Einzelheiten der zweitägigen Missionsdebatte berichten. Schriftlich würde das aber zu weit führen. Jedenfalls hat das Konsistorium eine scharfe Kritik erfahren und wird sich hüten, in Zukunft einen so äußerlich gesetzlichen, bureaukratischen Beamtenstandpunkt einzunehmen. Wahrhaft erhebend war die volle Einmütigkeit und Einstimmigkeit, mit der die Synode sich zu dem obigen, von mir verfaßten Schriftstück bekannte. Hollmann war so überwältigt, daß er zum Gebet aufforderte, und der Worte nicht mächtig, in Tränen ausbrach.

— Auch in der Frage der Behandlung der Rekonvertierten kam die Synode zu völliger Einstimmigkeit, indem sie sich die Erklärung des Wendenschen Sprengels, die ich Euch im Sommer vorlas, aneignete. Mit den Resultaten der Synode können wir also sehr zufrieden sein, aber die persönliche Autorität des Generalsuperintendenten ist dahin. Hollmann hat gut geleitet, die Diskussion richtig und klar

zusammengefaßt, auch jeden zu Wort kommen lassen; aber indem er die gesetzliche Autorität seines Amtes immer und überall in den Vordergrund stellte und geltend zu machen suchte, hat er nach vielen Seiten hin verletzt und ein persönliches Verhältnis unmöglich gemacht. Daß ist ein Schade, der schwerlich gutgemacht werden kann, wenn nicht Gott der Herr in heißer Trübsalsglut das spröde Metall zusammenhämmernd und zusammenschweißt; schwerer Trübsal aber gehen wir entgegen, und ich kann nicht leugnen, daß es mir, als ich in der Missionsfache dem Konsistorium den Gehorsam kündigte, eine gewisse Beruhigung gewährte, zu denken: Werde ich vom Konsistorium abgesetzt, so bin ich aus der Hitze des Kampfes befreit, dem wir entgegengehen, und die weite Welt steht mir offen. Nun heißt es aber: ‚Halte aus! Gottes Volk halt deine Treu!‘ Sonntag habe ich das Missionsverbot des Ministers und unsere Stellung zu demselben in einer von der Synode gebilligten Fassung der Gemeinde bekannt gemacht. Viele haben es nicht verstanden, sondern nur herausgehört, was ihrem fleischlichen Sinn bequem war. Wie verlautet, steht demnächst die Suspension von 45 Pastoren in Aussicht. Die Hoffnung auf eine Wendung der Verhältnisse noch im Laufe dieses Herbstes habe ich aufgegeben, und nur die sehnsüchtige Frage ist geblieben: ‚Hüter, ist die Nacht nicht hin?‘ — Von der Synode habe ich einen gründlichen Katarrh nach Hause gebracht, der sich eben jetzt zu lösen beginnt. Arbeit gibt es genug, namentlich viele Schreibereien, zu denen ich, soviel es geht, den Küstergehilfen W. benutze. Viele Schreiben sind aber derart, daß ich sie ihm nicht anvertrauen kann. Mama ist rührig in der Wirtschaft, heiter und fröhlich und guten Mutes im häuslichen Leben, mit einem Wort, der Sonnenschein unseres einsam gewordenen Pastorates. Schön ist es, daß sie an Magda Ehlers eine gleichgestimmte Gesellschafterin hat. Auch Fritz, der seit

acht Tagen hier ist, ist uns ein lieber und munterer Hausgenosse. Morgen will ich mit Mama nach Seßwegen fahren, wo ich den Stiftungstag der Livonia zu feiern hoffe. Das ist auch so eine Jugendtorheit, von der ich nicht lassen kann. ‚Alter schützt vor Torheit nicht!‘ Komisch war es mir, daß ein Kandidat, der sich mir auf der Synode vorstellen ließ, seine Verwunderung aussprach über meine ‚noch jugendlich schlanke Gestalt.‘ Beschämend aber ist es für mich, daß ich mich wiederum darauf ertappe, in diesem ganzen Briefe von mir und von mir und wieder von mir geschrieben zu haben, während vieles andere, was Dich interessieren würde, unberührt geblieben ist, und nun auch bleiben muß, da ich schließen muß. Küsse Dein Töchterlein von mir! Sei selbst geküßt und ans Herz gedrückt, Du mein teures Kind! . . . Am 11. Oktober feiern wir Annings Jubiläum; am 15. Oktober beginne ich die Vorschule der Konfirmanden. Auch eine Kirchenvisitation soll noch in diesem Herbst vorgenommen werden, aber wann? Heute ist so schönes Wetter, daß ich gern ein fröhliches Jagden mitmachen würde. Meine Kartoffelernte ist sehr gut und bereits verkauft, zum Teil auch schon abgeliefert. Mama betreibt einen schwunghaften Obsthandel und hat eine Pflanzung von Einden, Ahorn usw. im Wäldchen vorgenommen.“

An einen Freund:

Neu-Pebalg, den 28. November 1889. „Obgleich heute keine Post nach Wenden geht, so kann ich es doch nicht unterlassen, Dir gerade heute zu schreiben, — heute am Jahrestage des Privilegiums Sigismundi Augusti, — heute, wo in Livland der magistratus germanicus zu Grabe getragen wird. Von einer Schar lettischer Kinder, die ich heute zur Überhörung versammelt hatte, ließ ich mir vorsingen: ‚Ein feste Burg ist unser Gott,‘ und habe mich dabei gestärkt in dem Bewußtsein und der Überzeugung,

daß Recht doch Recht bleiben wird und dem werden alle frommen Herzen zufallen. Wilhelm von Oranien sprach in den Tagen der allergrößten Noth: ‚Solange noch Holländer leben, ist Holland nicht verloren.‘ Mein lieber alter Bruder! Das Wort wollen wir auch uns gelten lassen: ‚Solange noch Eivländer leben, ist Eivland nicht verloren!‘ Unsere Aufgabe wird es von nun an sein, dafür zu sorgen, daß das Geschlecht der ‚Eivländer‘ nicht ausstirbt, wobei uns der Apostel Paulus, Röm. 2, 28, 29, den rechten Maßstab an die Hand geben mag. Nicht livländisches Fleisch ist uns nütze, sondern Geist, Geist, Geist und wieder Geist! Begeisterung für Wahrheit, Recht, Freiheit, — Mut, Ausdauer, Geduld, Treue, — Treue im Arbeiten, im Leiden, im Beten, im Glauben, im Hoffen. Wir sind geknebelt und zu Boden geworfen, aber noch liegen wir nicht im Sumpf, sondern auf heimatlicher Erde; und die Berührung mit der Heimerde muß uns wie einst dem Antäus die Kraft verdoppeln, bis die Fesseln von selbst reißen, und wir in neuer Kraft und neuem Geiste das alte zertrümmerte Eivland wieder bauen, herrlicher als zuvor. Unseren Feinden fehlt gerade alles das, was zu einer bleibenden, dauernden Beherrschung nötig ist; sie versuchen es jetzt durch brutale Gewalt, den Mangel sittlicher Fähigkeiten und Kräfte zu ersetzen; sie sind trunken im Gefühl eines mit ehrlosen Mitteln errungenen Sieges. Der physische und moralische Jammer wird nicht ausbleiben. Bis dahin gilt uns das Wort: ‚Durch Stillesein und Harren werdet ihr stark sein.‘ Ich weiß, wie schwer es ist, mit wundem Herzen und kochendem Blute stille sein; ich weiß, daß es Dir, alter Bruder, doppelt schwer sein wird. Eben darum schreibe ich dieses, und schreibe es gerade Dir, weil wir in diesem Stücke gleich fühlen und empfinden. Wäre ich nicht bis Weihnachten gebunden, so käme ich nach Wenden. Weißt Du nichts besseres, so komm nach Pöbals. Eivländische

Gastfreundschaft und alte Liebe, die nicht rostet, wollen wir Dir bieten, und auf mehr wirst Du nicht Anspruch machen. Du bist uns jederzeit willkommen. Meine Frau, die viel an Kopfschmerzen leidet, grüßt Dich herzlich. Wir würden uns freuen, Dich gerade in den Weihnachtstagen bei uns zu haben. In treuer Liebe reicht Dir die Bruderhand

Dein alter

E. K.

„Im Oktober kehrten beide Pflegetöchter, Lulu und Miling, wieder zu uns zurück, und das stille Leben im Hause kam wieder in seinen altgewohnten, regelmäßigen Gang. Je rauher das Herbstwetter draußen wurde, um so behaglicher sammelte sich der kleine Familienkreis wie sonst um den großen Tisch im ‚blauen Zimmer‘, und bei fleißiger Arbeit und guter Lektüre vergingen die Tage und Wochen in ungetrübtem, geselligem Zusammensein. Wöchentliche Leseabende mit den nächsten Nachbarn brachte eine angenehme, anregende Abwechslung in das häusliche Stillleben. Der fast posttägliche Briefwechsel zwischen hier und Irben war ein Spiegel der reichsten und reinsten Freude an dem Gedeihen der kleinen Hedwig und ließ die mancherlei Sorgen, die hüben und drüben nicht ausblieben, immer wieder wie Schatten vor der Sonne verschwinden. Je näher das Weihnachtsfest kam, um so eifriger rührten sich die fleißigen Hände, bis die Weihnachtslade sich füllte mit viel nützlichen, zierlichen Sachen und Säckelchen. Was kunstgeübte, weibliche Hände gefertigt hatten, das mußte sorgsam verpackt werden, um an den Ort der Bestimmung zu gelangen. Dazu ließen sich auch ungeschickte Männerhände benutzen; auch das war wieder Lust und Freude, und in manches Päckchen versteckte sich, ehe dasselbe seine Reise in die weite Welt antrat, ein launiger Vers als Geleitsbrief. In der ganzen weiten Welt blieb aber Irben das

beliebteste Reiseziel der von Neu-Pebalg abgehenden Sendungen.“

An die Tochter.

Neu-Pebalg, Pastorat, den 6. Dezbr. 1889.

„Mein liebes Kind! Ob Influenza aus Faulheit oder Faulheit aus Influenza kommt, soll ärztlich noch nicht ganz entschieden sein. Jedenfalls habe ich einen faulen Tag, den ich zum Brieffschreiben benutze, und da treibt es mich denn, Dir heute nicht nur durch Mama einen herzlichen Gruß zu sagen, sondern Dir selbst zu schreiben, wie lieb ich Dich habe, wie ich täglich Dein gedanke, mich nach Dir sehne und mich der guten Nachrichten freue, die wir bisher von Euch erhalten haben. In die Liebe zu Dir und in den Gedanken an Dich ist aber selbstverständlich auch eingeschlossen Dein Paul und meine Hedwig. Gott behüte Euch, ihr lieben Drei vor Krankheit und schenke Euch ein himmelfrohes Weihnachtsfest. Mein Mariechen! In der Liebe zu Deinem Kinde verstehst Du jetzt auch zu würdigen das Weihnachtsglück der Maria in Betlehem; und in ihrem Kinde ist uns für alle Zeiten geoffenbart das Geheimnis der ewigen Gottesliebe, die uns und unsere Kinder glücklich macht. Kennst Du den paradoxen Ausruf Augustins: ‚O selige Schuld, die uns einen solchen Heiland verschafft hat!‘ Das ist menschlich und törricht geredet; und doch ist diese menschliche Torheit voll göttlicher Wahrheit! — Mein lieber Paul! Da wir beide Pastoren sind, so ist leider für alle Zeit die Hoffnung ausgeschlossen, daß wir einmal zusammen Weihnachten feiern. Um dieses Grundes willen bedaure ich noch heute, nicht Generalsuperintendent geworden zu sein. Torheit! Als ob ein Generalsuperintendent dazu da wäre, um mit seinen Kindern Weihnachten zu feiern! Nein, wir wollen getrennt Weihnachten feiern, aber uns gemeinsam der Weihnachtsbotschaft freuen, und an unserem Teil verkündigen die ‚große Freude, die allem Volk wiederfahren ist‘, bis wir in den

Chor der himmlischen Heerschaaren werden einstimmen können: ‚Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen‘. — Über die neue Wendung in der Missionsfache werdet Ihr Euch auch freuen. An eine Umkehr von dem Wege kirchlicher Bedrückung und an ein Aufgeben der Deutschenheze glaube ich nicht. Man hat uns einmal zu den Toten geworfen und will uns nicht auferstehen lassen. Wir aber glauben und wissen, daß die Auferstehung dennoch kommen wird. — In Gedanken trage ich mich mit einer Arbeit über den ‚Missionsberuf der christlichen Kirche‘, die ich, falls ich nicht fertig werden sollte, in Thesenform auf der Wendenschen Konferenz vorbringen will. Wenn Gott es gestattet, will ich im Januar nach Dorpat, um mir dort geistige Erfrischung und Anregung zu holen. Große Freude macht mir jetzt das Lesen des Römerbriefes mit Hilfe des Hofmannschen Kommentars. Aber es geht nur sehr langsam vorwärts. Seit dem ersten Advent habe ich angefangen, über die Episteln zu predigen. Bei der Vorbereitung der Konfirmanden gewährt mir das eine Befriedigung, daß dadurch dem Inspektor die Repetitionsschule, nach der er eben seine Finger ausstreckte, vor der Nase weggenommen ist. Leider wird die Vorlehre nur etwa von der Hälfte der Kinder besucht; aber einen Zwang kann und will ich nicht üben.“ — —

An einen Freund:

Den 28. Februar 1890 . . . „Herzlichen Dank für Deinen lieben Brief, auch im Namen meiner Theophile, die am 3. März 50 Jahre alt wird. Ich kann nicht anders, als mit herzlichem Dank gegen Gott zurückblicken auf den Weg, den ich mit ihr zusammen zurückgelegt; und über die Pforte des Weges, der kurz oder lang noch vor uns liegt, schreibe ich die Worte: ‚Erfahrung bringt Hoffnung, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden‘ . . . Du hast in

dieser Zeit ein nach innen gewandtes, kontemplatives Leben geführt. Fast könnte ich Dich darum beneiden. Es ist ein verzweifelttes Gefühl, an einen Wagen gespannt zu sein, der den Abhang hinunterrollt; es hilft nichts, sich dagegen zu stemmen; man wird doch schrittweise mitgerissen, ohne sich ausspannen zu können. Und doch fühle ich ganz mit Dir, wie schwer es ist, ausgespannt zu sein und nicht mehr halten und stemmen zu können. Und doch werden wir auch in Zukunft zusammenstehen, zusammenhalten, zusammenstemmen, und im Unterliegen zusammen singen: Unverzagt und ohne Grauen, soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen! Gott segne Dir und mir und unserer Heimat die Passionszeit, in der wir im doppelten Sinne stehen. Auf die Passion folgt Ostern, ja ohne Passion gibt es kein Ostern: ‚Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bringt es keine Frucht!‘ Mein lieber Bruder! Nacken steif und Stirn gen Osten! Das soll bis zum letzten Atemzuge unsere Stellung bleiben! — Der harte Schlag in Gologowsky (der Tod einer Schwägerin) hat auch uns mit getroffen. Wenn Gottes Hand so gewaltig hineingreift in unser Leben, plötzlich all unsere eigenen Gedanken verwirrt, unsere Pläne kreuzt und zuschanden macht, und aus den gewohnten Wegen und Geleisen heraushebt und ins Dunkel stellt, — so will er, daß wir uns hineinglauben, hineinbeten, hineinleben in seine Gedanken und Wege, für die es kein Verständnis gibt außer in Christo, dem Gekreuzigten und Auferstandenen. — Ein Lichtpunkt für die nächsten Monate ist uns die Hoffnung, nach Pfingsten Marie mit ihrem Kinde bei uns zu erwarten. Theophile geht es jetzt, Gottlob, recht gut. Auch ich bin gesund, bisweilen unwirsch und zornmütig, im allgemeinen aber liebe- und freundschaftsbedürftig. Wann sehen wir uns wieder? Komm! ich habe guten Kognak und groß Verlangen nach Dir!“ — —

An die Tochter:

Den 30. März 1890, Charfreitag nachmittag.

„Heute haben wir, wenn auch räumlich getrennt, doch vereinigt unter dem Kreuze unseres Heilandes gestanden mit dem Bekenntnis: ‚Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen‘. — Meine Gedanken sind viel bei Euch, Ihr lieben Kinder; ja, ich denke täglich an Euch und bete für Euch, und freue mich der Hoffnung, Euch im Sommer hier in Pebalg wiederzusehen. Du hast ganz recht, mein liebes Kind, wenn Du Dein Kommen hierher als eine große Freude bezeichnest, deren Erfüllung Du mir zum Geburtstage wünschest. Hab Dank für Eure Wünsche und Briefe und Liebe! ... Ich bin herzlich froh und dankbar, daß die Konfirmandenlehre der lettischen Knaben beendet ist. Sie kostet immer nicht nur ein Stück Stimme, sondern auch ein Stück Lebenskraft. Wer wollte dieselbe nicht gerne hingeben, wenn dadurch etliche Seelen dem zugeführt werden könnten, der sein Leben, sich selbst für uns hingegeben hat! Ich glaube ja wohl, daß Gottes Wort nicht leer zu uns zurückkehrt, und daß manches Samenkorn vielleicht später noch keimen wird; aber im ganzen kann ich nicht anders, als mit dem Propheten Jesai ausrufen: ‚Wer glaubt unserer Predigt, und wem ist der Arm des Herrn offenbart!‘ Es wirkt so unendlich vieles zusammen, um die Wirkung des Wortes Gottes zu hindern. Das schlimmste Hindernis ist aber die eigene Trägheit und Bequemlichkeit. Heute haben wir das heilige Abendmahl gefeiert; ich mußte es mir selbst reichen. Bereits Dienstag benutzte ich Aunings Besuch hier, um mich von ihm absolvieren zu lassen. Die Beichtrede hielt ich über das Wort Christi: ‚Es ist vollbracht!‘ Ja, Gott Lob, alles, alles ist vollbracht, so daß wir nur im Glauben aus der Fülle zu nehmen haben Gnade um Gnade ... Zum 17. April will

ich nach Dorpat, um im Namen des Wendenschen Sprengels dem Professor Alex. v. Oettingen ein herzliches Wort des Dankes, der Anerkennung und Liebe zu sagen an dem Tage, wo er nach 35 jähriger Lehrtätigkeit sein Amt niederlegt. Am 30. April beginnt die lettische Mädchenlehre. Die Zeitungen melden die Aufhebung der städtischen Konsistorien. Wir gehen einer schweren Zeit entgegen. In dieser Woche werden elf livländische Pastoren vor dem Rigaschen Bezirksgerichte zu erscheinen haben, um ihr Urteil zu empfangen. Pastor A. ist zu 1 Jahr Gefängnis verurteilt und Verlust einiger Rechte. Auch den Rekonvertierten selbst geht man jetzt zu Leibe. Ich habe in dieser Zeit sehr viele amtliche Schreibereien gehabt und bin recht müde. Es ist bitter schwer, sich in seiner eigenen Heimat als entrechteten und ausgestoßenen Fremdling ansehen zu müssen. Gott der Herr läßt allmählich ein Band nach dem anderen zerschneiden, das uns an die irdische Heimat fesselt. Um so stärker zieht der Herr uns zu sich, und wir wollen uns von ihm ziehen lassen . . . Die Befürchtung, die Du leztthin andeutetest, als könnte ich aus Debalg weggerufen werden, ist unbegründet. Weder wird man mich rufen (ich bin für jeden Posten ein „bestätigungsunfähiger“ Mann), noch auch würde ich einem Rufe folgen; es müßte denn sein, daß die an den Kilimandscharo auswandernde livländische Kolonie mich dorthin als Pastor ruft. Da das nicht wahrscheinlich ist, so bleiben wir in Debalg, bis der Herr ruft, und werden uns unendlich freuen. Euch, lieben Kinder, in diesem Sommer hier zu haben.“ —

„Die große Freude, mit der Theophile diesem Besuch der Kinder entgegen sah, fand lebhaften Ausdruck in einem Brief, den sie am 20. April nach Irben schrieb: O, wie köstlich wird es sein, Euch erwarten zu können und schon nach fünf Wochen! Das Herz wird mir bei diesem Gedanken ganz weit und voll; leider habe ich in diesen Tagen

Papa nicht hier, dem ich es ausschütten, mit dem ich meine Freude und Hoffnung teilen kann. Es ist jetzt so köstliches Sommerwetter, alle Knospen schwellen und springen, alles fängt an zu grünen und zu blühen, daß man nicht weiß, wie es noch im Mai werden soll mit aller Pracht, mit allem Jubel, aller Freude, Dich, Du unser Debalgsches Kind, wieder hier zu haben in Deiner alten Heimat! Alle Räume, alle Bäume, Wald und Garten können ihre Freude nicht mehr für sich behalten; sie bricht hervor mit Knospen und Blättern ans helle Sonnenlicht, und strömt aus im Frühlingsduft! Gott segne und behüte Euch alle bis dahin, erhalte Euch gesund und geleite Euch unverfehrt hierher! — Am 27. Mai trafen die Lieben mit ihrer kleinen Hedwig wohlbehalten bei uns ein, und drei Wochen lang durften wir in ungetrübtem Glück das Beisammensein genießen, uns an dem lieblichen Gedeihen unseres Großkinds, an seiner fröhlichen Lebhaftigkeit und schelmischen Zutätigkeit erfreuen. In dieselbe Zeit fiel die Wendensche Sprengelsynode, die in Neu-Debalg gehalten wurde, und brachte, wie in früheren Jahren, trotz der bösen Zeit, die über Land und Kirche gekommen war, Leben, Anregung, Erquickung und Fröhlichkeit ins Haus. Eine besondere Freude war es uns, daß Marie dabei Gelegenheit hatte, alle die Männer wiederzusehen, die sie von Jugend auf kannte, und denen sie eine treue Anhänglichkeit bewahrt hatte. — Am 17. Juni kehrten die Kinder, von uns bis Riga begleitet, wieder in ihr fernes Irben zurück. Theophile folgte ihnen dorthin, von Miling begleitet, am 19. Juli, um, wie im Sommer vorher, der Tochter mit mütterlicher Liebe zur Seite zu bleiben. Am 6. August 1890 wurde das zweite Großkind geboren, abermals eine Tochter, und am 3. September von mir getauft. Den Tert der Taufrede bildete Psalm 128: Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen gehet. Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit; wohl dir, du hast es gut.

Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, deine Kinder wie die Ölweige um deinen Tisch her. Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet. Der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du sehest das Glück Jerusalems dein Lebenlang und sehest deiner Kinder Kinder. Friede über Israel! Miling blieb in Irben, Theophile kehrte müde und angegriffen nach Hause zurück, ohne zu ahnen, daß es der letzte Abschied war, den sie von Kindern und Großkindern genommen.“ —

An seine Frau:

Den 7. August 1890. „ . . . Während ich schreibe, liegt eben Hedwigs Bild vor mir. Breit aus die Flügel beide, o Jesu meine Freude und nimm dies Küchlein ein'. Wie wir uns jetzt dieses Kindes freuen, so haben unsere Eltern sich einst unser gefreut. Was ist seitdem aus uns geworden? Ein paar alte Menschen, die gelebt und geliebt, viel gesündigt und viel Gnade erfahren haben, und durch Gottes Gnade noch leben, einander lieben, und trotz aller Unliebenswürdigkeit sich doch aneinander und miteinander freuen und bekennen müssen: Wir sind viel zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die der Herr an uns getan hat und noch tut, und tun wird bis ans Ende! Der Segen unserer Eltern und Großeltern und ihre treue Liebe hat uns begleitet, und werde, gemehrt durch unsere Liebe, das Erbe unserer Kinder und Großkinder! Ich bin in diesen Tagen früh heraus gewesen, um doch einmal wenigstens selbst zu übersehen, was und wie in Feld und Garten, in Stall und Riege gearbeitet wird . . . — In voriger Woche machte ich einen weiten Ritt (28 Werst) nach Saußgalw zu zwei Kranken, bin auch einmal mit Benno auf die Lurten gegangen und schoß dort zwei Schnepfen . . .“ —

Den 14. August 1890. „ . . . Ich habe in dieser Zeit sehr fleißig gearbeitet, und bin Sonnabend endlich fertig

geworden mit der Umarbeitung meines Vortrages über ‚den Missionsberuf der Kirche‘. Derselbe soll nun vollständig verändert unter dem Titel: ‚Die Kirche auf ihrem Wege zum Ziel‘ in den Mitteilungen erscheinen, vorher aber teilweise auf der livländischen Synode Verwendung finden. Ich glaube, die Arbeit ist jetzt gut gelungen und wäre auch für die ausländische ‚Neue Zeitschrift‘ brauchbar, wenn nicht die ‚Mitteilungen‘ der Gefahr des Hungertodes ausgesetzt wären. Da ich doch quasi Pflegevater dieses schwächlichen, blutarmen Geschöpfes bin, so wäre es nicht fein, ein frisch gebackenes Laib Brot über die Grenze zu schicken. Meine Gedanken und Pläne sind oft zu weit in die Ferne geschweift, und das Nächstliegende ist dabei zu kurz gekommen. Nun scheint es aber als wolle Gott mich aus der Weite in die Enge führen, und ich bin bereit, mich führen zu lassen, werde darum auch ohne Herzbrechen auf die kurische Synode verzichten. Jetzt bin ich beschäftigt mit dem Missionsbericht für die Synode. Sollte ich damit vor der Reise nach Irben nicht fertig werden, so nehme ich die unfertige Arbeit mit, um sie, wie im vorigen Jahr, dort zu beenden. . . . Ich bin eine stumpfgewordene Sense, mit der man nur langsam erntet. Auch die Ernte auf dem Felde geht langsam vorwärts im Vergleich zu dem raschen Reifen aller Feldfrüchte. Da meine Wirte, Häfstner und andere Schuldner gar keine Anstalten machen, ihren Verpflichtungen nachzukommen, so habe ich mich entschlossen, zunächst die Säumnigsten beim Friedensrichter zu verklagen, stehe aber ratlos vor den russischen Formalien, die beobachtet werden müssen. Gestern ging ich auf einige Stunden mit Tom (Hühnerhund) in den Wald, verpudelte einen Birkhahn und schoß zwei Schnepfen. Ein Katarrh, den ich mir vor 14 Tagen auf einem stark verregneten Ritt zu einem Kranken geholt, belästigt mich. Ich bin müde vom Arbeiten und freue mich auf die Ruhe in Irben. Heute ist eine starke offizielle Korrespondenz zu

erledigen. Daher schließe ich und befehle Dich nebst Kindern und Großkindern in Gottes Obhut.“ — —

An seine Kinder:

Den 11. Dezember 1890. „. . . Eine große Freude ist es mir, daß Du, mein Herzenskind, so fröhlich und freudig bist. Gott erhalte Dich so! ‚Unter seinen Schirmen, ist man von den Stürmen aller Feinde frei‘. . . Mein lieber Paul, wie reich bist Du in diesen Jahren geworden! Laß die Liebe zu den Kindern Dir eine Predigt und Auslegung der Liebe Gottes sein, die uns in der Krippe zu Bethlehem erschienen ist. Laß Dir die Weihnachtsfreude nicht trüben, weder durch wirtschaftliche Sorgen, noch durch die Ungewißheit über die Entscheidung Deiner Klagesache. ‚Alle Eure Sorge werfet auf Jhn, denn Er sorget für Euch!‘ Ihr habt heute wohl auch nach dem Stark’schen Wegweiser Jonas 2 gelesen, ein Gebet aus der Tiefe. Wie schön, daß wir uns täglich an derselben Quelle des Wortes Gottes zusammenfinden und stets aus derselben Stelle Frieden und Freude, Trost und Stärkung schöpfen! — Mich trieb es, Euch noch vor Weihnachten zu schreiben, und Euch zu sagen, wie ich mich mit Euch freue, mit Euch danke und mit Euch lebe. Heute abend will ich die weite Reise nach Reval antreten. . . Singt Ihr auch Adventslieder? Bei uns sind sie leider in diesem Jahr ziemlich verstummt. Eulu, die einzige Sängerin, ist viel heiser. Es kommt aber noch die Zeit, wo auch die heiseren und verbrauchten Stimmen in neuen Tönen und mit neuen Stimmen singen werden von der Gnade Gottes die allen Sündenschaden heilt und alles Übel aus der Welt schafft. Mein liebes Mariechen! Gerne würde ich Dir zu Weihnachten eine Abschrift meiner Predigt schicken, die ich in Reval halten will: ‚Den Armen wird das Evangelium gepredigt!‘ Vielleicht liestest Du sie später einmal. Das ist das wunderbare Geheimnis des Evangeliums, daß alle,

die es hören und zu Herzen fassen, arm werden, so arm, daß sie nichts haben als das Zöllnergebet: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ und den Seufzer Pauli: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes!“ — und doch zugleich reich werden, so reich, daß Erde und Himmel zu ihrer Verfügung steht, und Zeit und Ewigkeit nur das Gefäß ihrer unvergänglichen Freude sind, die niemand von ihnen nehmen kann . . . — Die Visitation in Wenden hat mir vor und nach derselben viel Arbeit gemacht; ich glaube aber nicht vergebens gearbeitet zu haben und hoffe, daß die Frucht davon V. und der Gemeinde zugute kommen wird. Die beiden lettischen Vorlehren sind beendet. Ich habe das Gefühl, allmählich die Grenze gefunden zu haben, innerhalb deren sich die Lehre zu halten hat, und verspreche mir Segen von derselben. In der Gemeinde sieht es recht wüste aus, — keine Zucht, keine Ordnung, keine Gottesfurcht, die Armenhäuser, namentlich das Neu-Debalsche, nicht nur Jammerstätten, sondern auch Stätten der Gottlosigkeit. Die Schulen habe ich alle besucht und mich überzeugt, daß die Russifizierung derselben nur das negative Resultat gehabt hat, die bisherige Schuldisziplin zu lockern, aber sonst die Kinder auch nicht um ein Haar breit dem Russentum näher gebracht hat. Unser Kirchenvorsteher schwebt wie ein Geist über den Wassern, ohne Ordnung in das Chaos bringen zu können. — Du schreibst, mein Kind, von einem Adjunkten, den ich nehmen solle, — wo ist ein solcher zu haben? . . . Selbst wenn ich einen fände, so verstehe ich bis jetzt noch nicht, mir helfen zu lassen, und wenn ich auch bisweilen mehr zu tun habe, als gut ist, so freue ich mich doch auch der vielen Arbeit, und will wirken, solange es Tag ist.“ —

Den 31. Dezember 1890. „In der letzten Stunde des alten Jahres möchte ich Euch alle nochmals an mein Herz ziehen, Euch alle grüßen und küssen, Euch segnen und

Euch der treuen Fürsorge Gottes befehlen, der verheißen hat: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erlöser.“ Gott mit Euch, Ihr meine Lieben und Liebsten! Gott mit Euch, den Großen und mit Euren Kleinen! Gott mit Euch in guten und bösen Tagen, in Leid und Freud! „Bis hierher hat der Herr geholfen!“ Eben haben wir eine köstliche Sylvesterpredigt über dieses Wort gelesen. Ihr lieben Kinder habt heute das heilige Abendmahl gefeiert. Nun fröhlich vorwärts in Jesu Namen! — Wie haben Eure Briefe uns alle erfreut und erquickt! Sie sind so voll Freude, voll Liebe, voll Dank, und das alles ist nur der Widerschein, der Abglanz der großen Freude, die Gott allem Volk hat verkündigen lassen, daß er selbst unser Heiland geworden, der großen Liebe, die in Christo gesiegt hat über Sünde, Leid, Noth und Tod und als leuchtende Sonne aufgegangen ist, um nie wieder unterzugehen, des Dankes, der in den Lobgesängen der himmlischen Heerschaaren fortklingen wird in alle Ewigkeit, der auch in unseren Herzen und auf unseren Lippen nie verstummen soll. — Eure lieben, herzigen Briefe haben die brennende Sehnsucht geweckt, Euch alle wiederzusehen! Ich habe es flüchtig überdacht, glaube aber nicht, daß es sich ausführen läßt. Die weite Winterreise ist für Mama doch gar zu beschwerlich, und ohne Mama käme es mir wie ein Unrecht vor, wie ein Raub, den ich an ihr begehen würde . . . Eben hat die Uhr zwölf geschlagen; wir sind bereits im neuen Jahre. Möge es Euch und uns und all unseren Lieben, ja auch unserem Lande und unserer Kirche ein Jahr gnädiger Heim-suchung werden!“

Aus den Aufzeichnungen:

„Pastor Treu von Irben war schon vor mehreren Jahren angeklagt worden, in seiner Gemeinde von der

Kanzel eine Rede gehalten zu haben mit dem Zweck, die Gemeindeglieder vom Übertritt zur griechischen Kirche zurückzuhalten. Obgleich er in erster Instanz von der obersten Provinzialbehörde freigesprochen war, schleppte sich die Anklage gegen ihn von Jahr zu Jahr weiter in den höheren Instanzen der russischen Reichsbehörden. Inzwischen hatte er sich mit unserer Tochter Marie verlobt. Sie war seine Frau geworden mit dem Bewußtsein, das Urtheil mit tragen zu müssen, daß ihren Mann treffen werde. Es hieß, daß die Sache im Herbst 1890 endlich bei der obersten Appellationsinstanz ihre Erledigung finden werde. Obgleich das Urtheil erst im Februar 1891 dem Beklagten amtlich eröffnet und allsobald auch vollzogen wurde, so verlautete doch schon im Oktober 1890, er sei zu zwei Monaten Gefängnis verurtheilt. In solcher Veranlassung schrieb die Mutter ihrer Tochter: „Den 2. November 1890. Um des Herrn willen müßt ihr leiden, Ihr geliebten Kinder, nicht um eigener Schuld und Sünde willen. Daß ist etwas Großes, darin liegt eine unendliche Fülle des Trostes und, so Gott will, auch der Kraft und Freudigkeit für Euch und für uns; denn daß wir ganz mit Euch tragen und leiden, das ist ja selbstverständlich. Der Herr wird das Kreuz und Leiden solch ein Ende gewinnen lassen, daß es zu unserem Heil und zu unserer Seligkeit gereicht. Gedenkt an seine Verheißung: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr. Selig seid Ihr, wenn Euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übels wider Euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost, es wird Euch im Himmel wohl belohnet werden“ (Matth. 5, 10—12). Diese Glaubensgewißheit haben, das ist köstlich; was können uns Menschen tun, wenn der Herr mit uns ist!“ —

„Seit dem Frühjahr 1890 hatte das alte Übel, an dem Theophile schon seit Jahren litt, sich stärker als bisher

fühlbar gemacht. Obgleich sie mit großer Willenskraft sich nicht nur aufrecht hielt und in gewohnter Weise in ihrem Haushalt bewegte, so wurde sie doch nur selten frei vom Druck eines körperlichen Unbehagens, das ihr jede Tätigkeit erschwerte, sie oft müde und abgESPANNT machte und ihr häufige Kopfschmerzen verursachte. Zu Zeiten konnte sie gar nicht oder nur mühsam gehen und seufzte dann über die ungewohnte Untätigkeit. Aber immer wieder richtete der Herr sie auf, sie wurde wieder guten Muts und hat denselben herrlich bewährt auch in ihrer letzten Krankheit und in ihrem Sterben. — Am 15. Januar hatte sie sich eine heftige Erkältung zugezogen, von der sie auf ihr letztes Krankenlager geworfen wurde. An demselben Tage schrieb sie an ihre Kinder in Irben: ‚Herzinnig danke ich Euch für Eure lieben, herzlichen Briefe, die mein Herz wieder froh und dankbar gemacht haben! Ihr meine geliebten Kinder! Gott segne und behüte Euch und lasse Euch in Eurem häuslichen täglichen Leben manch’ stille Freuden erblühen! Über Euch habt Ihr Gottes schirmendes und leitendes Vaterauge und unseren treuen Heiland Jesus Christus, der Euch liebt und segnet und zu rechten Gotteskindern macht, denen droben ein herrliches Erbe aufbewahrt ist.‘ — Das war der letzte Brief von ihrer Hand, ein letztes Segenswort der teuren Mutter an die fernen Kinder.

„Am dieselben nicht ohne Nachricht zu lassen, zumal zum 6. Februar mit ihnen ein Wiedersehen in Grünhof zum 25 jährigen Amtsjubiläum meines Schwagers Eduard Seraphim geplant war und die Ausführung dieses Planes wesentlich von dem Verlauf der Krankheit abhängig war — berichtete ich ihnen posttäglich über den Zustand der kranken Mutter. Die damals geschriebenen Briefe liegen mir vor. Ihr Inhalt ist ein Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, bis der Herr allem Schwanken ein Ende machte, der

Krankheit ein Ziel setzte und die Kranke genesen ließ zum ewigen Leben.“

An die Kinder:

Den 5. Februar 1891. „Heute morgen um $\frac{1}{2}7$ Uhr hat Gott der Herr unser teures Mutterchen zu sich genommen. Sie ist sanft und selig entschlafen in fröhlichem Glauben und in festem Vertrauen auf die Gnade unseres Herrn Jesu Christi. Sie hat ihre schwere Krankheit still und geduldig getragen, hat viel gebetet, hat ihr vergangenes Leben einer ernsten Prüfung unterzogen, und was sie als sündige Art in sich erkannte, auch demütig bekannt vor Gott und um Vergebung gebeten, hat wiederholte köstliche Bekenntnisse ihres Glaubens an den Herrn Christum abgelegt, hat in rührender Liebe all derer gedacht, die ihr nahe standen, insbesondere Deiner, meine Marie, und Deiner Kinder. Dich und Paul meinte sie nach Euren letzten Briefen möglicherweise heute noch erwarten zu dürfen, fürchtete sich aber doch auch vor der Stunde des Wiedersehens, weil sie sich nicht mehr die Kraft zutraute, die Freude zu ertragen. Dich, mein Miling, hat sie sehr vermißt und sich nach Dir gesehnt. Vorgestern fragte sie mich, ob es nicht sündlich sei, daß sie viel lieber statt zu sterben und bei Christo zu sein, noch bei uns bleiben und leben wolle. Ich sagte ihr: „Nein, das ist nicht sündlich, sondern natürlich; auch hier bist und bleibst du bei Christo, und wenn Er dich bei uns läßt, so tut Er es, um dich und uns desto gewisser zu machen Seiner Liebe, mit der Er uns alle hindurchlieben wird aus diesem zeitlichen Leben ins ewige. Gestern mittag um 12 Uhr feierten wir mit ihr das heilige Abendmahl. Nachher sagte sie: „Der Herr hat mir geholfen, daß ich nun gerne sterben kann. Ach, ich kann Euch, lieben Kinder, nicht alle die köstlichen demütigen Glaubensäußerungen niederschreiben, die in diesen letzten Tagen so schlicht und natürlich aus ihrem Munde laut wurden. Aber

erzählen könnte und möchte ich Euch so viel, so viel. Von ihr zu erzählen, von ihrem seligen Sterben ist wie kühlender Balsam auf die tiefe, schmerzliche Wunde. ‚Mein Liebling‘ — das war eins ihrer letzten Worte, dabei streichelte sie mich so zärtlich mit ihrer treuen Hand Die Beerdigung haben wir auf den 12. Februar festgesetzt. Werdet ihr hier sein können? Ach, ich fürchte nein. Und doch hoffe ich, daß vielleicht Miling noch kommt. O, meine teuren Kinder! Ihr habt die beste Mutter verloren — und mir ist sie in Wahrheit mein bester, mein treuer Kamerad gewesen. Sie ist selig gestorben — das sei und bleibe unsere Freude, unser Trost! Wie wird sie Dir fehlen, mein Herzens-Mariechen! und Dir, Du mein armes, liebes Miling! und wie wird sie mir fehlen und unserem verödeten Pehalg! Nun gilt es, einsam sein, stille sein, arbeiten, warten und das zerrissene Leben im Glauben an Gottes Barmherzigkeit hinnehmen und tragen als ein ‚getröstetes Elend‘, bis ‚der Herr einst die Gefangnen ihrer Bande ledig macht‘. Heute kann ich Euch nicht mehr schreiben — es gibt soviel zu schreiben nach allen Seiten, soviel zu bedenken und soviel zu weinen — und das alles allein, ohne das treue Herz, das mir sonst immer Rat und Stütze und Hilfe war. Lebt wohl, Ihr lieben, lieben Kinder! Erzählt auch Hedwig von der lieben Omama, die nun bei dem lieben Gott ist! Ihr Segen ruhe auf Euren Kindern! Uns wird ihr Andenken ein Segen bleiben und ihr Entbehren ein Zug nach oben werden.“ —

„Ein lieber Freund und Bruder schrieb mir in jenen Tagen: Mit Dir weine ich um Deine und unsere Theophile, mit Dir schaue ich lobend und preisend die Gnade an, die an dem seligen Heimgang Deiner im Herrn starken, treuen Genossin offenbar geworden! — Als die Sterbenden, und siehe wir leben! — Es ist für einen Mann eine hohe Gnade, solch' einen Schatz, wie Deine starke und kindlich gläubige

Frau im Himmel zu haben beim Herrn. Gott sei auch in Dir, Du armer und doch reicher Bruder, stark mit Seinem Troste! Menschenwort ist nichts nütze.“

Am 12. Februar betteten wir sie ins kühle Grab, aber erst am 29. Mai konnte auf ihrem Grabe das Kreuz aufgerichtet werden, welches mit seiner Inschrift kündet, daß es eine Gemeinschaft gibt, die nicht Sünde, nicht Tod zerreißen kann: „So wir im Lichte wandeln, wie Er im Lichte ist, haben wir Gemeinschaft untereinander“ (1 Joh. 1, 7).“

Den Friedensort, wo nun sein Liebstes die letzte Ruhe gefunden hatte, schildert Emil Kaehlbrandt folgendermaßen:

„Aus dem Garten des Pastorates Neu-Debalz führt ein schattiger Waldweg zu dem von hohen Tannen umrauschten Friedhof. Eine eiserne Gitterpforte führt in den von einer Mauer umfriedeten Raum. An der inneren Mauer, der Pforte gegenüber, reihen sich sieben Grabhügel aneinander und lassen nur noch ein Plätzchen frei, der auch schon seine Bestimmung hat. Zu Häupten jedes Grabes steht ein weißes Marmorkreuz, das den Namen des Schläfers, seinen Geburts- und Todestag kündet. Der Glaube und die Hoffnung der Hinterbliebenen hat in dem hinzugefügten Bibelspruch seinen Ausdruck gefunden. Im Sommer prangen die Grabhügel in reichem, täglich erneutem Blumenschmuck; die weißen Kreuze heben sich leuchtend ab von dem Grün der sie umgebenden Gewächse, die zugleich die hintenliegende Mauer verdecken. Ein lieblicher, stiller Friedensort, auf dem der alte Vater Kaehlbrandt mit seiner Gattin und den ihm vorangegangenen Kindern und Großkindern ruht! Auf der Bank zur Seite der Gräber läßt sich's gut sitzen und sinnen. Die Kreuze auf den Gräbern und die Namen und Sprüche auf den Kreuzen reden laut und vernehmlich. Wer ihre Sprache versteht, dem erzählen sie viel Trauriges und Tröstliches. Sei mir gegrüßt, du traute Stätte vieler Tränen und reichen Trostes!“

Am Grabe.

Den 10. April 1891.

Ihr lieben alten Tannen,
Die ihr so unverwandt
Die Wacht am Grabe haltet,
Wie neid' ich euren Stand.

Wo ihr die Wurzeln senket
Zum tiefsten Grund hinab,
Da möcht ich gerne ruhen,
Bei ihr im kühlen Grab.

Dann klopft ich leise, leise
An ihren Totenschrein,
Und sie vernimmt mein Klopfen
Und läßt den Freund herein.

Wie einst in sel'gen Tagen
Sind wieder wir vereint,
Getrocknet sind die Tränen,
Die einsam ich geweint.

Im kühlen Erdschoße,
Wie ruht sich's sanft bei ihr,
Hoch über uns zu Häupten
Das Kreuz und seine Zier.

Und wenn wir ausgeschlafen,
So tönt an unser Ohr
Des Menschensohnes Stimme:
„Ihr Schläfer geht hervor!“

Der Strahl der Ewigkeiten
Durchbricht dann Raum und Zeit,
Und kleidet auch die Toten
In neue Leiblichkeit.

Verklärt und geistgeboren
Erstehen wir zum Licht,
Und schauen sel'gen Auges
Einander ins Gesicht.

Und einer steht im andern
Das gute Werk vollbracht,
Das Gott nach seiner Gnade
Für uns zuvor bedacht.

Und neben uns und um uns
Welch' dicht gedrängte Zahl!
Die längst entschlafnen Lieben,
Sie sind erwacht zumal.

Erlöst von Todesbanden
Durch Christi Todespein, —
Was wird das für ein Grüßen
Von Mund zu Munde sein!

Dann brauchts, ihr alten Tannen,
Nicht mehr der Totenwacht,
Denn Gott hat Erd' und Himmel
Und alles neu gemacht.

Bis dahin aber sollt ihr
Am Grabe Wache stehn,
Und warten bis ich komme,
Um auch ins Grab zu gehn!

Da bereits im Februar 1891 das Urtheil gegen Pastor
Treu, 2 Monate Gefängnis, in Kraft trat, und er nach
Ablauf dieser Zeit auch noch verurtheilt wurde, seine Irbenschel
Gemeinde zu verlassen und seinen Hausstand daselbst auf-

zulösen, so war es natürlich und selbstverständlich, daß das durch den Tod der Mutter vereinsamte Elternhaus in Neu-Pebalg die Tochter mit ihren Kindern und später auch ihren Mann für längere Zeit aufnahm. Der Vater suchte die nun von doppeltem Leid betroffene Tochter zu stärken und aufzurichten. In dieser Absicht schreibt er ihr, als sie sich auf der Reise einige Tage bei Verwandten aufhielt:

Den 25. Februar 1891. „Mein geliebtes Kind! Täglich und stündlich habe ich Euer gedacht und bin in großer Unruhe, wie Du mit den armen Kleinen die Reise überstanden haben wirst. Es waren entsetzliche Schneestürme und sind entsetzliche Schneemassen, durch die man sich durcharbeiten muß. Gott sei Euer treuer Geleitsmann, und führe Euch wohlbehalten in unsere Arme! Ich bin auch recht müde und zerschlagen aus Laudoohn zurückgekehrt. Gott sucht uns schwer heim. Gott erhalte Dir, mein armes Kind, ein ruhiges und festes Herz! Er wird auch Deinen armen Mann schützen und erquickern und bei ihm bleiben. Es sind auch schon andere vor ihm, Propheten und Apostel, ins Gefängnis gesetzt und haben dort die gnadenreiche Nähe des Herrn gespürt, so daß sie Loblieder singen konnten. In Mutterchens Gesangbuch ist der Vers doppelt und dreifach angestrichen: ‚Unverzagt und ohne Grauen, soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen‘ usw. Gott hat uns armes Häuflein evangelischer Christen in einen Kampf hineingestellt, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein kann: ‚Die Sach‘ und Ehr, Herr Jesu Christ, nicht unser, sondern Dein ja ist; darum so steh Du denen bei, die sich auf Dich verlassen frei!‘ Kämpfen und Siegen kann man aber nicht, ohne Leib und Leben einzusetzen, ohne schmerzliche Schläge und Wunden zu empfangen, ja ohne schmerzliche Verluste zu erleiden, die nach errungenem Siege doch als lauter reicher Gewinn erkannt werden. Wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren, — wer es hingibt um Christi willen,

er wird es erhalten. Darum nochmals: „Unverzagt und ohne Grauen.“

Wohl war es für den Vater eine Freude und ein Trost in diesen ersten Wochen und Monaten des Schmerzes und der Einsamkeit, außer den beiden Pflegetöchtern, die treu und umsichtig den Hausstand führten, auch die einzige Tochter und die beiden Großkinderchen, später auch den Schwiegersohn bei sich zu haben. Aber die Lücke, die der Tod gerissen hatte, wurde dadurch nicht ausgefüllt, und das Vermissten und der Schmerz der Vereinsamung lagen mit schwerem Druck auf dem tiefgebeugten Manne.

An einen lieben Amtsbruder schreibt er:

Den 27. März 1891. „Herzlichen Dank für die treue brüderliche Liebe, mit der Du mich zu meinem Geburtstage erfreut und erquickt hast. Ich war an dem Tage, wie es jetzt meine Gewohnheit geworden, schon frühe aufgestanden und habe lange gekniet an dem Betplatz, an welchem meine Theophile in den letzten Jahren täglich zu knien pflegte. Als Marie mit ihrer kleinen Hedwig mich in den Saal holten, wo der Geburtstagstisch gedeckt war, da wurde ich übermannt von Schmerz und Freude. Ein großes, wohl-gelungenes Bild meiner Theophile grüßte mich dort. Die Kinder hatten unter Benutzung der alten mangelhaften Photographien ein großes Bild anfertigen lassen, das mich so lieb und vertraut anblickt, wie sie es in ihren gesunden Tagen zu tun pflegte. Nun steht es auf meinem Schreibtisch und zieht mich mit unendlicher Sehnsucht hinweg, hinweg aus der öden Einsamkeit, die mir das Herz zuschnürt. Gestern sind 6 Wochen vergangen, seit wir an ihrem Grabe standen. Wieviel Neues habe ich in dieser Zeit erlebt, obgleich doch alles sich in dem alten gewohnten Geleise bewegt! Es ist alles, wie es früher war, und doch ganz anders, weil ich es nicht teilen kann mit ihr, in deren treuem Herzen, in deren frommem Sinn, in deren tatkräftiger

Energie mein Denken und Fühlen und Wollen, mein Tun und Lassen, mein Sein und Wesen sich läuterte, veredelte und verklärte. Umgeben von treuer Kindesliebe, überschüttet von Geschwister- und Freundesliebe, bin ich doch einsam und allein, haltlos und freudlos. Meine Schwester hat mir eine schöne Wandtafel geschenkt, auf der in schwarzem Grunde die silbernen Buchstaben mir den Spruch vor Augen stellen: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft“. Ja Er hilft wohl von einem Tage zum andern, hilft auch über die einsamen Nachtstunden hinweg, — aber stille ist meine Seele nicht, und wird nicht stille werden, bis das Herz stille steht. — Das Arbeiten fällt mir schwer; die Gegenwart mit ihren unabweislichen Forderungen berührt mich schmerzlich. Ich lebe in der Vergangenheit und — in der Zukunft. „Ach Gott, verlaß mich nicht, gib mir die Gnadenhände, und führe mich, Dein Kind, daß ich den Lauf vollende zu meiner Seligkeit; sei Du mein Lebenslicht, mein Stab, mein Hort, mein Schutz, ach Gott, verlaß mich nicht“. — Ich kann heute nicht weiter schreiben. Gott behüte Dich! Habe Geduld mit mir, auch wenn mein ungeduldiges Herz überfließt und behalte lieb Deinen

tief verwundeten Bruder

Emil Kaehlbrandt.“

Ein Lichtblick in dieser trüben Zeit war die Geburt des ersten Großsohnes am 6. September 1891. Der Großvater erhielt die freudige Nachricht, während er in Mitau weilte zur kurischen Synode, und hat diesen in Neu-Debalg geborenen ersten Großsohn später, wohl mit besonderer Zärtlichkeit, gerne seinen „Debaliter“ genannt.

Im Herbst des Jahres 1891 erhielt Emil Kaehlbrandt einen Ruf nach Goldingen, wo der bisherige Pastor und Probst, sein alter Schulkamerad Reinhold Käder, gestorben war. Er schreibt darüber an einen Amtsbruder:

Den 24. September 1891. „ . . . Daß Du von dem Auftrage, am 29. September in L. zu vikariieren, nicht sehr erbaut sein wirst, kann ich mir denken, weiß es aber nicht zu ändern. Wäre ich schon in Goldingen, oder noch lieber an einem anderen stillen Orte, so brauchte ich niemanden zu belästigen, sondern könnte das einem anderen überlassen. Die Sache mit Goldingen ist noch in der Schwebe. Ich habe keine Lust zu gehen und werde es nur tun, wenn ich entweder zu der Überzeugung komme, daß durch meinen Weggang die hiesige Gemeinde und der Wendensche Kreis von einem Hindernis gedeihlicher kirchlicher Entwicklung befreit wird, — oder wenn ich die Gewißheit gewinne, daß Treu Aussicht hat, mein Nachfolger zu werden. Die Goldinger scheinen es übrigens nicht sehr eilig zu haben.“

Den 14. Oktober 1891. „Nachdem es entschieden ist, daß ich in Pebalg bleibe, kann ich nicht anders, als dem Segenswunsche, den ich Dir zu Deinem Geburtstage sende, noch den speziellen Wunsch und die Bitte hinzuzufügen: Erhalte mir auch ferner, wie bisher, Deine Liebe und Freundschaft nach der Regel der gestrigen Epistel Ephes. 4, 2. — Am 9. Oktober erhielt ich ein ausführliches Schreiben des Goldingschen Kirchenvorstehers, das durch seinen Inhalt sehr verlockend erschien. Die Verhältnisse lagen so, daß ich mir einerseits sagen mußte: Noch übersteigt die dortige Arbeit nicht meine Kräfte und ich glaube in ihr Befriedigung finden zu können, und doch auch andererseits mich fragen mußte: Ist wirklich ein genügender Grund vorhanden, mein jetziges Amt aufzugeben, nur um eines früher gehegten, dann längst begrabenen, und nun wieder zum Leben erweckten Wunsches willen, Pastor einer rein deutschen Gemeinde zu werden. Ich schwankte und war mir nur dessen gewiß, daß jede Entschließung mir zugleich eine Entsagung auferlegte. Der von meinem neuen Kirchenvorsteher zum gestrigen Tage ausgeschriebene Kirchen-Konvent hat

mir zur Entscheidung verholten. Als ich nach Erledigung des Geschäftlichen dem Konvent die Mitteilung machte, daß ich vor der Frage stehe: hierbleiben oder weggehen? sprachen sich nicht nur die wenigen deutschen Eingepfarrten, sondern auch sämtliche lettischen Kirchenvormünder und Konventsdeligierten so warm, herzlich und dringend gegen mich aus, daß es undankbar und pietätlos gewesen wäre, hätte ich das Band zu zerreißen gewagt, das mich nun schon durch zwei Generationen an die hiesige Gemeinde bindet. Besonders überrascht war ich durch die Äußerung, daß ich der einzige sei, der unter den jetzigen hiesigen Verhältnissen die Ordnung im Kirchspiel erhalte! Wie? das wußten sie selbst nicht anzugeben; es kann eben nur die Verkündigung der heilsamen Gnade Gottes sein, die uns züchtigt, das un-göttliche Wesen zu verleugnen, und ihm selbst ein Volk heiligt, das fleißig wäre zu guten Werken'. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß eine nun bald 30jährige Arbeit, trotz der ihr anhaftenden Sünden und Mängel, auch ohne die Voraussetzung persönlicher Sympathien der aufeinander Angewiesenen, diese doch fester zusammenkittet, als ich glaubte und ahnte, — und danke dem Herrn für diese Erfahrung. In voriger Nacht habe ich dem Goldingschen Kirchenvorsteher einen Absagebrief geschrieben. Ich bleibe in Debalg." —

An einen Amtsbruder:

Den 30. November 1891. „Dein Brief und die freundliche Zusendung von Starks ‚Wegweiser‘ war mir heute ein sehr lieber Adventsgruß, für den ich Dir von Herzen danke. Du bist müde und krank, mein Bruder; nun heißt es dennoch wieder: Auf, auf, ihr Vielgeplagten, der König ist nicht fern; seid fröhlich, ihr Verzagten, dort kommt der Morgenstern; der Herr will in der Not mit reichem Trost Euch speisen, er will Euch Hilf' erweisen, ja dämpfen gar den Tod; — und dann weiter die folgenden Verse des

köstlichen Adventliedes! Auch ich bin müde, aber gesund, und habe heute mit Hilfe meines Schwiegersohnes eine vierwöchentliche Konfirmandenlehre beendet; morgen konfirmiere ich und fahre direkt von der Kirche über Smilten nach Wolmar, wohin der Generalsuperintendent unmißgerweise B. und mich zu einer Beratung über ‚Kirchensühne‘ zitiert hat. Meinen Gegenvorstellungen begegnete er mit einem kategorischen Imperativ. Von Wolmar fahre ich nach Riga und von da nach Kurland . . . Treu vertritt mich inzwischen. In diesen letzten Wochen hat eine Arbeit mich viel beschäftigt, an der ich große Freude und Erquickung gefunden habe. Ich habe versucht, unter Benützung vieler alter Papiere und Briefe ein Bild meiner Theophile zu zeichnen auf den verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung. Die einsamen Nachtstunden waren für diese Arbeit eine geeignete Zeit. Die Blüten, mit denen sie mein Leben geschmückt hat, sollten zu einem Kranze geflochten werden, der in seiner Art ihren Grabhügel schmücken soll. Am Totenfest habe ich die Arbeit zu vorläufigem Abschluß gebracht. Nach Weihnachten hoffe ich sie wieder vornehmen und vollenden zu können, so daß ich sie an ihrem Todestage den Kindern übergeben kann als die reife Frucht eines schweren, tränenreichen Jahres. — für die Wendensche Konferenz hatte ich mir zu einem Vortrage das Thema gewählt: ‚Deutsch-protestantische Jugendbildung‘, und beschäftigte mich innerlich viel mit dieser, für unsere Heimat immer brennender werdenden Frage. Da kam ein Brief vom Landrat Campenhäusen, in welchem er mir den Beschluß des Ritterschaftskonvents anzeigt, eine aus drei Gliedern bestehende Kommission zu wählen, die darüber Vorschläge machen soll, wie durch Geldunterstützung der Ritterschaft den Kindern deutscher Familien ein deutscher Privatunterricht ermöglicht werden kann. In dieser Angelegenheit habe ich eine interessante Korrespondenz mit ihm gehabt, und freue mich

darauf, die Sache auf unserer nächsten Januar-Konferenz zur Sprache zu bringen. Sie soll um jeden Preis gefördert werden, damit wir im August 1892, wenn die Landesschulen geschlossen sind, zugleich in Aktion treten können und für das Verlorene wenigstens teilweise Ersatz schaffen, bis auch dieser totgeschlagen wird, und der Herr uns wieder andere Wege zeigt. — Zur Frage der russischen Kirchenbuchführung habe ich noch nicht Stellung genommen, sondern warte gespannt auf die erläuternden Vorschriften des Konfistoriums. Sofern wir Pastoren zugleich staatliche Standesbeamte sind, werden wir nicht umhin können, uns den Forderungen des Staates zu fügen. Aber was geht mein Personalbuch, Kommunikantenregister usw. den Staat an? Man gebe mir zuerst ein russisches Verzeichnis aller Gemeindeglieder, dann erst kann und werde ich ein russisches Personalbuch führen. Der famose Befehl wegen der Beerdigungen scheint auf dem Monde, und zwar zur Zeit einer totalen Mondfinsternis ausgeheckt zu sein. — Daß M. vom Senat freigesprochen ist, weißt Du wohl schon. — Wie ich höre, liegen noch 56 Klagen gegen Pastoren im Senat und harren ihrer Entscheidung, — im Bezirksgericht sollen 35 Klagen in nächster Zeit vorkommen. „Israel hat dennoch Gott zum Trost“ (Psalm 73). — — Am Totenfest predigte ich über Jes. 40, 6—11. Gott helfe uns, daß wir im neuen Kirchenjahr als Verkündiger guter Botschaft auf einen hohen Berg steigen, unsere Stimme mit Macht erheben, uns nicht fürchten, sondern den Städten Juda sagen: „Siehe, da ist euer Gott!“ —

An die Schwester:

Den 12. Dezember 1891. „Laß mich heute zu Dir meine Zuflucht nehmen und bei Dir der tiefen Bewegung meines Herzens Herr werden. Du wirst es verstehen, wenn ich Dir bekenne, daß, je näher das Fest der ‚großen Freude‘

kommt, mir um so weher ums Herz wird. Die Adventslieder, die die Kinder singen, die eben wieder erklingen, alle die kleinen Vorbereitungen auf das Fest, die getroffen werden, sie treiben mir täglich immer heißere Tränen ins Auge, die ich nicht verbergen kann, und die nun dazu beitragen, auch der Kinder Freude zu dämpfen und gleichsam in Trauerflor zu hüllen. Sie sind ja alle so lieb und aufmerksam gegen mich, daß es mich tief beschämt. Aber die Wunde im Herzen und die Lücke im Hause und im Leben bleibt offen. Heute habe ich wieder vor der Gedenktafel gestanden, die Du mir geschenkt hast, und habe mir das Wort eingeprägt: ‚Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft‘, — aber stille will es doch nicht werden in dem trozigen und verzagten Herzen. Gott kann nicht anders helfen als so, daß er täglich und stündlich die Sünde vergibt. Ja, ich glaube, die Vergebung der Sünden, ich glaube, daß Vergebung der Sünden der Anfang und der Fortgang und das Ziel aller Hilfe Gottes ist. Aber solange das Ziel noch nicht erreicht ist, wird auch die Seele noch nicht stille, sondern bleibt wie ein vom Winde bewegtes Meer, das bei jeder Bewegung immer wieder allerlei Schlamm aus dem tiefsten Grunde aufwühlt. Gnadenstunden sind es, wenn dann der Herr auf dem Meere wandelt, und wenn ich in der Predigt in Seinem Namen anderen zurufen darf: ‚Fürchtet Euch nicht, Er ist es!‘ Darum freue ich mich, auch jetzt wieder verkündigen zu dürfen: ‚Euch ist der Heiland geboren!‘ Er wäre nicht der rechte Heiland, wenn Er nicht alles Leid heilen, alles Dunkel lichten, alle Tränen trocken, alle Sünde tilgen könnte und wollte. Nur gilt es, ihm ganz und völlig vertrauen. Das ist die Lektion, die wir in unserem ganzen Leben zu lernen haben, um, wann wir sie ausgelernt haben, zu sterben und sterbend erst zu völligem Leben in Ihm zu gelangen. Was wir an Leid und Freude erfahren, sind nur pädagogische Hilfsmittel, die der Herr anwendet, um uns

zum Erlernen der aufgegebenen Lektion anzuhalten. Auch das Christfest mit allem, was dazu gehört, mit seinen Vorbereitungen und seinem Eichterbaum und mit seinem Kinderjubiläum und mit seinen Erinnerungen, die es weckt, — soll uns ein Mittel sein, welches Gottes gütige Hand uns und unseren Kindern darbietet. Möge es in diesem Jahre Dir und mir und unseren Kindern und Geschwistern und Lieben gesegnet sein! — — Am 12. Dezember kehrte ich aus Walf heim, tief unbefriedigt und sehr niedergeschlagen, und weiß auch jetzt noch nicht, wie sich die kirchlichen Verhältnisse unserer armen Heimat gestalten werden. Es scheint alles, alles in trostloser, kopfloser, mutloser Auflösung, und Einigkeit herrscht nur in dem Bestreben: „Stille! kein Geräusch gemacht!“ Als ob es ein Luthertum gäbe, ohne Protestantismus! Seit meiner Rückkehr habe ich viel zu arbeiten gehabt und alle meine Schulen besucht.“ —

Den 4. Februar 1892. „Es ist mir ein Herzensbedürfnis, einem teilnehmenden Menschen auszusprechen, was mein Herz bewegt im Rückblick auf die Tage vor einem Jahr und auf das ganze Jahr. Heute vor einem Jahr schrieb ich Dir, nachdem wir eben das heilige Abendmahl gefeiert hatten. Es waren damals Tage der Angst und der Tränen, bis der Herr der lieben Kranken durchgeholfen hatte. Wie fühlte ich mich damals gehoben und gestärkt durch Theophilens seliges, glaubensgewisses Sterben! Ihr freundlich tröstendes Mahnwort: ‚Christus ist ein Siegesfürst, Schmach, wenn Du geschlagen wirst‘ — klang mir in den Ohren und im Herzen. Und nun, nach einem Jahre! Der Schmerz und das Trennungswoh brennender denn je — aber die gehobene Stimmung fehlt; das ganze verfloßene Jahr mit seiner Einsamkeit und seinen Tränen, mit seinen Sünden und Torheiten, mit seiner Mühe und Arbeit, mit seinen Versäumnissen und Übereilungen hängt wie ein Bleigewicht an meiner Seele und zieht sie nieder in

den Staub. Was ich verloren habe, das weiß ich; aber was habe ich gewonnen? Eine reiche Erfahrung von der Unbeständigkeit, Unreinigkeit und Verfehrtheit meines Herzens. Auch das muß endlich zum Gewinn werden durch den, der gemacht hat die Reinigung unserer Sünden durch sich selbst. Der Herr kann es ja machen und wird es machen, daß der Verlust Gewinn und der Gewinn Verlust, daß aus Freude Leid und aus Leid Freude wird, ja daß Leben und Sterben sich so wunderbar ineinander schlingen und flechten, daß eins nicht ohne das andere ist, und daß alles zusammengenommen in Gottes Hand das Seil wird, an welchem er bald allmählich und langsam, bald ruckweise das Herz emporzieht, bis ihm der irdische Boden unter den Füßen schwindet und es zagend und zappelnd nur noch an Seiner Gnade hängt. Und mehr will ich auch nicht. Aber daß dann doch immer wieder ein plötzlicher Sturz und Rückfall in das alte, unheilige, fleischliche Wesen erfolgt und das Seil zu zerreißen scheint, an welchem Gott zieht — die Erfahrung demüthigt nicht nur, sondern wird auch zur schweren Anfechtung. — Am 13. Februar fahre ich über Wenden nach Orellen zu einer Besprechung über manche wichtige Angelegenheiten unseres Landes und unserer Kirche. Am 17. Februar soll ich nach Lubahn zu einer Konferenz. Am 3. März hoffe ich, bei Euch zu sein, da ich am 4. März mit Hollmann in Wolmar konferieren soll. In der Woche vom 8.—14. März werde ich im Serbenschen Kirchspiel die Schulen revidieren. Dann beginnt die Konfirmandenlehre. Die Zeit ist also stark besetzt. — Die Kirchenfrage in unserem Lande scheint eine neue, sehr drohende Wendung angenommen zu haben, über die ich aber noch nicht im klaren bin. Unser Generalsuperintendent schweigt darüber, und nur auf Umwegen gelangen Nachrichten oder Andeutungen zu mir. Dieses Mal aber scheint es ernst zu werden, und das treibt mich, der dringenden Aufforderung nach Orellen zu folgen.“

An einen Amtsbruder.

Den 1. April 1892. „In später Abendstunde nur wenige Zeilen, in denen ich Dir mit herzlichem Dank für Deine Liebe und Treue die Hand drücken und Dir ein ‚Gott vergelt’s‘ zurufen möchte. Ich ringe noch zu morgen mit dem gewaltigen Tert Col. 1, 18—23 und will predigen von der Versöhnung durch Christi Blut, 1. Er hat alles versöhnt (zu ihm selbst), 2. sind wir auch versöhnt? — Das ist die große Frage, an der Leben und Seligkeit hängt, die Frage, auf die es ein fröhliches zuversichtliches Ja nur unter der Vers 23 ausgesprochenen Bedingung gibt. Gott segne uns den Gang nach Gethsemane und nach Golgatha und zum Grabe in Josephs Garten, daß die anbetende Betrachtung dessen, der der Erstgeborene von den Toten geworden ist, uns im Glauben gründe und fest mache und unbeweglich von der Hoffnung des Evangelii, daß wir mit Paulo Diener desselben werden. Am Charfreitag wollen wir mit der kleinen deutschen Gemeinde das heilige Abendmahl feiern. ‚Schmücke dich, o liebe Seele, laß die dunkle Sündenhöhle!‘ — Die letzten 14 Tage habe ich 78 lettische Mädchen zur Konfirmation vorbereitet und mußte dieses Mal ganz allein arbeiten, da Treu und auch mein Küster halskrank waren. Nach Ostern kommen die Kinder noch auf 14 Tage zusammen. Auch da werde ich allein sein, weil Treu als Sprengelsvikar nach Erlaa gehen soll. — Unser Generalsuperintendent hat mir ein doppeltes umfangreiches Material zugesandt mit der Aufforderung, es in möglichst kurzer Zeit zu bearbeiten, damit es als Vorlage an die Sprengelsynoden gehen kann: 1. Vorbereitende Kurse für den Konfirmationsunterricht, und 2. Kirchenbuße und Kirchenföhne. Wer A gesagt hat muß B sagen, aber bis zum J ist noch ein weiter Weg.“

Im Sommer des Jahres 1892 entschloß Emil Kaehlblbrandt sich zu einer zweiten Heirat, und zwar mit

Magda Ehlers, einer langjährigen Freundin seines Hauses, bei der er liebevolles Verständnis und volles Interesse für alles fand, was seinen Geist beschäftigte, und die mit ängstlicher Sorgfalt um sein leibliches Wohl besorgt war. Er schreibt darüber an einen Freund:

Riga, den 9. Juni 1892. „Frau fama ist bekanntlich eine sehr geschäftige Person; aber ich vertraue ihr ungern meine Angelegenheiten zur Besorgung an. Darum eile ich, Dir schon von Riga aus die Mitteilung zu machen, daß ich mich am 4. Juni mit Magda Ehlers verlobt habe. Hat Gott mir in Theophile das Weib meiner Jugend genommen, so gibt er mir nun in Magda Ehlers eine Genossin meines Alters, und ich danke ihm von ganzem Herzen, daß das einsame Leben nun wieder ein Doppelleben wird. Magda ist mir in ihrer Jugend eine liebe Schülerin, die Gespielin und Schulgefährtin meiner Schwestern gewesen; sie ist später die treue Freundin Theophilers geworden und bis zuletzt geliebt; sie ist uns jahrelang eine liebe Hausgenossin gewesen, hat mein Haus und meine Kinder lieb gewonnen und ist ihnen als ‚Tante Magda‘ lieb und wert. Durch sie kommt nicht ein neues fremdes Element in mein Haus, sondern es bleibt beim alten und wird doch zugleich alles wieder neu. Mit Theophile und durch sie habe ich in reichem Maße den Segen des 128. Psalmes aus Gottes Hand empfangen. Magda soll mir helfen, den empfangenen Segen bewahren und mehren. Ich fühle es lebhaft, daß das Eingehen einer zweiten Ehe in meinem Alter unter ganz anderen Bedingungen geschieht, als eine Eheschließung in der Jugend und darum auch anders beurteilt werden muß und wird — bin aber dessen gewiß, daß Magda mit mir einig ist: Wir und unser Haus wollen dem Herrn dienen — und daß darin eine Bürgschaft liegt für einen gesegneten Lebensabend und Lebensabschluß. Von Deiner Liebe aber bin ich dessen gewiß, daß Du mit einem

herzlichen Segenswunsch meinen Entschluß begleiten wirst und bitte Dich darum. Sei so freundlich, die obige Nachricht auch Deiner Frau mitzuteilen und behalte lieb Deinen Dir in treuer Liebe verbundenen

Emil Kaehsbrandt."

Die Trauung fand am 30. Juli in Riga im engsten Familienkreise statt. Da der Schwiegersohn unterdessen eine selbständige Stellung als Stadtvikar in Riga gefunden und mit seiner Familie bereits dahin übergesiedelt war, auch die beiden Pflegetöchter zeitweise das Elternhaus verließen, so lebte der Vater zunächst mit seiner Gattin allein in Neu-Debalg. Der rege Briefwechsel, der sich nun zwischen Vater und Tochter entspann, war eine Quelle reicher Freude für beide. In inniger Liebe und mit dem wärmsten Interesse nahm der Vater teil an Freud und Leid, ja an den kleinsten Begebenheiten im Leben seiner Kinder und erfreute sich an dem Wachsen und Gedeihen der Großkinder. Wiederum berichtete er der Tochter eingehend über seine Arbeiten, sowie über alle Erlebnisse im Hause und in der Gemeinde, und wenn er sich auch oft dankbar und zufrieden aussprach über die Wendung, die sein Leben nun genommen hatte, so klingt doch aus den meisten seiner Briefe eine tiefe Wehmut heraus, und eine unstillbare Sehnsucht nach der ihm vorangegangenen Gattin.

Den 15. September 1892. „Bete fleißig, mein Kind, und bringe nicht nur Deine Last und Mühe, Deine Sorgen und Kummernisse als Bittgebet vor Gottes Angesicht, sondern danke ihm auch von Herzen für alle Gnade und Treue und Barmherzigkeit, die er an Dir und Deinen Kindlein getan hat und noch täglich tut. Unter jenen zehn aussätzigen Männern, die den Herrn anriefen und durch sein Wort rein wurden, empfing doch nur der eine Dankbare das Zeugnis: ‚Dein Glaube hat Dir geholfen‘, und nur er allein ging hin in Frieden. Dessen aber sollst Du

auch gewiß sein, Du mein einziges liebes Kind, daß ich täglich für Dich bete, und Dich der Gnade Gottes befehle. Er hat Dich ganz anders geführt, als ich es mir einst gedacht hatte, anders als Du es dachtest, und hat sich in seinen Wegen nicht irre machen lassen, weder durch unser zweifelndes Fragen, noch durch unser unzufriedenes Murren. Er führt uns nach Seinem Rat und nimmt uns endlich mit Ehren an. — Mir geht es gut Mutterchens Bild auf meinem Schreibtisch und daneben Hedwigs kleines Bildchen rufen mir immer wieder jene reiche glückliche Zeit in die Erinnerung, die mit Mutterchen ins Grab gegangen ist, und so nie mehr zurückkehren kann. Gott erhalte mir nur Tante Magda so gesund und fröhlich, wie sie es jetzt ist.“

Den 18. Dezember 1892. „Wenn Du den Kindern die Bilder zeigst, die ich Dir abgab, dann sage ihnen auch, daß Großpapa sie sehr lieb hat und sie gerne wiedersehen und sich mit ihnen über den heiligen Christ freuen möchte. Mein liebes Mariechen! Zu Gerhards Taufe brachte ich Dir einen Gruß von Mutterchens Grabe. Zum Weihnachtsfest werden Du und ich und wir alle, die sie lieb haben, ihrer gedenken und sie im Geiste suchen dort, von wo uns die Botschaft der großen Freude gekommen ist und noch immer kommt, bis wir selbst zur vollkommenen Freude kommen werden. Bis dahin wollen wir uns der Hoffnung freuen, und wollen uns der Gemeinschaft freuen, die wir untereinander haben, und wollen für einander beten, einander lieb behalten, und den Herrn unseren Heiland lieb haben von ganzem Herzen, und in seiner Liebe selig sein schon hier auf Erden. Ich will Dich lieben, schönstes Licht, bis mir das Herze bricht!“

Den 9. März 1893. „Am 3. März haben wir Mutterchens Geburtstag gefeiert. Miling hatte einen hübschen Kranz gewunden, den wir alle zusammen auf das tief verschneite Grab legten. Rührend war es, daß G.'s

an den Tag gedacht und in aller Stille einen schönen Kranz hatten auf das Grab legen lassen. Des Gerechten Andenken bleibt im Segen. Ach, daß der Segen, den Gott auf Mutterchens Schalten und Walten gelegt hat, uns unverkürzt erhalten bliebe! Tante Magda tut ihr möglichstes dazu, mit einer Liebe und Hingebung und zarten Rücksicht, für die ich ihr nie genug danken kann. Die Lücke bleibt trotzdem . . . — Gott sei gelobt! es fehlt uns auch nicht an Freude und Segen, die wir alle Tage empfangen, wo für wir alle Tage zu danken haben. Die Bilder Deiner Kinderchen auf meinem Tisch sind mir täglich eine Erinnerung an die Freude und den Segen, den wir empfangen haben, — und der stille, friedlich geregelte Gang des wirtschaftlichen Lebens im Hause, die Willigkeit, Freundlichkeit und Zufriedenheit des Hausgesindes, — die zahlreichen lieben Briefe von Freunden und Verwandten, — manche glaubensstärkende Erfahrung im Amtsleben, — das sind ja lauter Lichtstrahlen in trüber Zeit, deren wir uns von Herzen freuen . . . — Ich bin in voriger Woche unwohl gewesen und habe die Konfirmandenlehre aufgeschoben müssen bis nach Ostern, so daß ich jetzt freie Zeit habe, mich theologisch zu beschäftigen. Ich weiß nicht, ob Miling Dir bereits geschrieben hat, daß ich in voriger Woche vom Leipziger Missions-Kollegium die offizielle Aufforderung erhalten habe, die Predigt zum Missionsfest am Dienstag nach Pfingsten zu übernehmen. Die Aufforderung ist so herzlich und dringend, daß ich mich entschlossen habe, um einen zweimonatlichen Urlaub vom 1. Mai an zu bitten. Wird er mir gewährt, so werde ich es als große Freude und als eine Glaubensstärkung genießen, einmal aus dem engbegrenzten heimatischen Arbeitsfelde und aus der schwülen Luft des Kampfes, in dem wir stehen, hinaustreten zu dürfen auf die freie Höhe einer großen, die Landesgrenzen und das Landeskirchentum weit überragenden lutherischen

festfeier. Wird mir der Urlaub verweigert, oder verzögert er sich zu sehr, so werde ich darin Gottes Finger sehen, der mich zu Hause festhalten will.“ —

An einen Amtsbruder:

Den 24. März 1895. „Am 1. März schreibst Du mir wegen Deines Vortrages über das apostolicum, den Du zu meiner Freude den ‚Mitteilungen‘ zugesandt hast, und der nun hoffentlich im nächsten Hefte gedruckt zu lesen sein wird. Ich freue mich dessen für die Leser und für die Mitteilungen. Warum Hausleiters Vortrag noch nicht erschienen ist, und wann er erscheinen wird, weiß ich nicht, — bin aber sehr zufrieden und erfreut, daß noch vor ihm eine Pastorenstimme aus Livland laut wird und Zeugnis ablegt, wie wir zum apostolischen Glaubensbekenntnis stehen. Ich freue mich dessen um so mehr, je weniger ich das geistliche Autodafee billigen kann, das H. an dem Ketzer Harnack zu vollziehen sich für berechtigt hielt, und das bisher leider das einzige Zeugnis aus unseren lutherischen Ostseeprovinzen in jener brennenden Frage geblieben ist. — . . . Noch führt der Herr unser Heimatland und unsere Kirche immer tiefer abwärts, und noch läßt es sich nicht absehen, in welche dunkle Tiefen. Aber ‚größer als der Helfer ist die Noth ja nicht‘. Aufwärts wirds wieder gehen, wenn bei uns die Erkenntnis unserer Schuld zum Durchbruch gekommen, und auf der anderen Seite das Maß der Schuld voll geworden sein wird. Dann wird der Tag erscheinen, der nach der einen Seite hin ein Tag der gerechten Vergeltung und der Rache, nach der anderen Seite hin ein Tag glorreicher Auferstehung und des Sieges sein wird. Diesem Tage arbeiten wir und arbeiten auch unsere Gegner entgegen. Das beschleunigte Tempo ihrer Arbeit muß auch uns zu um so treuerer Arbeit treiben, bis wir im Unterliegen siegen, und im Sterben das Leben gewinnen

Dafür bürgt uns der Gekreuzigte und Auferstandene, „Jesus unsres Lebens Leben, Jesus unsres Todes Tod!“ — —

Emil Kaehlblbrandt erhielt den erbetenen Urlaub und reiste mit seiner Frau Anfang Mai nach Deutschland, um dort zuerst das Missionsfest in Leipzig mitzumachen und darauf eine Kur in Karlsbad zu brauchen, da er im letzten halben Jahre häufig leidend gewesen war. Es folgte darauf noch eine Nachkur am Vierwaldstätter See. Er schreibt den Kindern:

Karlsbad, den 17./29. Mai 1893.

„Uns ist es bisher gut gegangen. Die Fahrt von Berlin nach Leipzig war glühend heiß. Wir wurden beide im Missionshause aufgenommen, auf harten Matratzen, unter schwellenden Oberpfählen gebettet, so daß der Schlaf floh und die Knochen weh taten, und im übrigen mit großer, übergroßer Freundlichkeit behandelt. Von den Einzelheiten des schönen Festes und den Eindrücken, die in übermächtiger Fülle auf uns von allen Seiten eindrangen, erzählen wir Euch mündlich. Nur eins will ich erwähnen, was auch Euch freuen wird. Der alte Luthardt sagte mir nach dem Gottesdienst: „Ich danke Ihnen für das, was Sie uns gesagt haben, und dafür, wie Sie es uns gesagt haben.“ Beim Festmahl saß Magda zu seiner Rechten, ich zu seiner Linken. Einer Einladung eines Gutsbesizers, Herrn von Angern, zu einer Nachfeier des Festes am 26. Mai auf seinem Gute Mausitz konnten wir leider nicht folgen. Die Festtage hatten uns beide sehr müde gemacht, und wir eilten nach Karlsbad.“ — . . .

Den 22. Mai/3. Juni 1893. „Die Zahl der Kurgäste, die sich täglich zum Brunnen drängt, geht in die Tausende; von gegenseitiger Begrüßung und Unterhaltung kann in dem Gedränge gar keine Rede sein. Wer sein letztes Glas aus der dampfenden Quelle erobert hat, flüchtet

aus dem Gedränge in die köstlichen, die Stadt umgebenden Berge und Wälder, und nimmt dort nach einstündiger Promenade in irgendeinem der zahllosen Cafés seinen Morgenimbiß. Dazu kommt, daß mir die leichte Art, mit fremden Menschen anzuknüpfen, fehlt, die Mutterchen in so liebenswürdiger Weise besaß; und Tante Magda ist noch immer sehr ängstlich und fühlt sich unsicher in dem Menschengewühl, so daß wir nicht mit Unrecht den Goetheschen Vers auf uns anwenden dürfen: „Einsam bin ich, nicht alleine“, — tragen aber keinen Jammer in der Brust, sondern sind voll Lob und Dank und staunender Anbetung für die wundervolle, mannigfaltige, immer neue Überraschungen bietende Herrlichkeit dieses gesegneten Tales, und der dasselbe einschließenden Waldberge und Bergwälder. — . . . Ein Versuch, etwas zu arbeiten, ist vollständig mißglückt; ich schlief über der Arbeit ein. An geistiger Anregung fehlt es uns also, und ich fürchte dummer, stumpfer und geistig träger heimzukehren, als ich von Hause weggegangen bin.“ . . . —

Den 1./13. Juni 1893. „Als ich Deinen Brief erhielt, kam ich gerade vom Doktor, der mich über den noch immer nicht spürbaren Erfolg der Kur zu trösten suchte, mit großer Bestimmtheit den gewünschten Erfolg in Aussicht stellte, zur Geduld ermahnte und die strengste Diät einschärfte. Letztere beobachtete ich, in Geduld übe ich mich, und den Erfolg erhoffe ich von Gott. So oft mir die Geduld reißt (was nicht selten geschieht), knüpft Tante Magda den zerrissenen Faden wieder an. — Ich bin kummüde; nach 14 Tagen will der Arzt mir seine letzte Entscheidung geben, länger kann und will ich mich aber nicht binden lassen. . . — Mir will es scheinen, daß Paul sich zu sehr belasten läßt; von rechtswegen darf doch nur Seine Magnifizenz über ihn disponieren, aber nicht jeder hilfsbedürftige und hilfsbegierige Pastor der guten Stadt Riga. Von den Schulstunden wird er aber doch wohl schon frei sein.“ —

Den 12./24. Juni 1893. „ . . . Unsere auf morgen angelegte Abreise hat sich um einen Tag verzögert dadurch, daß ich mich habe willig machen lassen, morgen hier zu predigen. Ich freue mich, nach Wochen wieder ein kleines Stückchen geistige Arbeit tun zu können, und bedauere nur, daß ein Teil unserer hiesigen Badebekanntschaften schon gestern und heute Karlsbad verlassen haben. — . . . Küsse Deine Kinderlein alle vier. Gern hätten wir von jedem derselben ein Hinterfüßchen hier, um darauf passende Kinderstiefel und Schuhe, die in größter Auswahl hier zu haben sind, zu probieren. “ —

Herrgottswald bei Luzern,
den 26. Juni/8. Juli 1893.

„ . . . Uns ist es sehr gut gegangen, und ich kann Euch gar nicht sagen, wie köstlich dieses, vom Verkehr der Welt ziemlich abgelegene Herrgottswald ist, welch unbeschreiblich schöner Blick wir aus den Fenstern unseres Zimmers, vom Balkon und auf all den prachtvollen Spaziergängen genießen, und welch reine gewürzige Alpenluft man hier atmet. Ich habe bisher meine Karlsbader Lebensweise fortgesetzt und auch die dort gewohnte Diät beibehalten und befinde mich sehr wohl, nur die Nächte bringen noch nicht die früher gewohnte erquickliche Ruhe, die wir wohl erst zu Hause finden werden. — . . . Morgen früh verlassen wir das liebliche Herrgottswald, um über den Vierwaldstätter See nach Vitznau und von dort per Bahn auf den Rigi zu fahren. Hoffentlich gibt Gott uns ebenso schönes Wetter wie bisher. Übermorgen wollen wir dann, nachdem wir die Aussicht vom Rigi genossen, hinunterfahren nach Arth, von dort über den Zuger See nach Zug, und per Bahn nach Zürich. Finden wir dort, wie verabredet, Heinrich Meyer vor, so machen wir mit ihm am Dienstag noch eine Fahrt über den See und wollen am selben Abend bis

Schaffhausen. Dort will ich den Pfarrer Vehninger besuchen, mit dem ich vor 20 Jahren in Korrespondenz stand, und der jetzt ein Büchlein „Allerlei“ herausgegeben hat, in welchem er einen meiner damaligen Briefe abgedruckt haben soll. Dann geht es auf dem früher angegebenen Wege der lieben Heimat entgegen.“ —

Erfrischt und gestärkt kehrte Kaehlbrandt mit seiner Frau aus dem Auslande heim, und es folgten nun mehrere Wochen gemüthlichen, ungetrübten Zusammenseins mit den Kindern und Großkindern im lieben Debalg, wo in dieser Zeit auch die Sprengelsynode sich versammelte. Im Herbst darauf schreibt er der Tochter:

Den 12. Oktober 1893. „Dein gestern angekommener Brief hat uns große Freude gemacht. Ich hatte schon lange auf denselben gewartet . . . Alles ist so sehr des Dankes wert, daß ich tief bewegt sprechen muß: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er Dir Gutes getan hat! Was Er Euch, Ihr lieben Kinder, tut, das tut Er ja auch uns und was Er an uns tut, das gilt ja auch Euch, Ihr Lieben. Durch Ihn und in Ihm sind und bleiben wir eins . . . Wenn ich nicht dazu zu ungeschickt und unbrauchbar wäre, würde ich gerne meinen 94 lettischen Schlingeln jetzt Lebewohl sagen und mich als Kinderwärterin bei Dir engagieren. Aber davon hättest weder Du noch die Kinder etwas und ich würde mich dort oft noch rat- und hilfloser fühlen als hier meinen 94 Jungen gegenüber. Der Plan muß also aus diesen und noch vielen anderen Gründen definitiv aufgegeben werden. Zur Kinderwärterin taugte ich nicht, bis Gott das Wunder fertig gebracht haben wird, aus einem ungeduldigen, eckigen, leidenschaftlichen, heftigen Mann ein stilles, frommes Gotteskind gemacht zu haben; dann wird er aber auch so freundlich sein, sein Kind aus aller Unruhe und aus allem leidenschaftlichen Kampf und Streit

zur Ruhe und zum Frieden zu bringen. Einstweilen muß ich diese Gedankenreihe abbrechen, und eilen, um mit meinen 94 Jungen den zweiten Glaubensartikel zu beenden.

Später. Den zweiten Artikel habe ich beendet, den dritten angefangen. Die dummen Antworten der Jungen haben wieder einmal dazu gedient, meine klugen Gedanken zuschanden zu machen und mich genötigt, auf den einfachsten Katechismusausdruck zurückzugehen und bei demselben stehen zu bleiben. — Heute ist Oskarchen Geburtstag. An Mutterchens Grabe stehend habe ich heute morgen Rückschau gehalten auf die 26 Jahre, die seitdem verflossen sind. Ich bin voll brennender Sehnsucht nach den lieben Heimgegangenen; aber um keinen Preis möchte ich sie wieder zurückrufen in dieses irdische Leben mit seiner Unruhe und Mühsal, mit seinem täglichen Kampf wider die Sünde und seiner letzten Sterbensnot. Die Sehnsucht muß und wird in anderer Weise gestillt werden. Unsere gemeinsame Abendmahlsfeier am 19. September war mir sehr erquicklich und hat uns allen reichen Segen gebracht.“ — . . .

Den 22. März 1894. „ . . . Der Kirchenkonvent, der am 14. März in Ramkau unter M.s Leitung gehalten wurde, verlief so friedlich und befriedigend, wie seit Jahren nicht. Ich nehme es mit Dank hin als eine Gebetserhörung. Im übrigen sind die Gemeindeverhältnisse so verworren und regellos, daß der allmähliche materielle Bankerott der Gemeinde mir ganz unabwendbar scheint und mich mit großer Sorge erfüllt. Ich sehe keine Möglichkeit einer Besserung. Eine Freude ist es aber, wie beim Niedergang der Schulen der häusliche Unterricht sich hebt. Es bleibt doch trotz aller Zerstörungsbauarbeit unserer Feinde dabei: „Das Wort sie sollen lassen stahn!“ — Ich weiß nicht, ob Tante Magda Euch bereits geschrieben hat von der Anfrage des kurländischen Generalsuperintendenten, ob ich einem Rufe nach Mitau folgen wolle. Angesichts der Verhältnisse, wie

sie hier liegen und leider nicht zu ändern sind, habe ich nach reiflicher Überlegung und unter anhaltendem Gebet mich endlich entschlossen, Ja zu sagen. Ob nun wirklich eine Vakation kommt, weiß ich nicht, und stelle die Sache in Gottes Hand. Ich habe innerlich schwer gerungen. Am schwersten ist mir der Gedanke, möglicherweise aus dem Wendenschen Sprengel scheiden zu müssen. Was mich an Pebalg bindet, liegt in der Vergangenheit; sie lebt in mir und ich nehme sie mit mir wohin ich gehe, und wenn es endlich so weit sein wird, so wird der kleine Friedhof in unserem Wäldchen auch noch für mich Platz haben, und der dann lebende Pastor von Neu-Pebalg wird mir den Platz nicht weigern. Der Wendensche Kreis kommt freilich in eine schwere Lage, denn unter den 17 Pastoren desselben sind außer mir nur vier noch nicht verklagt oder bereits verurteilt, und diese sind nicht „geborene Präpste“. Der Zusammenhang unter den Amtsbrüdern ist aber durch die neu hereingekommenen Elemente ein so lockerer, loser geworden, daß auch der hochhehrwürdigste Propst daran nichts ändern kann, sondern sich auf die vielen Kanzleiarbeiten beschränken muß, die unsere in der Tinte steckende Zeit uns zumuten zu müssen glaubt. Will Gott der Herr mir wirklich noch in meinem Alter ein Arbeitsfeld anweisen, wie ich es mir in meiner Jugend gewünscht habe, so glaube ich nicht, mich dem entziehen zu dürfen. So lange aber noch keine Vakation gekommen ist, sehe ich auch die Sache als noch ganz ungewiß an, und möchte nicht, daß sie zum Gegenstande unnützen Hin- und Herredens gemacht wird.“ —

An die Schwester:

Den 3. April 1894. „Du hast mit Deinem kranken Arm einen so langen Brief geschrieben, der durch seine warme, innige Liebe mir das Herz tief bewegt hat. Ich kann Dir für alle Liebe und Treue und für den köstlichen

Zuspruch nicht genug danken, freue mich aber doch, daß ich Deinen Brief nicht vor, sondern nach meiner Reise nach Mitau erhalten habe. Dein lieber Brief hätte es mir noch viel schwerer gemacht, in Mitau die Entscheidung zu treffen, zu der ich mich in meinem Gewissen genötigt sah, nämlich, die Vokation mit Dank abzulehnen. Nachdem ich nämlich am 26. März die offizielle Anzeige von der auf mich gefallenen Wahl erhalten hatte, entschloß ich mich, die einzige freie Woche, die ich hatte, zu einer Fahrt nach Mitau zu benutzen, um den kurischen Generalsuperintendenten noch vor seiner Abreise ins Ausland zu sprechen. Am 27. März sagte ich meiner Gemeinde, daß und warum ich nach Mitau reisen müsse, und fuhr mit Magda am 28. März nach Wenden und von da nach Riga. Dort hatte ich eine lange Verhandlung mit Hollmann und darauf mit Lützens. Beide machten Erwägungen geltend, die ich in dem Umfange bei mir selbst gar nicht aufkommen lassen konnte und durfte, und legten mir das Weggehen aus Eivland, in einer Zeit, wie die unsere, und damit auch die Folgen, die sie vorauszusehen glaubten, auf das Gewissen, so daß ich in großer Unruhe am Abend nach Mitau fuhr, um am anderen Morgen mit dem kurischen Generalsuperintendenten zu verhandeln, dem gegenüber ich mich durch private Zusage für gebunden ansah. Ich habe die ganze Nacht schwer, sehr schwer in mir selbst gerungen, und konnte es mir je länger, je mehr nicht verhehlen, daß dieses Ringen doch nur ein Suchen nach einem Rückzuge war. Über das Gespräch mit Böttcher ließ mich kurz hinweggehen. Nachdem er mir die Verhältnisse der Trinitatisgemeinde klar gelegt hatte, die mir sehr lockend erschienen und ich ihm den inneren Kampf gezeigt hatte, indem ich noch immer stand, beantwortete er selbst meine Frage, ob ich unter solchen Verhältnissen den Ruf annehmen dürfe, mit einem entschiedenen Nein. Damit war für mich die Sache entschieden. Mit geschlagenem

Gewissen konnte ich nicht nach Mitau gehen, durfte aber nun mit gutem Gewissen in unserem lieben Debalg bleiben, um unter Verzicht auf persönliche Wünsche, mich aufs neue in den Dienst unserer livländischen Kirche zu stellen. Ohne Verstimmung und üble Nachrede in Mitau wird es nun nicht abgehen, — aber ich habe ein gutes Gewissen und will das übrige in den Kauf nehmen. Am 1. April war ich wieder zu Hause und will mit Gottes Hilfe ausharren. Eine Freude war mir Marias Freude in Riga auch Hans' Freude und die Freude unserer Hausleute über die Entscheidung. Magda hat mir treulich geholfen und durch ihre Freudigkeit mir das Herz fest zu machen gesucht. Die Arbeit hat sich während meiner Abwesenheit sehr gehäuft, so daß ich die Nacht zu Hilfe nehmen muß. Wie gerne würde ich Euch sehen und sprechen. Daß Debalg uns erhalten bleibt, wird Euch auch eine Freude sein. Ich muß schließen. Morgen beginnt meine Konfirmandenlehre." — . . .

An die Tochter:

Den 12. April 1894. „ . . . Gestern habe ich eine recht große Arbeit angesetzt und ausgeführt (zwei Bogen über Kirchenzucht), dieselbe geht an G. Ich glaube, der Rigasche Oberpastor wird mich um derselben willen zu den Rotten und Schwarmgeistern werfen. Aber der Talar eines landschen Pastors legt sich nun einmal nicht in so glatte Falten, wie der eines rigaschen Dompastors. Sehr viel liebe Briefe habe ich in dieser Zeit erhalten. Einige hinken den Ereignissen sehr nach, indem sie mich entweder abmahnen, nach Mitau zu gehen, oder meinen beschlossenen Weggang dorthin beklagen. Eulu scheint Dir ein etwas klägliches Bild von mir gegeben zu haben, als hätte ich einen Katzenjammer. Den habe ich, Gottlob, überwunden, und bin sehr gern und sehr glücklich und zufrieden in unserem lieben alten Neu-Debalg. Wäre es anders, so wäre es schnöder Undank.

Als ich vorgestern zur Kirche fuhr, kam mir Mutterchens Wort in den Sinn, das sie mir am Tage vor ihrem Sterben sagte: ‚Christus ist ein Siegesfürst, Schmach, wenn Du geschlagen wirst!‘ Nein, mein Kind, das wollen wir im Glauben festhalten, daß wir durch gute und böse Tage, durch fröhliche und trübe Stimmungen doch immer an der Hand unseres Heilandes von Sieg zu Sieg gehen, und wenn wir straucheln und fallen, so wird erst recht sein Sieg unser Sieg. . . .“

Wie im Jahre vorher, so brachte auch der Sommer 1894 dem Vater und den Kindern ein schönes ungetrübtes Beisammensein, während dessen sie sich in inniger Liebe aneinander freuen und im Verkehr mit Verwandten und Freunden den stillen ländlichen Aufenthalt im lieben vertrauten Nebalg genießen konnten. Sie ahnten nicht, daß es der letzte Sommer in der lieben alten Heimat sei, und daß es doch gelten sollte, Nebalg aufzugeben, und Abschied zu nehmen von all' den liebgewordenen Stätten, an welche die teuersten Erinnerungen sich knüpften.

Am 28. Oktober 1894 starb Oberpastor Lützens in Riga, und es erging an Emil Kaehlbrandt der Ruf, sein Nachfolger an der Petri-Kirche daselbst zu werden. Hatte er vor kaum einem Jahr den Ruf nach Mitau erst nach schwerem Kampf abgelehnt, so konnte er diesmal um so freudiger der Berufung nach Riga Folge leisten, als derselbe ihm gestattete, auch fernerhin innerhalb der Livländischen Landeskirche zu wirken und zu arbeiten. Außerdem erwachte wieder von neuem, lebhafter denn je, der Wunsch seiner Jugend, Prediger einer deutschen Stadtgemeinde zu werden, wo das geistige Leben reger pulsiert und die mannigfaltigen Beziehungen zu Personen gebildeter Kreise viel reichere Anregung bieten, als es auf dem Lande möglich ist. Dazu kam, daß manche traurigen Verhältnisse in der Neu-Nebalgschen Gemeinde ihm den Entschluß erleichterten,

denn wenn er auch nie einen Konflikt mit der Gemeinde gehabt hatte, und seine Stellung zu derselben bis zuletzt eine gute gewesen war, so brachten es doch die Zeitverhältnisse mit sich, daß er in den letzten Jahren vielfach über Zuchtlosigkeit und über nationale Hezereien in der Gemeinde zu klagen hatte, die dem Pastor das Arbeiten erschwerten und manches Band zwischen ihm und den Gemeindegliedern lockerten. Auch in seinen häuslichen Verhältnissen war mancher Umschwung vor sich gegangen, und seit dem Tode seiner ersten Gattin hatte er oft den Wunsch gehabt, in eine andere Umgebung zu kommen. Das alles wirkte zusammen und veranlaßte ihn, der Administration der Petri-Kirche eine zusagende Antwort zu geben. Am 19. Februar Dom. Invocavit hielt er seine Präsentationspredigt über den großen und reichen Text 2. Cor. 6, 1—10, der mit den Worten schließt: „Als die Traurigen aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts inne haben und doch alles haben“. — Obgleich Kaehlsbrandt mit Freude dieser Vokation nach Riga Folge leistete, so konnte er sich doch nur mit blutendem Herzen von seinem Heimathoden, seinem lieben Pebalg losreißen, wo er geboren und aufgewachsen war, wo er gewirkt und gekämpft und Gottes Wort verkündigt hatte in 32 jähriger treuer Arbeit, wo er Freude und Leid gesehen und Gottes Segen in reichem Maße erfahren hatte. Auch die Trennung von seiner Gemeinde und von seinem Wendenschen Sprengel wurde ihm nicht leicht. Ende Januar besuchte er noch die Konferenz in Wenden und sagt darüber:

„Die Konferenz hat mir das Herz nicht schwer gemacht, — wohl aber haben die Brüder mit ihrer reichen Liebe mir das Herz tief bewegt. Nun geht das Sichloslösen an, das ist schwer!“

Ein Teilnehmer erzählt von dieser Konferenz:

„Es war auf der Schlußsitzung der letzten Sprengelskonferenz, die den Propst mit seinen Pastoren vereinte. Seine Berufung an den St. Peter in Riga war schon erfolgt. Dem Abschiedswort an die Brüder im Amt legte er den Spruch 1. Joh. 1, 7 zu Grunde, von dem er sagte, daß er für die schwersten Stunden seines Lebens aus ihm Licht empfangen. Schwer kam ihm der dreifache Abschied an, von seinem Vaterhause, seiner Neu-Debalgschen Gemeinde, seinem Wendenschen Sprengel. Tief empfanden die Amtsbrüder es auch, daß eine Kraft von ihnen genommen werde, ihr Haupt von ihnen scheide. Einer sprach das Dankeswort im Namen aller. Dann aber trat aus dem weiten Halbkreis jeder einzelne zum Abschiednehmen an den Propst heran. Der erste ließ es nicht genug sein an Kuß und Umarmung, er beugte sich über des Propstes Hand, um sie zu küssen, ob der es ihm auch wehrte. Und wie der erste, so taten es alle, einer nach dem anderen zu ihm tretend, trotz seines Widerstrebens, auch seine Altersgenossen, auch seine Gegner. Es gestaltete sich der Abschied zu einer Art Defilier-Cour, zu einer Huldigung, wie sie zwischen Männern kaum je so vorkommt. — Kurze Augenblicke können zur Quittung dienen über lange Jahrzehnte. Sie sind wie die Spitze, welche eine ganze Pyramide zum Unterbau haben muß. Die Hochachtung für Propst Kaehlbrandt, welche bei jenem Abschied so zum Ausbruch kam, war tief begründet. Als christlicher Charakter hat er gewußt, seinem Hause vorzustehen, als treuliebender Pastor seine Gemeinde zu versorgen und zu überwachen. 32 Jahre hatte er als Glied, 11 Jahre als Haupt des Wendenschen Sprengels seine Vollkraft in den Dienst der Kirche gestellt.“

Sein Abschiedsschreiben an seine Sprengelsbrüder lautete:

Neu-Debalg, im Februar 1895.

An die Amtsbrüder

im Wendenschen Sprengel.

„Gestattet, lieben Brüder, dem aus Eurem Kreise Scheidenden noch ein letztes Abschiedswort, nehmt freundlich das Bekenntnis an, das ich Euch gegenüber abzulegen mich verpflichtet fühle, laßt Euch den Dank gefallen, den ich Euch schuldig bin, und laßt die Bitte gelten, die ich aus tief bewegtem Herzen an Euch richte.

Wer an einem Wendepunkt seines Lebens steht, der schaut zurück auf die durchmessene Wegstrecke und gedenkt derer, mit denen zusammen er gewandert ist. Ich erkenne es als eine große Gnade Gottes, daß er mich von Jugend auf in so lieber und treuer Gemeinschaft meinen Weg hat gehen lassen und mich hat hineinwachsen lassen nicht bloß in einen reichgesegneten Familien- und Freundeskreis, sondern auch in seine Gemeinde, in unsere teure lutherische Kirche und in den Bruderkreis derer, die er sonderlich in unserem Wendenschen Kreise zu Lehrern, Predigern und Hirten gesetzt hat. Die Personen haben gewechselt; viele, die meisten der teuren Väter ruhen in ihren Kammern — andere sind an ihre Stelle getreten. Ich bekenne, das mir der Wechsel oft schwer geworden ist. Mancher wird den Mangel persönlicher Sympathie empfunden haben und ist dadurch nicht so innig hineingewachsen in die Gemeinschaft unseres Sprengels, als es für ihn selbst und den Sprengel gut gewesen wäre. Die nationalen und die sozialen Verhältnisse unserer Heimat stellen jedem einzelnen von uns die Aufgabe, sich selbst zu verleugnen, Vorurteile zu überwinden, vorsichtig zu wandeln, sich in die Zeit zu schicken und mit allem Fleiß die Einheit des Geistes zu halten durch das Band des Friedens. Dieser Aufgabe bin ich mir von Jahr zu Jahr immer mehr bewußt geworden, habe es aber auch immer schmerzlicher erfahren an mir und an anderen, wie der alte Adam sich

dagegen auflehnt. Vorurtheile, Gewohnheiten, Naturanlagen und persönliche Neigungen oder Abneigungen können nie als Entschuldigung dienen für Versündigungen, die wir uns zuschulden kommen lassen, durch die wir Anstoß geben, also daß unser Amt verlästert wird. Es bleibt nur das Zöllnergebet: ‚Gott sei mir Sünder gnädig!‘ Mit diesem Seufzer im Herzen bekenne ich auch vor Euch, lieben Brüder, daß ich nicht nur in meinem persönlichen Leben, nicht nur meiner Neu-Debalgschen Gemeinde, sowohl der großen lettischen als auch der kleinen deutschen Gemeinde und ihren Gliedern gegenüber — sondern daß ich auch Euch gegenüber viel gesündigt habe durch hochmütiges und herrisches, durch lieblos unfreundliches, durch leidenschaftliches, heftiges, ungeduldiges und dann wieder durch fleischlich-träges Wesen. Oft habe ich geredet, wo ich hätte schweigen und geschwiegen, wo ich hätte reden sollen, und statt alle Dinge zum besten zu kehren, habe ich oft verschlimmert, was ich bessern wollte. Gott vergebe mir meine persönlichen, meine Pastoren-, meine Probstsünden und lasse keine unvergebene Sünde mit mir gehen.

In den 32 Jahren meiner Amtsführung habe ich die Köstlichkeit des Pastorenamtes durch Gottes Gnade immer reichlicher erfahren. Das Evangelium zu predigen, die Kinder zum Kinderfreunde zu führen, die Angefochtenen zu stärken, hier und da einem tief Gefallenen Gottes rettende Gnade zu bringen, Kranken und Sterbenden Lebenshoffnung und Siegesgewißheit zu geben und um Christi willen dann und wann auch ein wenig Schmach zu tragen — das ist köstlich, so köstlich, daß wir armen Sünder des hohen Berufes wahrlich nicht wert sind. Aber ‚aus Gnaden sind wir, was wir sind‘ — und Gott gebe, daß wir hinzufügen dürfen: ‚Seine Gnade ist nicht vergeblich an uns gewesen‘. — Mir ist die Köstlichkeit und Hoheit unseres Amtes doppelt zum Bewußtsein gekommen, seitdem ich als Probst Gelegen-

heit gehabt habe, auch in Eurer Amtsführung hineinzublicken und mich von Eurer brüderlichen Liebe und Eurem Vertrauen getragen gefühlt habe. Durch das Probstant ist mein Pastorenamt nicht geschädigt, sondern gehoben und verklärt worden. Habt herzlichen, innigen Dank für Eure Liebe, die mich getragen, für Euer Vertrauen, daß mich gestärkt hat, für den Segen, den ich in Eurer Gemeinschaft und durch Euch empfangen habe und der mich in die neue Arbeit begleiten soll.

Und nun zum Schluß eine herzliche, dringende Bitte! Die Zeiten sind hin, da wir uns selbst gürteten und gingen, wohin wir wollten. Jetzt gilt, es die Hände ausstrecken, sich von Fremden gürtet und hinführen lassen auch dorthin, wohin wir nicht wollen. Die Passionszeit, die für unsere liebe lutherische Kirche gekommen ist, stellt uns vor die ernste Gewissensfrage, die der Herr an uns wie einst an Simon Petrus richtete: ‚Hast Du mich lieb?‘ Nur wenn wir mit Petrus ihm antworten dürfen: ‚Du weißt, Herr, daß ich Dich lieb habe‘ — nur dann dürfen wir Seine Schafe weiden, nur dann können wir ihm das Kreuz nachtragen. Wir haben bisher trotz mancher Schwankungen des einen und anderen doch fest zusammen gestanden in Erfüllung unserer Pflicht denjenigen Gemeindegliedern gegenüber, die wider ihren Willen unter ein fremdes Joch gebeugt werden sollen. Der eine und andere hat um seiner Pflichterfüllung willen Unrecht leiden müssen, und mancher wird vielleicht noch hinausgestoßen aus Amt und Haus. Da bitte ich Euch dringend und herzlich, meine lieben Brüder: ‚Lasset Euch die Hitze, die Euch begegnet, nicht befremden, als widerführe Euch etwas seltsames, sondern freuet Euch, daß Ihr mit Christo leidet, auf daß Ihr auch zu der Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit Freude und Wonne haben möget‘ (1. Petri 4, 12, 13). Lasset den Kampf, in den Gott uns den äußeren Feinden gegenübergestellt hat,

dazu dienen, daß alle fleischlichen Spaltungen und Parteiungen in unserer eigenen Mitte verschwinden und wir das Bekenntnis unserer Liebe zum Herrn dadurch betätigen, daß wir je mehr und mehr den alten Menschen mit seinen Werken ausziehen und den neuen anziehen, der erneuert wird zu der Erkenntnis nach dem Ebenbilde dessen, der ihn geschaffen hat, da nicht ist Grieche, Jude, Beschneidung, Vorhaut, Ungrieche, Skythe, Knecht, Freier, sondern alles und in allem Christus' (Col. 3, 10, 11).

Gott segne unseren Wendenschen Sprengel in all' seinen Gliedern! Gott segne die Gemeinden des Wendenschen Sprengels! Gott segne Euren Propst, den Ihr wählen werdet! Gott segne unsere teure lutherische Kirche!

In treuer, dankbarer, fürbittender Liebe bleibt Euch auch ferner verbunden

Euer Bruder

Emil Kaehlbrandt."

Am Bußtage, den 22. Februar, hielt er den letzten deutschen Gottesdienst und richtete herzliche Abschiedsworte an seine kleine deutsche Gemeinde. Am 28. Februar versammelte sich zum letzten Male ein Kreis von Verwandten und Freunden in Neu-Pebalg, „in unserem, noch unserem Pebalg“, wie der Hausvater schreibt. Am Geburtstage der heimgegangenen Mutter schreibt er der Tochter den letzten Brief aus Pebalg:

Den 3. März 1895. „Mein liebes Mariechen! Heute ist Mutterchens Geburtstag. Vor 30 Jahren feierten wir ihn zum erstenmal zusammen hier in Pebalg. Vor 4 Jahren fehlte sie uns, — und, Ihr lieben Kinder, hattet ihr Bild auf den Geburtstagstisch gestellt. Heute ist das Haus schon halb leer und wüste. Niling und Lulu haben das Grab mit Kränzen geschmückt und ich habe auf dem Rückwege von der Kirche dort am schneebedeckten, blumengeschmückten Hügel Gott gedankt für allen Segen, der von

ihr und durch sie Euch und mir gekommen ist. Ach, daß der alte Segen auf den neuen Wegen mit mir ginge! — Die ersten Fuhren sind abgefertigt. Ich kann Dir nicht sagen, mit welchem Wehgefühl ich ein Stück des alten Hausgerätes nach dem anderen hinaus schaffen lasse. Es muß ja sein, und je rascher, desto besser. Heute habe ich mich vom alten Herrn S. verabschiedet. Der alte Sonderling weinte und schluchzte wie ein Kind. Der Besuch der Freunde am 28. Februar war noch ein heller Sonnenstrahl in unserem lieben, gewohnten Heim. Das Nähere erzählen wir Euch mündlich. Sehr schwer ist der nicht abreißende Strom von lettischen Besuchern. Ich werde hundertmal unterbrochen, und kann nicht mehr schreiben. Es schwirrt im Kopfe und im Herzen . . . Gott helfe!"

Am 12. März kommunizierte er noch mit seinen Angehörigen und am 14. März galt es Abschied nehmen von Neu-Debalg.

X. Abschnitt.

Oberpastor in Riga.

Emil Kaehlbrandt stand nun an einem Wendepunkt seines Lebens. Es begann für den 59jährigen Mann eine Arbeit in einem neuen, ihm noch fremden Arbeitsfelde. In bezug auf geistige Frische und Regsamkeit stand er noch auf der Höhe, und konnte es darin mit manchem Jüngling aufnehmen. Sein Denken und Empfinden war vielfach noch getragen von Idealismus und jugendlicher Begeisterung. Da er es verstanden hatte, sich in dieser Hinsicht so jung zu erhalten, so hatte er auch jetzt noch als älterer Mann ein weitgehendes Verständniß und liebevolles Mitgefühl für die Jugend, nicht nur für ihre Freuden, sondern auch für ihre Thorheiten. Auch körperlich stand er noch in rüstigster Manneskraft. Obgleich er seit mehreren Jahren an einem Magenübel litt und bisweilen auch mit rheumatischen Beschwerden zu kämpfen hatte, so ließ er sie doch nicht Herr über sich werden, denn er war nie gewohnt gewesen, Rücksicht auf sich und sein körperliches Wohlbefinden zu nehmen. Bei ihm dominierte der Geist; darum konnte er Strapazen und körperliche Anstrengungen besser ertragen, als mancher junge Mann. Erst die schwere und angreifende Arbeit an der Stadtgemeinde hat im Laufe der Jahre seine Gesundheit und seine Körperkräfte untergraben, der Geist blieb bis zuletzt rege und frisch.

Am Sonntag Judika, den 19. März, fand in der Petrikirche die Introdution durch den Generalsuperintendenten Hollmann statt, und es begann nun für den neuingeführten Prediger eine schwere Arbeitszeit, denn die stille Woche und Ostern standen vor der Tür. Über die ersten Eindrücke in Riga schreibt er einem lieben Freunde:

Den 22. März 1895. „Mein geliebter Bruder! Dein telegraphischer Gruß, der mich beim Eintritt in mein neues Heim begrüßte, war mir ein so warmer Sonnenstrahl treuer Bruderliebe, daß meine Augen sich mit heißen Tränen füllten und ich Dir gern die treue Hand gedrückt hätte. Aber nicht wie ein ‚streitbarer Held‘ bin ich in Riga eingezogen, sondern wie einst Paulus in Korinth, ‚mit Schwachheit und mit Furcht und mit großem Zittern‘ (1. Kor. 2, 3). Über die Erkrankung meiner Frau, über die Introdution und das ‚Introduktions-Diner‘ hat Lulu Dir kurz berichtet. Mich treibt es nur, Dir für Deinen lieben treuen Gruß zu danken, der durch Gustav Seesemanns Gruß schön ergänzt wurde (Psalm 18, 33—36), und Dir zu sagen, daß nach den Wochen des Abschieds, in denen ein Stück des alten Heimatlebens nach dem anderen begraben wurde, mir der Introdutionstag wie ein Auferstehungstag war, an welchem ich Gottes Segen gespürt habe in der Kirche, im Hause, auch am Krankenbett meiner lieben Frau. In wirkliche Amtstätigkeit bin ich bisher nur soweit hineingekommen, als die täglichen Sprechstunden es mit sich bringen, habe aber in denselben den Eindruck gewonnen: Der Herr hat ein großes Volk in dieser Stadt. Übermorgen werde ich den ersten Passionsgottesdienst halten, am Sonnabend zu Mariä Verkündigung predigen, dann täglich um 9 Uhr morgens die ganze Woche hindurch Beichte und Kommunion, am Gründonnerstag auch die Predigt und dann am ersten Osters tage wieder predigen. Am 10. April beginne ich Konfirmandenlehre mit der ‚gebildeten‘ Jugend. Die Anmeldungen

zur Kommunion und die schon jetzt stattfindenden Anmeldungen der Konfirmanden sind mir sehr lieb, lehrreich und interessant. Bisher ist mir viel Freundlichkeit und Zutrauen entgegengebracht worden . . . Heute erhielt ich sehr liebe Briefe aus der alten Heimat, habe sie gelesen, mit meinen Tränen begossen und mich ihrer in inniger Dankbarkeit gefreut. „O Heimatliebe, Heimatlust, Du Born der Sehnsucht unergründet!“ —

Schon im Juli konnte er schreiben:

„In der Gemeinde glaube ich Fuß gefaßt zu haben, bei den großen und auch bei den kleinen Leuten. Gesundheitlich geht es mir sehr gut . . . Meine Freude ist das Predigen in der schönen Petrikirche. Die Nötigung sehr gründlicher Predigtvorbereitung ist mir heilsam und anregend, und ich sehe mit Freuden, daß die Arbeit nicht vergeblich ist. Die Exegese muß mir den Mangel wissenschaftlicher Arbeit ersetzen . . . Ich habe sonntäglich gepredigt, stets vor sehr gefüllter Kirche . . .“ —

Sowohl die Administration der Petrikirche als auch viele Gemeindeglieder kamen ihrem neuen Prediger mit Vertrauen und mit Beweisen der Liebe und Freundlichkeit entgegen, und wenn auch anfangs mancher geborene Rigenser im stillen darüber gezrollt hat, daß von nun an ein Ländler, „ein Bauernpastor“, auf der Petrikanzel stehen sollte, so hat Kaehlbrandt mit Gottes Hilfe solche Vorurteile zu überwinden verstanden, und sich im Laufe der Jahre die Liebe und Anerkennung des größten Theils seiner Gemeinde zu erwerben gewußt. Durch die ihm eigene Elastizität und Leichtlebigkeit fand er sich nicht nur bald in die neuen Verhältnisse hinein, sondern er lebte sich auch ein und fühlte sich wohl darin. Pastor Döbner sagt darüber:

„In Riga fand er seine einzige Tochter und deren Mann, Pastor Treu, mit ihrer Kinderschar und seinen nächstjüngeren Bruder Johannes, der Pastor an der Martins-

kirche war, mit Frau und Kindern vor. So scharte sich um ihn, seine Frau und zwei Pflegetöchter dort ein großer Familienkreis. Ebenso fehlte es nicht an zahlreichen Freunden und Bekannten, teils von der Universität her, teils aus späterer Zeit, die ihn willkommen hießen. Es fanden sich überall hin Beziehungen, die er bereitwilligst aufnahm. Namentlich genoß er die häufige Berührung mit den Spitzen der Geistlichkeit und der Ritterschaft, die teils gesellschaftlicher Art war, teils aber an ihn herantrat, indem seine Meinung eingeholt wurde. Er war dadurch immer über den Gang der Dinge in der Leitung der Kirche und der Landesangelegenheiten unterrichtet und empfand es bei seinem Interesse für unsere Kirche und das Wohl der Heimat auf das wohlthätigste. — Von hohem Interesse aber war für ihn auch die Umschau in dem Leben und dem Organismus der großen Stadt, in die seine Amtsarbeit ihn einführte. Er hatte mit den Lebensverhältnissen seiner Gemeinde bekannt zu werden, mit dem Beruf und der Arbeit der Literaten, der Kron-, Stadt- und Landesbeamten, der Industriellen und Großkaufleute, der Gewerbetreibenden und Arbeiter. Sie alle gehörten zu seiner Gemeinde und bildeten für ihn eine zum Teil neue Welt. Ebenso war die Art der Amtsführung für ihn zum Teil neu. Er hatte sich an das Gedränge und den steten Wechsel der Anliegen in den Sprechstunden zu gewöhnen, an die Teilung der Gottesdienste zwischen drei Pastoren an einer Kirche, an die städtische Praxis der kirchlichen Armenpflege, die städtische Art der Beteiligung der Pastoren an der Schulleitung u. a. m. Die größte Sorgfalt verwendete er auf die Ausarbeitung seiner Predigten und fand auch eine stets gefüllte Kirche und dankbare Gemeinde. War für den weniger gebildeten Teil vielleicht manches zu hoch, ohne daß er es wollte, so fand sich doch auch in jeder Predigt für diese Gemeindeglieder ein Kern, der sie faßte, so daß auch sie erbaut nach Hause

gingen. Es war die alte und doch stets neue Botschaft vom Heil in Christo, die er den bußfertigen Sündern hier ebenso wie früher auf dem Lande verkündete. Von modernen Predigten und besonderen Bedürfnissen der Gebildeten hielt er nichts. Alle Menschen galten ihm in gleicher Weise desselben Heiles bedürftig. Christus habe wohl gesagt, man solle sich hüten, daß man den Kleinen kein Ärgernis gebe, aber von den Gebildeten habe er nirgends gesprochen, wandte er gegen das Bedürfnis nach modernen Predigten ein.“ —

Aus demselben Grunde führte er es nach einigen Jahren in seiner Gemeinde ein, daß er nicht, wie es in den meisten Stadtgemeinden üblich war, besondere Konfirmandenlehren für Schüler und Schülerinnen höherer und niederer Lehranstalten hielt, d. h. mit anderen Worten, eine Lehre für Gebildete und eine für Ungebildete. Diese Unterscheidung paßte ihm nicht. Von nun an hielt er jährlich eine Knabenlehre und eine Mädchenlehre. Die Konfirmandenlehre war für ihn die schwerste und angreifendste Arbeit. Nicht nur bereitete er sich zu jeder einzelnen Stunde sorgfältig vor, sondern er setzte jedesmal sein ganzes Können und Wissen ein, die Kinder zu fassen, ihnen ans Herz zu greifen. Darum war es für ihn nicht nur intensive Geistesarbeit, sondern ihn tiefbewegende Herzenssache. Das mußten die Kinder herausfühlen, und deshalb hat sein Konfirmationsunterricht auch gewiß viel reichen Segen getragen. Seine Stunden wurden nicht nur von den Konfirmanden gerne besucht, sondern auch Erwachsene erbatene sich die Erlaubnis, daran teilnehmen zu dürfen, und es war keine Konfirmandenlehre, bei der er nicht eine Anzahl von freiwilligen Zuhörern und Zuhörerinnen hatte. — Der Konfirmandenunterricht, die richtige Verteilung, Ausnutzung und Vertiefung des im kleinen Katechismus gegebenen Stoffes, war ein Gegenstand, der ihn so sehr beschäftigte und interessierte, daß er mehrere Jahre an einem größeren Werk darüber schrieb, welches

für den Druck bestimmt war. Leider ist es unvollendet geblieben.

Nach dem Vorbilde mehrerer anderer Stadtkirchen führte Kaehlbrandt auch in der Petrikirche Kindergottesdienste nach dem Gruppensystem ein, die bald zahlreich besucht wurden. Es gelang ihm, auch einen Kreis von Helferinnen zu bilden, die sich mit Lust und Liebe dieser Aufgabe widmeten. Die Vorbereitungsstunden, die er jeden Donnerstag nachmittag mit ihnen in seiner Wohnung hielt, werden mancher der Damen wohl in unvergeßlicher Erinnerung bleiben. Auch die Liebe und das Vertrauen der Kinder wußte er sich bald zu gewinnen, denn er besaß in hohem Grade die Gabe, sich sowohl in Kinderpredigten und Katechesen, wie namentlich auch im persönlichen Verkehr, dem Verständnis und Interesse der Kinder anzupassen. So oft es ihm möglich war, machte er auch den jährlich von den Damen veranstalteten Ausflug ins Grüne mit, marschierte dann wohl wie ein Jüngling an der Spitze der Kinderschar, sang mit ihnen Volkslieder, spielte die beliebten Spiele mit, gab Rätsel auf und erfreute sich an dem fröhlichen Treiben der Kinder.

Um die Gottesdienste in der Petrikirche durch mehrstimmigen Chorgesang zu schmücken, rief er einen Kirchenchor unter der Leitung des Organisten der Petrikirche ins Leben, der mit der Zeit immer mehr anwuchs, und nun in wirksamer Weise dazu beitrug, auch die liturgischen Passions- und Weihnachtsgottesdienste zu schmücken und zu unterstützen. — Sovieel in seinen Kräften stand, nahm er sich der Armenpflege in seiner Gemeinde an, wobei eine Gemeindegewesener und eine Anzahl wohlgesinnter Damen ihm hilfreich beistanden. Er verstand es, das Interesse für die Armen wachzurufen und um Hilfe für sie zu bitten, und eine Freude und Befriedigung war es für ihn, wenn seine Bitten nicht ungehört verhallten, und namentlich um die Weihnachtszeit oft reiche Gaben durch seine Hände gingen. In den Winter-

monaten hielt er in der Petrikirche Missions- und Bibelstunden, die dazu dienen sollten, die geistigen Interessen seiner Gemeinde zu fördern und zu vertiefen.

Kaehlbrandt hatte eine bequeme Wohnung an der Jakobstraße bezogen, die er nach ein paar Jahren mit einer noch freundlicheren und geräumigeren vertauschte. Anfangs lebten seine Kinder in seiner Nähe und er konnte sich täglich an dem Gedeihen der Großkinder erfreuen. Im September 1906 wurde der Schwiegersohn zum Pastor der Trinitatiskirche erwählt, und zog mit seiner Familie in das sechs Werst außerhalb der Stadt gelegene Pastorat. So sehr der Vater sich auch dieser Veränderung für seine Kinder freute, so waren sie ihm nun doch weiter gerückt und es gab seltener als bisher ein gemütliches Beisammensein. Ein besonderer Festtag war es stets für Kinder und Großkinder, wenn der Großpapa sich einmal für einen Nachmittag freimachen und ins Trinitatis-Pastorat hinausfahren konnte. Im Herbst 1896 heiratete die jüngere Pflgetochter. Bald darauf starb eine alte Tante seiner Frau, die in den letzten Jahren bei ihm im Hause lebte. Er schreibt darüber:

Den 4. Dezember 1896. „ . . . Gestern Nachmittag um 2 Uhr ist unsere alte Tante f. sanft entschlafen . . . Am 11. November feierte sie noch mit uns und mit Treu's zusammen das heilige Abendmahl und ist direkt von der Abendmahlsfeier ins Kranken- und Sterbett gegangen. Zwei Stunden nach ihrem Tode wurde im Trinitatis-Pastorat ein gesunder Knabe geboren, also der vierte Großsohn. So hat Gott der Herr uns Ende und Anfang eines Menschenlebens nahe zusammen vor die Augen gerückt. Wir stehen zwischen Anfang und Ende, aber dem Ende viel näher als dem Anfang. Gottlob, daß das Ende nicht Tod und Grab, sondern Leben und Seligkeit ist. Jede Rückschau stimmt wehmützig; denn was

hinter uns liegt ist ein Gewebe, in welchem viel Sünde und Torheit, und noch mehr Gnade und Segen zusammengewebt ist. Die verblichenern Farben kommen auf Rechnung unserer Torheit und Sünde, und es ist gut zur Demütigung, sich dieselben bisweilen anzusehen. Was unvergänglich schön und dauernd ist, das kommt auf Rechnung der Gnade. Dessen wollen wir stets in dankbarer Freude eingedenk bleiben. Magda ist durch die letzten Krankheitswochen recht angegriffen, hält sich aber doch ganz tapfer, und trägt nur daran schwer, daß das Stadtleben ein stilles, gemüthliches Leben im Hause sehr erschwert. Es sind meist nur die wenigen Stunden gemeinsamer Mahlzeit, in denen die Gemüthlichkeit zu ihrem Rechte kommt. Ich habe mich ganz in mein Amtsleben hineingefunden, finde viel freundliches Entgegenkommen und unverdiente Anerkennung, und bedaure nur, daß Magda durch ihren Gesundheitszustand verhindert ist, an der Freundlichkeit mehr Theil zu nehmen, die uns beiden gilt.“

Kaehlbrandt lebte nun allein mit seiner Frau und seiner Pfliegerochter Miling. Häufig weilte aber auch noch ein Gast, etwa die eine oder andere Nichte in seinem Hause, bis dann das freistehende Zimmer dauernd von einer älteren Cousine bezogen wurde. Viele Sorge machte ihm die große Kränklichkeit seiner Frau, deren Zustand es von selbst verbot, einen ausgedehnteren geselligen Verkehr, wie er meist in den Pastoraten stattfindet, zu pflegen. Derselbe beschränkte sich meist auf die nächsten Verwandten und einige Freunde. Eine besondere Freude war es dem Hausherrn daher, wenn der Gesundheitszustand seiner Frau es doch einmal gestattete, bei irgend einer besonderen Gelegenheit am Abend einen Kreis von Verwandten und Bekannten bei sich zu sehen, und sie in festlicher Weise aufzunehmen und zu bewirten. Wie frisch und heiter konnte er dann sein, wie leuchteten dann seine Augen, wenn er

durch Scherz und anregende Unterhaltung, bisweilen auch durch das Vorlesen eines interessanten Aufsatzes aus einer Zeitschrift, seine Gäste zu unterhalten suchte, und sich selbst des gemüthlichen Beisammenseins freute. Emil Kaehlbrandt war von jeher als guter Tischredner bekannt und verstand es meisterhaft, in kernigen, knappen Sätzen, oft in humorvoller Weise Scherz und Ernst zum Ausdruck zu bringen, bisweilen auch in Versen. Es war einst, bei Gelegenheit seines Geburtstages, da eine größere Tafelrunde um seinen Tisch versammelt war, als er sich von seinem Platze erhob, und mit bewegter Stimme folgenden Trinkspruch ausbrachte:

Ich wuchs heran im Tannenwald,
Und mit den Tannen ward ich alt,
Hab' dort, am lieben Heimortort
Verkündigt lange Gottes Wort.

Dort war mein Saat, mein Erntefeld,
Mein Elternhaus, mein eigen Zelt,
Und die, die ich verloren hab',
Dort legt ich sie in's kühle Grab.

Dann leitete mich Gottes Hand
Hierher in einen neuen Stand,
St. Peters Haus, so hoch gebaut,
Ward meiner Pflege anvertraut.

Was ich bisweilen dort entbehrt,
Hier ward es reichlich mir beschert,
Und manches schätzt man hier gering,
Woran ich dort mit Liebe hing.

So wechselte das Einst und Jetzt
Und eines nur bleibt unverletzt,
Des großen Gottes Huld und Treu
War jeden neuen Morgen neu.

Nun heb' ich heut' mit Lust, mit Leid
Mein Glas empor, tu Euch Bescheid
Mit einem Sprüchlein, wohlbedacht,
Bei dem das ganze Herz mir lacht:

„Gott walt's, daß fromme, deutsche Art,
„Bei uns in Stadt und Land gewahrt,
„Auch unsern Kindern eigen bleibt,
„Bis man das Jahr 2000 schreibt!“

Nach der jahrelangen Einsamkeit auf dem Lande war es Kaehlbrandt ein wohlthuender Genuß, hier in der Stadt nun häufiger mit Amtsbrüdern verkehren zu können, und wenn unter den Rigaschen Amtsbrüdern ihm anfangs auch keiner so nahe stand, wie seine alten Freunde im Wendenschen Sprengel, so brachte der Umgang mit ihnen ihm doch viel Anregung und Förderung. Regelmäßig besuchte er die wöchentlich einmal stattfindenden theologischen Abende, nahm an den Verhandlungen dieser Konferenzen lebhaften Anteil und brachte nicht selten einen Vortrag mit. Sein Wort wurde gern gehört und seine Meinung galt viel bei den Amtsbrüdern. In späteren Jahren wurde er zum Leiter dieser Abende erwählt. Noch lieber war ihm ein, aus einem engeren Kreise von Pastoren bestehender, „kleiner theologischer Abend“, der zweimal im Monat, abwechselnd bei einem der Amtsbrüder stattfand. Dort wurde fortlaufend ein größeres wissenschaftliches Werk durchgenommen, und zu jedem Abend hatte einer der Teilnehmer den eben vorliegenden Abschnitt zu bearbeiten und ein Referat mitzubringen. Eine Frucht dieser Abende war Kaehlbrandts, für die Provinzialsynode bestimmter und später in den „Mitteilungen“ gedruckter Vortrag über Professor Alexander von Wettingens letztes Werk, seine lutherische Dogmatik. Als der Vortrag erschienen war, schrieb ihm der Verfasser:

Den 2. November 1903. „Lieber alter Freund und Kampfgenosse! für Deine freundlichen Zeilen und für den Ausdruck Deiner vielleicht allzu freundlichen Beleuchtung meiner Dogmatik sage ich Dir herzlichen Dank. Ich sage ‚allzu freundlich‘ — weil ich gerne noch ‚Kritik‘ gewünscht hätte, um daraus zu lernen. Aber soviel ich sehe, sind es nur zwei Punkte, in Betreff deren Du mir einen leisen Vorwurf machst. Und gerade da hast Du mich nicht überzeugt! Du wirst wohl gleich denken: so sind die eragierten Dogmatiker! Tritt man ihnen ehrlich in irgend welchem Punkte entgegen, gleich reagieren sie und wollen Recht behalten! — Nein, mein Lieber, so ist es nicht. Nur Klärung — sogenannte Aufklärung — wünsche ich, um dem etwaigen Mißverstände oder der Mißdeutung zu begegnen.“ (folgt die Auseinandersetzung der beiden Punkte.) „... Aber im Grunde sind dies Differenzen, nicht sachliche, sondern formale. Ich freue mich, daß Du in der Sache, auf die es uns ankommt, mit mir so herzlich und herrlich übereinstimmst, und drücke Dir dafür die Bruderhand aufrichtig und warm! In alter Treue Dein

A. v. Wettingen.“

An verschiedenen Institutionen und Vereinen, welche dem Bau des Reiches Gottes dienen, arbeitete er mit. So war er Präses der Rigaschen Sektion der evangelisch-lutherischen Bibelgesellschaft Rußlands, und gehört zum Verwaltungsrat des Pfarrteilungsfonds der Unterstützungskasse evangelisch-lutherischer Kirchen Rußlands und wurde Mitglied des Stadt-Schulkollegiums, dessen Sitzungen freilich durch die Anwesenheit der russischen Regierungs-Schulbeamten, die natürlich andere Ansichten vertraten als die deutschen Glieder desselben, für letztere oft recht unerquicklich wurden.

Mit verschiedenen seiner Studiengenossen kam Kaehlbrandt in Riga wieder in Berührung und alte Beziehungen wurden angeknüpft, nicht nur mit in Riga lebenden Freunden, sondern auch mit solchen, die weit in der Welt zerstreut waren, aber bei einem Besuch in der Heimat doch die Vaterstadt und die alten Genossen dort aufsuchten. So kam es, daß Kaehlbrandt mehrere Male die Freude hatte, seinen alten Freund und Landsmann Julius Eckardt bei sich zu sehen und die Jugendfreundschaft zu erneuern und zu vertiefen. Er stand bis zuletzt mit ihm in Briefwechsel. Es bildete sich in Riga ein Philisterkomitee der Livonia, welches mit dem Konvent derselben in Dorpat in reger Verbindung stand und zu dessen Präsidium Kaehlbrandt gehörte. Die Feier des 75 jährigen Bestehens der Livonia am 20. September 1897 brachte ihm schöne, genußreiche Tage in der alten Embachstadt und weckte manche Erinnerungen an die vergangene Jugendzeit, an Freuden und Leiden des Studentenlebens. Zu dieser Feier dichtete er nach dem alten livländischen Motto: „Einer für alle, alle für einen!“ das folgende Festlied:

Seht ihr die rot-grün-weiße Fahne wehen?

Herbei, herbei zur Fahnenwacht!

Laßt Jung und Alt im Glied zusammenstehen,

Als ging es zur Entscheidungsschlacht!

„Einer für alle“, ihr Brüder stimmt ein!

„Alle für einen“ — soll's Lösungswort sein!

Es grollt der Feinde Zorn gleich Wetterschlägen, —

Steht fest, ihr Brüder, im Gefecht!

Im Herzen Gott und in der Faust den Degen!

Was Recht ist, muß doch bleiben Recht!

„Einer für alle“ — den Feinden zum Trutz!

„Alle für einen!“ — Dem Rechte zum Schutz!

In uns'rer alma mater heil'gen Hallen
Qualmt fremde Blut auf dem Altar; —
Soll uns der Wahrheit Mut darob entfallen?
Was wahr ist, bleibet dennoch wahr!
„Einer für alle!“ — der Schein muß vergeh'n!
„Alle für einen!“ — Die Wahrheit bleibt steh'n! —

Was uns're edlen Väter einst erbauten
In freier, froher Jugendlust, —
Was sie als Geisteserbe uns vertrauten,
Wir tragen es in treuer Brust;
„Einer für alle!“ — so klinge es fort!
„Alle für einen!“ — im Werk und im Wort!

Recht, Wahrheit, Freiheit — unser Erb' und Eigen!
Was scheeret uns der feinde Macht?
Kleinmüt'ges Zagen müsse schweigen!
Wir halten froh die Fahnenwacht.
„Einer für alle!“ in Not und Gefahr!
„Alle für einen!“ — so machen wir's wahr!

Ein donnernd Hoch dem rot-grün-weißen Bande,
Das je und je uns fest umschlang!
Erhebt das Glas! es gilt dem Vaterlande!
Stoßt an, trinkt aus! mit Sang und Klang:
„Einer für alle“ — ihr Brüder stimmt ein!
„Alle für einen!“ — soll's Lösungswort sein!

Ein Jahr darauf, zur Jubiläumsfeier der Fraternitas Rigensis, durfte Kaehlbrandt als Abgeordneter des Philisterkomitees der Livonia in Riga der Schwesterkorporation die festgrüße überbringen und eine von ihm verfaßte Adresse überreichen. Seine Ansprache lautete:

„Meine Herren Chargierten!

Den zahlreichen Begrüßungen, die Sie heute von allen Seiten empfangen, habe ich einen Festgruß hinzuzufügen im Auftrage und im Namen der in Riga lebenden Philister der Livonia. Wenn ich nur im Namen dieser die Ehre habe, Ihnen zum heutigen Festtage einen herzlichen Gruß zu überbringen, so bitte ich Sie, meine Herren, davon überzeugt zu sein, daß die auf dem Lande zerstreut lebenden Philister der Livonia sich keineswegs von dieser Kundgebung haben ausschließen wollen. Das müßten schlechte Livländer sein, in deren Herzen die Festfeier der Fraternitas Rigensis keinen freudigen Widerhall finden würde. Wie das Fest der Livonia im vorigen Herbst sich zu einem allgemeinen Landesfest gestaltete — so soll auch das heutige Fest der Fraternitas Rigensis im ganzen Lande das patriotische Bewußtsein aufs neue wachrufen, das in jenem alten Burschenliede von Geschlecht zu Geschlecht fortlebt:

Wo Kraft und Mut in deutschen Seelen flammen,
fehlt nie das deutsche Schwert beim Becherklang;
Wir stehen fest und halten treu zusammen
Und rufen's laut in feurigem Gesang:
Mag Fels, mag Eiche splintern,
Wir wollen nicht erzittern!

Aber das allgemeine Interesse, von dem Ihre heutige Festfeier im ganzen Lande getragen wird, wird für die in Riga lebenden Philister der Livonia noch verstärkt durch ein persönliches Interesse, das ich Ihnen gegenüber auszusprechen beauftragt bin. Wie auch die gegenseitigen Beziehungen der beiden Schwesterkorporationen Livonia und Fraternitas Rigensis zu einander sich seit ihrer Stiftung gestaltet haben mögen — beide sind doch aus einem Geiste geborene, auf dem historischen Boden unserer gemeinsamen baltischen Heimat erwachsene, nach einem Ziele strebende Verbindungen.

Mag sein, daß manche Reibungen von der einen und von der anderen Seite bei kaltem, ruhigem Blut hätten vermieden werden können! Wer kann und wird denn der Jugend stets kaltes und ruhiges Blut zumuten. Heißes Blut und kalter Stahl ist nun einmal der deutschen Jugend Art und Unart. Gottlob, daß unsere baltische Jugend noch deutsch ist, daß sie trotz der in den verwüsteten Schulen geübten Geistesdressur — noch ferne ist von bleichsüchtiger Nüchternheit und greisenhafter Kaltherzigkeit — daß sie noch heißblütig genug ist, um unter dem lebhaften Impuls des Augenblickes zu freiem Wort und rascher Tat zu schreiten. Noch heißt es bei ihr:

„Und hauen wir einmal über die Schnur,
Wer will uns solches verwehren!
Das ist nun einmal uns're Natur,
Zum Teufel mit Euren Lehren!“

Behält doch das Dichterwort sogar bis ins Mannes- und Greisenalter seine Wahrheit: „Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt, der lasse sich begraben!“

Aber anders als in der freien, frohen Burschenzeit gestalten sich die Verhältnisse freilich im späteren praktischen Berufsleben. Das Leben würfelt bunt durcheinander, die einst in gesonderten Verbindungen zusammenstanden. Wohl soll auch da in keinem die Flamme jugendlicher Begeisterung erlöschen, und gerade das heutige Fest zeigt es, wie hell sie noch lodert in der Brust der Männer und selbst der Greise — wohl sollten auch da die Ideale der Jugend keinem verloren gehen, sie sollen die Arbeit des Mannes durchgeistigen, sie sollen im Kampf des Lebens ihn stählen. Aber wenn diese Ideale einem jeden bis ins späteste Alter naturgemäß in den Farben leuchten, an denen sie sich einst in der Brust des Jünglings entzündeten, so sind die verschiedenen Farben doch — wie ein hochverehrter Mann aus

Ihrer Mitte es bei anderer Gelegenheit ausgesprochen hat — nicht Trennungs- sondern Erkennungszeichen'. Wir, aus einem Stamm entsprossen, stehen auch für einen Mann. Das Wort hat sich bewahrheitet und soll sich bewahrheiten auf allen Gebieten baltischen Kultur- und Geisteslebens. Noch lebt durch Gottes Gnade unser Heimatland von der reichen Segensfrucht gemeinsamer Arbeit seiner Söhne aus Stadt und Land. Und blicken wir auf unser altes Riga hin, so drängt sich uns eine doppelte Erkenntnis auf, nicht nur, daß Riga in seiner früheren Sonderstellung der historische Boden ist, aus welchem der Baum *Fraternitas Rigensis* erwachsen ist — sondern auch, daß dieser Baum das Wahrzeichen ist, welches dem alten Riga trotz gänzlich veränderter Verhältnisse seinen alten deutschen Charakter bis heute verbürgt und erhalten hat. Seine Wurzeln ziehen noch heute ihre Lebenskraft aus der großen geschichtlichen Vergangenheit; von seinen Früchten nährt sich noch heute der alte deutsche Bürgerfönn, die alte deutsche Bürgertugend. Unter seinem Schatten gedeiht noch heute die alte Bürgertreue, in der wir in Riga lebenden Philister der Livonia uns eins wissen mit den übrigen Bürgern Rigas, und uns mit ihnen der gleichen Heimatliebe rühmen. Diese Bürgertreue sei und bleibe unser starkes Bollwerk, nachdem seine alten Mauern und Wälle geschleift sind, und unseres Landes Schutz, nachdem ihm der altverbriefte Rechtsschutz entrisfen ist. Aus treuem Herzen bieten wir darum heute der *Fraternitas Rigensis* unseren Festgruß — und ich bitte Sie, meine Herren, die Adresse entgegennehmen zu wollen, die ich im Namen der unterzeichneten Philister der Livonia zu verlesen und zu überreichen beauftragt bin:

An den Festkonvent der *Fraternitas Rigensis*.

„Stadt und Land“ bilden die Doppelgestalt unseres Kulturlebens. Die Vergangenheit hat den natürlichen

Gegensatz beider bisweilen in einer, die gedeihliche Entwicklung des Ganzen hemmenden Weise geschärft. Nicht Behauptung, sondern Überwindung früherer Gegensätze ist die Aufgabe der Gegenwart. Eivonia und Fraternitas Rigensis, eine jede in ihren Farben leuchtend, sollen Träger sein der Treue, mit der die Söhne unserer Heimat aus Stadt und Land das Erbe baltischer Eigenart hüten. Die Gefährdung desselben trifft in gleicher Weise Stadt und Land. Das gleiche Interesse beider heischt, daß sie sich gegenseitig stärken in der Erhaltung ihrer, aus einer Lebenswurzel stammenden Eigenart. Darum ist es den in Riga ansässigen Philistern der Eivonia ein Bedürfnis der Fraternitas Rigensis zur Feier ihres 75jährigen Bestehens einen herzlichen Festgruß zu entbieten mit der Losung: Gemeinsam arbeiten und gemeinsam kämpfen! Tapfer ausharren nach Eurem Wahlspruch: ‚Leiden oder triumphieren, Ambos oder Hammer sein!‘ und treu zusammenstehen nach unserem Wahlspruch: ‚Einer für alle, alle für einen!‘ Beides soll gelten Euch und uns für jetzt und immer!

Vivat, crescat, floreat Fraternitas Rigensis in
aeternum!“

Nachdem Emil Kaehlbrandt bereits im Sommer 1896 einen kurzen Besuch in seiner alten Heimat und bei den Gräbern seiner Lieben gemacht hatte, zog es ihn auch im folgenden Sommer wieder dorthin, und diesmal hatte er auch Gelegenheit, in der Neu-Debalgschen Kirche zu predigen. Er schreibt darüber von Bilderlingshof aus, wo er den Sommer verbrachte, an seine Tochter:

„Am 17. Juli kehrte ich aus Debalg zurück mit Lob und Dank erfülltem Herzen. O wie war das wunderbar ergreifend, wieder in der alten Heimat! Die lieben Orte, die freundlichen Menschen, die alte Kirche mit ihrer Kanzel,

die übergroße Gemeinde, die unveränderte Liebe! und doch so vieles anders geworden! ein Meer von Gefühlen und Stimmungen, — himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt! Mündlich werde ich Euch viel erzählen“.

Über sein Arbeiten und Wirken und manche Erfahrung in Amt und Familie schreibt er:

Den 6. November 1897. „Ich bin in dieser Zeit durch schriftliche Arbeiten mehr als durch Amtshandlungen in Anspruch genommen gewesen. Am 2. November habe ich meine Konfirmandenschar an den Altar geführt und danke dem Herrn, daß er die große Arbeit hat beenden lassen; meine Stimme war seit dem Reformationsfest stark verbraucht. Hoffentlich kann ich sie aber noch eine zeitlang brauchen; denn jede Predigt ist mir eine Freude und Erquickung, die mich innerlich stärkt . . . Gott helfe bei der Arbeit! Ach, wie gerne möchte ich ihm mit der Arbeit dienen, die ich noch tun kann. Sie demütigt mich allemal, stärkt und erhebt mich aber auch, — mich und vielleicht auch manches andere Christenherz.“ —

An die Schwester:

Den 22. Dezember 1897. „ . . . Gott schenke Euch ein fröhliches, gesegnetes Fest! Gestern predigte ich auf Grund von Luf. 3, 1—17 über ‚unsere Aufgabe in der Gegenwart und unsere Hoffnung für die Zukunft‘. Nicht die Verhältnisse zu ändern, unter denen wir nach Gottes Willen und durch eigene Schuld leben, — sondern unseren Sinn zu ändern, — das ist Aufgabe der Gegenwart. Unsere Hoffnung aber beruht auf dem ‚Stärkeren‘, der mit Geist und Feuer tauft, d. h. der durch seinen Geist Kraft gibt, die Aufgabe der Gegenwart zu erfüllen und unser Leben verflärt, — und der durch das Feuer des Gerichts die Hindernisse, die ihm und uns im Wege stehen, überwindet und verzehrt. — Weihnachten aber soll uns ein köstliches Unter-

pfand dessen sein, daß jene Hoffnung uns nicht zuschanden werden läßt. Fröhlich soll mein Herze springen, dieser Zeit, da vor Freud' alle Engel singen! Gestern habe ich mich nach langer Zeit wieder einmal an den Kindern im Trinitatis-Pastorat erfreut, und bin einige Stunden mit ihnen ein Kind gewesen. Sonst bin ich ein Arbeiter, der nur in seiner Arbeit lebt, und dem der Herr noch immer hilft, mit der gehäuften Arbeit fertig zu werden . . . — Zu Epiphania's erhaltet Ihr mein Missionsflugblatt." —

Den 2. März 1898. „ . . . An den täglichen Konfirmationsstunden ziehe ich wie an einem schweren Karren und übe mich in der Geduld, deren die mangelhaft vorbereitete Schar der Kinder bedarf. In Veranlassung meiner Rede zum Fest der Fraternitas hatte ich jüngst die Ehre, eine Deputation der Rigaschen Philister der Fraternitas zu empfangen, deren warme, anerkennende Ansprache mir ein wertvolles Zeichen dafür war, daß ich durch Gottes Gnade festen Boden unter den Füßen habe. Um so entschiedener habe ich die Unfrage der kurländischen Ritterschaft, ob ich die Wahl zum kurländischen Generalsuperintendenten annehmen werde, mit Nein beantwortet." —

Von dem Missionsfest in Leipzig, das er im Mai 1898 abermals mitmachte, schreibt er: „In Leipzig habe ich zwei reiche, anregende und erquickende Tage verlebt, und den großen Kreis deutscher Männer, die dort versammelt waren, in ihrer sachlichen Gründlichkeit, eigenartigen Gemütlichkeit und ernstern Tüchtigkeit achten und lieben gelernt.“ Es folgte darauf wieder ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Karlsbad in Gesellschaft einer Nichte, während die Frau mit der Pflgetochter zu einer Kur in Reichenhall weilte. Nach einer gemeinsamen Tour durch das Salzkammergut kehrten sie dann gestärkt in die Heimat zurück. Der folgende Sommer wurde am Strande verbracht. Von da schreibt Kaehlblbrandt der Tochter:

Den 4. August 1899. „. . . Bei der Erinnerung an Euren Hochzeitstag steht Mutterchens Bild so lebhaft vor mir, daß ich die Arme nach ihr ausstrecken möchte. Wie anders ist es heute als damals! Der Herr hat uns alle reicher gemacht in Erfahrung Seiner Gnade, so daß wir bekennen müssen, ich mit Euch und Ihr mit mir: Wir sind zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die Er an uns getan hat, — an uns und auch an unseren Lieben, an denen die schon schlafen, und an denen, die uns noch umgeben. Dabei steht mir Deine Kinderschar vor Augen, wie ‚Ölzweige um Deinen Tisch‘ (Psalm 128). Auch das eine Zweiglein, das der Herr aus diesem Kranz gebrochen und in Seinen himmlischen Garten gepflanzt, lebt und grünt; es ist ‚gebunden feste ins Lebensbündelein, der'r die im Himmel grünen und vor Ihm leben frei; wir aber wollen rühmen, daß Sein Herz treue sei. . . . Das Gedicht über Theophil (der am 31. März 1898 am Scharlach verstorbene kleine Großsohn) haben wir mit großer Freude unter Tränen gelesen, und danken Dir, daß Du es uns geschickt hast. Elternliebe umfaßt mit gleicher Innigkeit die Kinder, die noch auf Erden und die schon im Himmel sind; die Liebe zu den letzteren zieht aber die Herzen himmelwärts, und ist darum in besonderer Art ein Mittel in Gottes Hand, durch welches er uns zu dem Bewußtsein führen will: ‚Unser Wandel ist im Himmel!‘“ —

An seine Schwester:

Den 20. September 1900. „. . . Sehr erschütternd war uns Hollmanns plötzlicher Tod, — und nun die schwierige Frage der Wiederbesetzung seiner Stelle! In der Rigaschen Rundschau habe ich ihm einen Nekrolog geschrieben. Auch sonst ist meine Feder viel in Bewegung gewesen. . . . Sehr stärkend und erquickend sind mir manche Erfahrungen gewesen, die Gottes Gnade mir in der Seel-

forge an Gemeindegliedern geschenkt hat, und die ich als einen Segen der nun 5 $\frac{1}{2}$ -jährigen Arbeit in Riga ansehen darf. Im übrigen fühle ich wohl, daß der Abend sich neigt und die Kräfte abnehmen. Aber Kanaan liegt vor uns, nicht hinter uns. Heute will ich für kurze Zeit mir die Stiftungsfeier der Livonia ansehen. Als ich zu Hollmanns Beerdigung in Dorpat war, hatte ich Zeit und Gelegenheit, bei dem schönsten Wetter einen mehrstündigen, einsamen Spaziergang auf dem Dom zu machen, auf dem der laute, fröhliche Gesang irgendeiner in der Nähe kneipenden Studentengesellschaft zu hören war. Wie tauchten da alte Zeiten und Erinnerungen in mir auf! Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind und die Wellen wandern und schäumen . . . — Ein großer Genuß waren uns allen die beiden Konzerte des Leipziger Soloquartettes in der Petrikirche. Da wurde den Zuhörern das Evangelium ins Herz gesungen. Bei dem letzten Besuch, den Hollmann vor der Synode bei uns machte, sahen wir zusammen das Programm der Konzerte durch, und auch er freute sich auf dieselben. Obwohl ich manchen Hader mit ihm gehabt habe, vermisse ich ihn doch sehr. Von den übrigen Pastoren Rigas steht mir keiner so nahe, wie er mir stand.“ —

Wieder war nun die livländische Ritterschaft vor die Wahl eines Generalsuperintendenten gestellt, und wieder, wie vor 12 Jahren, fiel die Wahl auf Emil Kaehsbrandt. Man hoffte, daß jetzt, bei vielfach veränderten Zeitverhältnissen ihm die Bestätigung der Regierung nicht versagt werden würde. Er spricht sich in einem Brief darüber folgendermaßen aus:

Den 20. Dezember 1900. „ . . . Daß der 9. Dezember in meinem Kalender rot angezeichnet bleibt, werdet Ihr verstehen. Ob ich bestätigt werde oder nicht, — die Wahl ist mir doch eine große Freude gewesen, und manche sehr herzliche, schriftliche Äußerungen darüber haben mich tief

bewegt und in eine gehobene Stimmung versetzt. Mir ist es, als wäre ich 12 Jahre jünger geworden und könne noch mit derselben Begeisterung wie vor 12 Jahren das mir zugedachte Amt vertreten. Ob es dazu kommt, steht in Gottes Hand, und ich sehe der Entscheidung zwar mit Spannung, aber sehr ruhig entgegen. Mit tiefer Bewegung habe ich in dieser Zeit die Aufzeichnungen aus Theophiles Leben gelesen und mich ganz in jene vergangene Zeit zurückversetzt.“ —

Doch auch dieses Mal wurde ihm die Bestätigung versagt, und der zweite Kandidat, Propst Oehrn, bestätigt. Kaehlbrandt war es eine Freude und Genugthuung gewesen, daß die Ritterschaft ihn zum zweitenmal gewählt hatte; — die Nichtbestätigung war ihm nur eine geringe Enttäuschung. Denn wenn er sich dem ihm anzuvertrauenden Amte auch nicht entzogen hätte, so war er doch nicht mehr jung genug, um die schweren Pflichten des Generalsuperintendenten mit ebenso freudiger Begeisterung auf sich nehmen zu können, wie er es vor zwölf Jahren zu tun bereit war. Als der neue Generalsuperintendent introduziert wurde, hielt K. von der Kanzel der Jakobikirche herab die Predigt. Er schreibt darüber: „Nächsten Sonntag ist Oehrns Introdution. Die Predigt ist mir zugewiesen. Ich will auf Grund von 1. Kor. 3, 10—13 die Frage stellen: Ist unsere livländische lutherische Kirche ein feuerfester Bau? und dabei hinweisen 1. auf den Grund, auf dem sie erbaut ist, 2. auf das Material, aus dem sie erbaut ist, und 3. auf das Feuer, in dem sie sich zu bewähren hat. Diese Gedanken sind mir ohne Suchen in einer schlaflosen Nacht gegeben und ich freue mich, sie öffentlich und von Amts wegen aussprechen zu dürfen.“ —

Auf Kaehlbrandts häusliches Leben fiel mancher Schatten durch die zunehmende Kränklichkeit seiner Frau. Häufig mußte sie mehrere Wochen in einer Heilanstalt verbringen,

oder im Winter in einer Pension am Strande, um dort der Unruhe und dem Getriebe der Stadt entzogen zu werden. Doch fand sie immer nur für kurze Zeit Stärkung und Erfrischung. Auch mehrmalige Kuren in ausländischen Bädern brachten keine andauernde Besserung, sondern ihr Zustand verschlimmerte sich, trotz der größten Schonung, von Jahr zu Jahr. Der Gatte schreibt darüber

an seine Schwester:

Den 15. März 1901. „ . . . Bei uns ist sehr stille und ernste Zeit. Seit bald drei Wochen liegt Magda ganz zu Bett und leidet bisweilen recht schwer, ohne daß die von den Ärzten angewandten Mittel recht anschlagen wollen . . . Um die Kräfte zu schonen, ist vollständige Ruhe und Vermeidung jeder Aufregung oder Gemütsbewegung notwendig. So oft ich kann, sitze ich an ihrem Bett und plaudere ihr etwas vor. Das ist ihr ganz angenehm und sie ist dafür sehr dankbar. Sonst liegt sie am liebsten ganz still und allein . . . Durch ihre Seele ziehen ernste Gedanken; es fließt auch manch stille Träne, und die Kranke selbst vermag nicht der Hoffnung auf baldige Besserung Raum zu geben. Da bedarf es oft tröstenden, aufrichtigen Zuspruchs. Beides aber, trösten und sich trösten lassen, lernt man nur in der Passionschule. In diese Schule hat der liebe Gott uns beide in dieser Zeit genommen. Er wird es uns auch an der Osterfreude nicht fehlen lassen . . . Ich habe in der vorigen Woche nicht nur im Hause, sondern auch in der Gemeinde mehr als sonst das evangelische Trostamt üben müssen, und Gott hat mir auch in schweren Fällen über Erwarten geholfen. Auf Anraten des Arztes habe ich zu meiner lieblichen Erfrischung angefangen, in der Manege dreimal wöchentlich eine Stunde zu reiten. Ich reite einen großen sanften Fuchs, der sich meinen Wünschen willig anbequemt in weit ausgreifendem Schritt, energischem Trab

und leichtem Galopp. Ich empfand es wie eine freudige Überraschung, daß ich mich noch, nicht nur auf den hochbeinigen Gaul schwingen konnte, sondern auch ziemlich fest im Sattel fühle, — und bin jedesmal mit dem Gefühl einer gewissen Verjüngung nach Hause gekommen. Die Reitstunden sind Dienstag, Donnerstag und Sonnabend von 8—9 Uhr morgens. Vorläufig habe ich auf 10 Stunden abonniert, gedenke aber eine Fortsetzung folgen zu lassen. — Du weißt, daß ich in diesem Winter vier Vorträge über ‚das Wesen des Christentums‘ gehalten habe. In diesen Tagen habe ich das Manuskript dem Buchhändler verkauft, der mir 50 Rubel dafür bot, daß ich es ihm überlasse, um es in 1000 Exemplaren drucken zu lassen. Nun bin ich sehr gespannt darauf, ob das Büchlein wirklich guten Abgang finden wird und würde mich darüber noch viel mehr freuen, als über die 50 Rubel . . . —“

Die Krankheit seiner Frau nahm eine immer ernstere Gestalt an und am 3. Mai wurde die arme Kranke von ihren Leiden erlöst.

An seine Schwester:

Den 15. Mai 1901. „ . . . Daß Magda ausgelitten hat und erlöst ist, empfinde ich als Gnade Gottes und vermisse sie doch viel mehr, als ich dachte. Bei all' ihrer Kränklichkeit hat sie mir doch bis zuletzt eine so aufopfernde rührende Liebe geschenkt, und hat so lebendig an allem teilgenommen, was mich beschäftigte und bewegte, daß ich sie sehr, sehr vermisse und mir den Vorwurf nicht ersparen kann, oft ihrer großen Reizbarkeit und sorgenden Liebe nicht die Rücksicht geschenkt zu haben, deren sie bedurfte. Ihre letzte Krankheit, die große Geduld und stille Ergebung, mit der sie litt, die Dankbarkeit und Milde, mit der sie auf unser gemeinsames Leben zurückblickte, . . . und der feste, kindliche Glaube, mit dem sie ihr Sterben dem Lebensfürsten

Jesus Christus in die Hände legte, — war uns allen eine köstliche Erquickung und Glaubensstärkung. Sie wünschte, daß ich — wenn es mir nicht zu schwer sei — ihr die Leichenrede halten, dabei alles Persönliche beiseite lassen solle: ‚Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit!‘ das genügt. So haben wir sie denn am 7. Mai zu Grabe geleitet unter großer Beteiligung der Gemeinde. Ihr Grabhügel ist mit Blumen und Kränzen reich geschmückt. Eine große Freude war es mir, daß meine lieben Konfirmandinnen, die ich am 6. Mai konfirmiert hatte, auch am Grabe erschienen und einen wunderschönen Kranz niederlegten. Die Verstorbene hatten sie nicht gekannt; es war aber ein freundliches Liebeszeichen, das mir galt. Seitdem sind die Tage in steter Arbeit und Unruhe verfloßen . . . Ich bin recht müde. Bis Ende Juni bleibe ich noch in Riga. Falls ich den erbetenen Urlaub rechtzeitig erhalte, will ich mit Miling auf sechs Wochen nach Deutschland. Dr. W. dirigiert mich nach Grūna, wohin ich keine Lust habe zu gehen. Am liebsten bliebe ich still in meinen Wänden. Aber das geht nicht.“ —

An den Freund:

Den 28. Mai 1901. „ . . . Will's Gott, reise ich am 23. Juni zu Schiff nach Stettin, gehe über Berlin nach Harzburg, und von dort, nach vierwöchentlicher Diät- und Luftkur, an den Rhein, um über Frankfurt, Eisenach, Berlin wieder zurückzukehren . . . Mein Schriftchen über das Wesen des Christentums findet gute Aufnahme; besonders erfreut hat mich eine zustimmende und anerkennende Zuschrift von Alex. Wettingen . . . Zum 22. Juni habe ich dann die Festpredigt zum Jubiläums-Gottesdienst in der Petrifirche übernommen. Vorher will ich noch eine Ausfahrt nach Pabbasch machen, um die Kinder und Großkinder zu besuchen und mit ihnen am 16. Juni Marias

Geburtstag zu feiern . . . Magdas Grab ist bereits zurecht gemacht und bepflanzt. Heute sind es drei Wochen, daß wir sie zu Grabe trugen. Schwer sind die zahlreichen Besuche, die ich noch immer nicht alle absolviert habe, um für die bewiesene Teilnahme zu danken."

Im Herbst desselben Jahres hatte Emil Kaehlbrandt noch einmal Gelegenheit, seiner früheren Neu-Debalgschen Gemeinde gegenüber zu stehen. Er schreibt darüber an seine Schwester:

Den 7. September 1901. „Nachdem ich schon vor beinahe 3 Wochen den Neu-Debalgschen Kirchenvormündern zugesagt hatte, einer Einladung ihres Pastors zum Bibelfest am 14. September a. c. folgen zu wollen, habe ich gestern von Pastor Ohsoling die Einladung erhalten, und teile Dir mit, daß ich am 12. September abends von hier nach Wenden und am 13. September direkt nach Neu-Debalg fahren will, ohne Kaunakahn zu berühren. Die Zeit ist kurz. Am 15. September morgens will ich schon wieder in Riga eintreffen, werde also am Abend des 14. von Debalg durch die Nacht nach Wenden fahren. Sehr freuen würde ich mich, in Debalg mit Dir zusammenzutreffen und eine stille Stunde bei unseren lieben Gräbern weilen zu können. . . . Obgleich mir bei den täglichen Anmeldungen zur Konfirmation jetzt die Entfernung aus Riga sehr unangelegen ist, freue ich mich doch, mein liebes Debalg wiederzusehen, und — wenn auch mit steifer lettischer Zunge, in der altgewohnten Kirche noch einmal predigen zu können. Bei der scharfen Arbeit, in der ich wieder stehe, spüre ich mit großem Dank gegen Gott, wie sehr die Reise mich leiblich und geistig erfrischt hat. Die Tage gehen meist in viel Unruhe hin; ein beständiges Kommen und Gehen, und viel Arbeit, die mich nötigt, die Nacht zu Hilfe zu nehmen. Aber die Kräfte halten vor . . ."

Mit sehr getheilten Empfindungen leistete Kaehlbrandt der an ihm ergangenen Aufforderung Folge. Einerseits zog es ihn mächtig in seine alte Heimat, die Stätte seiner jahrelangen Wirksamkeit, andererseits berührte es ihn tief schmerzlich, all' das Alte, Liebe, Bekannte unter neuen, gänzlich veränderten Verhältnissen wiederzusehen. Ein schöner sonniger Herbsttag begünstigte das Bibelfest, und von weit und breit strömten die Gemeindeglieder herbei. Die Kirche war bis zum Altar gedrängt voll, einige fanden keinen Platz mehr und mußten draußen bleiben. Als Emil Kaehlbrandt tief bewegten Herzens zu einer Eröffnungs-Ansprache vor den Altar trat und seine Neu-Debalgsche Gemeinde mit warmen Worten begrüßte, da ging ein Schluchzen durch die ganze Kirche und auch ihm rollten die Tränen über die Wangen, er mußte erst seiner Bewegung Herr werden, ehe er fortfahren konnte. Er knüpfte an an das Wort Jes. 40, 1—2: „Tröstet, tröstet mein Volk, spricht unser Gott; redet mit Jerusalem freundlich und prediget, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat. Denn ihre Missethat ist vergeben, denn sie hat Zwiefältiges empfangen, von der Hand des Herrn um alle ihre Sünden.“ Mit diesem freundlichen Worte Gottes grüße ich Dich, liebe Bibelfestgemeinde, Du meine liebe Neu-Debalgsche Gemeinde, — Euch alle, die ihr noch die Stimme und das Antlitz eures früheren Pastors kennt. Seid begrüßt besonders ihr, meine früheren Amtsgenossen und Gemeindepfleger, ihr Kirchenvormünder und Kirchenbeamten, ihr Hausväter und Hausmütter im silbernen Haar, — seid begrüßt auch ihr Jungen, die ihr nach meinem Weggange konfirmiert worden seid, — begrüßt auch alle diejenigen, welche in den letzten Jahren aus anderen Gegenden hierher gekommen sind, die ich nicht kenne und die mich nicht kennen. Seid begrüßt ihr alle, die ihr zu dem Volke Gottes gehört, die der Herr trösten will, wenn

er sagt: „Tröstet, tröstet mein Volk“. Verstehet diese Worte wohl! Wer in Trübsal ist, hat Trost nötig. Wir haben heute keinen Tag der Trübsal, sondern einen Freudentag. Das Bibelfest ist ein Freudentag. Das Bibelfest ist ein Freudentag. Was für einen Trost haben wir denn nötig in solchen Freudentunden? Liebe Gemeindel! Die Freude der Kinder Gottes ist nicht nur die kurze Freude eines Festtages, die mit der Sonne dieses Tages aufgeht und mit ihr auch wieder untergeht. Den Kindern Gottes genügt es nicht, mit festlichen Gewändern angetan zu Tausenden in der Kirche zusammenzukommen, Festlieder zu singen, und nachdem sie die Stimme oder die Rede des einen und des anderen und des dritten Pastors angehört haben, wieder nach Hause zurückzukehren. Nein, lieben Freunde! Wenn Gott keine vollkommeneren Freude gegeben hätte und noch gäbe, um uns zu trösten, dann würde es sich überhaupt nicht lohnen, ein Bibelfest zu feiern. Solch ein Bibelfest wäre dann wie eine leere Schale ohne Kern, und wir würden mit all' unseren Festen nur unvernünftige Leute sein, die sich selbst betrügen.

Aber das sei unsere unvergängliche Festfreude, daß Gott uns Sein heiliges Wort bis jetzt erhalten und in der Bibel niedergelegt hat, damit dieses heilige Buch, übersetzt und übertragen in unsere Sprache, uns und unseren Kindern und Kindeskindern eine unerschöpfliche Quelle der Freude werde. An dieser Quelle stehen wir heute, aus dieser Quelle laßt uns schöpfen. Ihr, die ihr heute als Mühselige und Beladene hergekommen seid: Gott läßt euch trösten, — er erfüllt seine Verheißung: Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden! Ihr, die ihr schwer zu kämpfen habt gegen alle die Versuchungen, mit denen unser eigen Fleisch und Blut und der Teufel und die Welt uns versuchen, — höret: Gott will freundlich mit euch reden; Er läßt keinen versuchen über sein Vermögen, sondern läßt die Versuchung so ein Ende gewinnen, daß

ihr es könnet ertragen. Haltet euch im Glauben an Ihn, — der Glaube überwindet die Welt; dann wird eure Versuchung ein Ende erreichen. Ihr, die ihr in Sünden gefallen seid, euch vielleicht schwer vergangen habt, — sucht nicht eure Sünde vor dem Herrn zu verbergen, bekehret euch zu eurem Herrn und Heiland, der um unserer Sünde willen in den Tod gegeben ist und um unserer Gerechtigkeit willen auferstanden ist von den Toten — dann werdet ihr eine doppelte Gerechtigkeit empfangen für alle eure Sünden, nämlich Gottes Gerechtigkeit, die alle Sünden tilgt, und Gottes Gnade, die den Sünder gerecht macht. Dann wird eure Traurigkeit in Freude verwandelt werden und eure Freude wird niemand von euch nehmen.

So wollen wir denn, liebe Gemeinde, wenn wir heute unser Bibelfest feiern, vor allen Dingen die unvergängliche ewige Freude suchen, die Gott uns bereitet hat durch Jesum Christum unsern Herrn und Heiland, — und indem wir sein gnädiges Angesicht suchen, laßet uns erkennen unsere Unwürdigkeit, und, in dem wir uns vor Ihm demütigen, Ihm alle unsere Sünden bekennen.“

Nach dem Sündenbekenntnis und der Eingangsliturgie bestieg Kaehlbrandt als erster die Kanzel. Nach ihm predigte noch ein Amtsbruder lettischer Nationalität. Als dann der Gottesdienst zu Ende war, da kamen viele, die ihren geliebten alten Pastor begrüßen wollten, und als es ihrer immer mehr wurden, so daß die Sakristei die Nachdrängenden nicht mehr fassen konnte, da trat er hinaus auf den Platz unter den alten Birken, und bald war die halbe Gemeinde um ihn versammelt, jeder wollte ihn sehen, jeder ihn begrüßen. Die Alten kamen mit Freudentränen in den Augen und einem Segenswunsch auf den Lippen, und die Jungen suchten seine Hand zu fassen und sie zu küssen, und ihre Augen strahlten, wenn er sie bei Namen nannte und über ihre persönlichen Verhältnisse Bescheid wußte. Die

Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe und zeigten ihnen „ihren alten Pastor“, der sie getauft hatte, und manches alte Mütterchen streichelte ihm die Schulter und konnte nur mit von Tränen erstickter Stimme hervorbringen: „Mein lieber Herr Probst!“ Die anderen Pastoren hatten längst die Kirche verlassen und waren ins Pastorat zurückgefahren, und noch immer saß Kaehlbrandt auf der Bank unter den Birken, das Herz voll Lob und Dank, voll seliger Freude und zugleich voll tiefen Wehes, und immer noch kamen neue, die ihm die Hand drücken wollten. Wer diese Szene vor der Neu-Debalgschen Kirche miterlebt hat, dem hat sie einen unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen. Später sagte die Frau eines Amtsbruders lettischer Nation, die dabei gewesen war, tief bewegt zu Kaehlbrandts Schwester: So eine Anhänglichkeit zwischen Pastor und Gemeinde habe sie bisher noch nie erlebt. — Es war das letzte Wiedersehen mit der Neu-Debalgschen Gemeinde gewesen. Als dieselbe im Sommer 1902 das 100jährige Bestehen ihrer Kirche feierte, wurde Kaehlbrandt zwar aufgefordert, die Festpredigt zu halten, konnte aber der Aufforderung nicht Folge leisten, da er gerade zur Kur in Kissingen weilte. Er sandte aber von dort aus einen Festgruß in die alte Heimat, der beim Festgottesdienst von der Kanzel aus vorgelesen wurde.

Seit dem Tode seiner zweiten Frau lebte Kaehlbrandt allein mit seiner Pflege Tochter, die ihm den Hausstand führte und ihn mit aufopfernder Liebe umgab. Um die ihm lieb gewordene Wohnung, die für zwei Menschen zu geräumig war, nicht verlassen zu müssen, gab er zwei Zimmer einer älteren Cousine ab, behielt aber trotzdem noch Raum genug, noch diesen oder jenen von Verwandten und Freunden bei sich aufzunehmen. Haus und Herz standen ihnen allzeit offen, und es war jetzt oft ein recht buntes Leben, ein Kommen und Gehen in dem gastfreien Hause. Wenn die

Gelegenheit es erforderte, wurde auch für drei bis vier Gäste zugleich Raum geschafft, und der Hausherr freute sich dessen und hatte ein freundliches Entgegenkommen für jeden. Mit den Jahren wurde die aufreibende Arbeit an der Stadtgemeinde dem nun bald Siebzigjährigen immer schwerer. Nur die jährliche sechswöchentliche Erholungszeit, die er meist zu einer Kur in Karlsbad oder Kissingen verwandte, brachte ihm soviel Stärkung, daß er nach derselben immer wieder erfrischt und mit neuen Kräften sein Amt aufnehmen konnte. Dennoch gehörte bisweilen die Aufbietung der ganzen Willenskraft dazu, allen Anforderungen zu genügen, die an ihn gestellt wurden. Neben den Interessen seines Amtes und Berufes war es immer und vor allen Dingen das Wohl und Wehe des baltischen Heimatlandes, das ihm zunächst am Herzen lag, und zwar um so mehr, je mehr das Deutschtum und die Heranbildung der deutschen Jugend im Lande gefährdet schien. Als die Russifizierung immer mehr fortschritt, beschäftigte ihn die ja schon vielfach zur Sprache gekommene Frage: wie wir baltischen Deutschen uns derselben gegenüber zu verhalten haben ohne einerseits unser Deutschtum preiszugeben und andererseits unsere Untertanenpflicht zu verletzen. Angeregt durch einige Thesen über diese Frage, welche ein kurischer Freund und Patriot, der später leider ein Opfer der Revolution wurde, ihm sandte, entwarf Kaehsbrandt im August 1902 folgendes „Baltische Programm“, das allerdings keine weitere Verbreitung gefunden hat, aber doch sehr viel Beherzigenswertes enthält.

Baltisches Programm.

1. Die sogenannte „baltische Eigenart“ ist die Frucht der geschichtlich gegebenen Verhältnisse, deren bestimmendem Einfluß wir uns gar nicht entziehen können, ohne unsere Vergangenheit und Gegenwart zu verleugnen.

2. Sie besteht in dem Bewußtsein a) unserer nationalen Kulturgemeinschaft mit dem deutschen Mutterlande; b) unserer besonderen Kulturaufgaben in der baltischen Heimat; c) unseres protestantischen Gegensatzes gegen russische Orthodorie und Bürokratie.

3. Die deutsche Sprache ist der Boden unserer nationalen Kulturgemeinschaft mit Deutschland und darum für uns unentbehrliches Kulturmittel.

4. Pflege der deutschen Muttersprache ist Sache und Pflicht des Hauses.

5. Die russifizierte Schule kann dabei nicht in Betracht kommen; sie ist erfunden, um zu entnationalisieren.

6. Deutsche Lehrer an russifizierten Schulen schwimmen vergeblich gegen den Strom.

7. Häuslicher und Privatunterricht mit deutscher Unterrichtssprache ist so lange als möglich fortzusetzen — der Eintritt in die russifizierte Schule soll womöglich erst in eine der höheren Klassen stattfinden.

8. Da der Besuch der russischen Schule nicht vermieden werden kann, so muß der russische Sprachunterricht schon im Hause mit allem Nachdruck betrieben werden, ohne daß darum der deutsche Charakter des häuslichen Unterrichts zu leiden braucht.

9. Während des Besuches der russischen Schule ist für fortgesetzten Unterricht in deutscher Literatur und Geschichte Sorge zu tragen.

10. Nach Absolvierung der russischen Schule ist der Besuch ausländischer deutscher Schulen und nach Absolvierung des Studiums auf einer russischen Universität, das Studium auf einer deutschen Universität zur Dervollständigung wissenschaftlicher Bildung zu empfehlen.

11. Die Organisation privater Schulkreise, ihre materielle Unterstützung und ihre Kontrolle durch dazu befähigte und

bestellte Schulmänner, ist eine patriotische Tat, die allseitig anerkannt und gefördert werden soll.

12. Das Bewußtsein unserer besonderen baltischen Kultur- aufgaben kann nur auf heimatlichem Boden erwachsen und in heimatlicher Luft gedeihen.

13. Unsere baltische Kulturaufgabe besteht: a) in der Erhaltung und Pflege landsmannschaftlicher Zusammen- gehörigkeit aller deutschen Heimatgenossen; b) in der Aus- gleichung und Überwindung der die deutschen und nicht- deutschen Heimatgenossen trennenden sozialen und nationalen Unterschiede; c) in arbeitsfreudiger, pflichttreuer Förderung der politischen und wirtschaftlichen Interessengemeinschaft aller Heimatgenossen.

14. Die gemeinsame Schul- und Studienzeit legt den Grund zu den persönlichen Beziehungen, die auch im späteren Leben der landsmannschaftlichen Zusammengehörigkeit als fester Kitt dienen und treu gepflegt zu einer sich fortpflan- zenden Tradition werden; — das ist der Segen aller korpö- rativen Organisationen! „Was unsre edlen Väter einst er- bauten In frischem, frohem Jugendmut, — Was sie als Geisteserbe uns vertrauten, laßt halten uns in treuer Hut! Einer für alle in Not und Gefahr! Alle für einen! so machen wirs wahr!

15. Die landsmannschaftliche Zusammengehörigkeit er- zeugt eine Gleichartigkeit des Selbstbewußtseins, des Ehr- gefühls der Sitte, und Lebensgewohnheit, die unserem bal- tischen Wesen seine eigenartige Gemüchlichkeit verleiht, trotz der noch lange nicht überwundenen engherzigen Standes- vorurteile.

16. Das deutsche Haus hat auch nach dieser Seite die Pflicht, eine edle und veredelnde Geselligkeit zu pflegen, der Jugend den Familiensinn und die Heimatliebe zu erhalten und der Sitte der väterlichen und großväterlichen Zeit treu zu bleiben.

17. Eine Ausgleichung und Überwindung der die deutschen und nichtdeutschen Heimatgenossen trennenden sozialen und nationalen Unterschiede ist nur möglich nach der Regel: Noblesse oblige!

18. Die Kenntnis und Beherrschung nicht nur der russischen, sondern auch der lettischen (resp. estnischen) Sprache ist für uns eine praktische Notwendigkeit. Darum ist es wünschenswert, daß die Kinder zugleich mit ihrer deutschen Muttersprache auch lettisch (resp. estnisch) sprechen lernen, wie es in früherer Zeit ganz allgemein als selbstverständlich geschah.

19. In den unerquicklichen Wahlkämpfen (bei Stadtverordnetenwahlen, Predigerwahlen usw.) zwischen Letten und Deutschen darf für letztere nicht bloß die einseitige Geltendmachung ihres Rechtes maßgebend sein, sondern das Streben, den Gegnern — soweit es der Wahrheit und dem Allgemeinwohl entsprechend ist — entgegenzukommen. Bei Pfarrbesetzungen bildet das Patronatsrecht, auch wo es noch so gut verbrieft ist, nur zu häufig die Klippe, an der der Frieden der Gemeinde scheitert. In jedem Fall sollte dieses Recht nur da ausgeübt werden, wo die kirchliche Stellung des Patrons ihn auch innerlich dazu berechtigt und verpflichtet.

20. Der Gegensatz der Letten gegen die Deutschen ist viel weniger ein nationaler, als vielmehr ein sozialer. Die Kluft zu überbrücken ist darum Pflicht der sozial höher Stehenden. Nur durch selbstlose Vertretung der die deutschen und nichtdeutschen Heimatgenossen verbindenden Interessengemeinschaft können sie ihrer Pflicht nachkommen und die ihnen gebührende Führerschaft behalten.

21. Der gemeinsame protestantische Gegensatz gegen russische Orthodogie und Bureaucratie kann nur dann mit Erfolg sich behaupten, wenn er sich nicht bloß als Negation

geltend macht, sondern auf dem positiven Grunde des kirchlichen und allgemein christlichen Bekenntnisses ruht.

22. Der kleine lutherische Katechismus, und in diesem ganz besonders das apostolische Glaubensbekenntnis mit der dazu gehörigen lutherischen Erklärung ist das vollstümliche, allgemein verständliche Bekenntnis der lutherischen Kirche, mit dem unser Protestantismus steht und fällt. Mag der einzelne sich mit den Wahrheiten des Katechismus auseinandersetzen wie er kann, — den gemeinsamen kirchlichen Boden preisgeben, auf dem Deutsche, Letten und Esten zusammensetzen, heißt uns wehrlos machen gegen die russische Orthodorie.

23. Der protestantische Geist kann gar nicht wirksamer gepflegt werden als dadurch, daß der Katechismus das gemeinsame Feldgeschrei aller derer bildet, die sich ihres Gegensatzes gegen russische Orthodorie und Bureaucratie bewußt sind.

24. Je mehr Katechismus, Bibel und Gesangbuch in den Häusern, und zwar gerade in den deutschen Häusern, außer Gebrauch kommt, um so üppiger wuchert jener Pseudoprottestantismus, der ohne Pietät, ohne geschichtliches und kirchliches Verständnis nur sein selbstherrliches Ich kennt. Daher jene zahlreichen gemischten Ehen, die trotz Reversale und orthodoxer Trauung alljährlich geschlossen werden, unbekümmert darum, daß mit dem kirchlichen Bewußtsein unfehlbar auch das haltische Bewußtsein verloren geht.

25. „Daß in jeder kleinen Stadt deutsche Pastorate gegründet werden“, mag unter Umständen wünschenswert sein. Viel wünschenswerter und notwendiger aber ist, daß die deutschen Männer ihre Kirchenscheu überwinden, die deutschen Gottesdienste regelmäßig besuchen und — wo solche nur selten stattfinden — an den lettischen Gottesdiensten teilnehmen. Das würde nicht nur das Bewußtsein kirchlicher Gemeinschaft festigen, sondern auch in wirksamer

Weise die sozialen und nationalen Gegensätze abschwächen, an denen unser Baltentum zurzeit noch schwer leidet.

26. Die russifizierte Schule kann nicht — obgleich in ihr auch lutherischer Religionsunterricht erteilt wird — eine Pflegerin kirchlich-protestantischen Geistes sein. In diese Aufgabe haben sich Haus und Kirche zu teilen und einander in die Hände zu arbeiten. Im Hause aber sind vor allen die deutschen Frauen und Jungfrauen berufen und befähigt, als Priesterinnen des Hausstandes deutsch-evangelischen Sinn zu hüten und zu pflegen, namentlich auch den, die moderne Literatur vergiftenden Nietzsche-Ideen das Hausrecht zu versagen.“

Im Anschluß daran vier Verse aus dem Gedicht: „Deutsches Aufgebot“. (Siehe S. 153, Vers 6—9.)

An einen Freund:

Den 20. Januar 1902. „Deine freundliche Neujahrskarte, für die ich Dir von Herzen danke, hat runde acht Tage gebraucht, um in meine Hände zu kommen. Die Antwort auf dieselbe ist aber nicht dadurch verzögert worden, sondern dadurch, daß ich die Absicht, auf der Fahrt nach Dorpat Dich zu besuchen, aufgeben mußte. Es war mir unmöglich, mich für etliche Tage aus Riga freizumachen. Meine alte Cousine Amalie meint, ich sei schwerfälliger geworden. Es mag sein; die Hauptsache aber ist doch die, daß, je mehr persönliche Beziehungen zu einzelnen Gemeindegliedern sich gebildet haben, um so zahlreicher werden auch die Gelegenheiten und Veranlassungen, seelsorgerlichen Verpflichtungen und Besuchen nachzukommen, und ich danke Gott dafür, wenn auch oftmals mit Seufzen. Die Festtage brachten viel Arbeit, viel stille liebe Erinnerungen und auch viel Beweise warmer Teilnahme und Liebe. Auch nach den feiertagen drängte sich so vielerlei, daß ich sagen muß: Daß Leben ist doch reich, — reich nicht nur in der Vergangenheit, sondern

auch in der Gegenwart. Nur vermisse ich oft einen Freund, mit dem ich nach Herzenslust räsonnieren kann, ohne auf rigasche Hühneraugen zu treten. Die scheinen nämlich alle durch einen elektrischen Draht miteinander verbunden zu sein. Am 3. Januar war großes Frühstück bei M., sehr viel Menschen, sehr viel Champagner und große Heiterkeit. Am 6. Januar predigte Missionsdirektor v. Schwarz in der Petrikirche und war am Abend in einem zahlreichen Kreise von Pastoren und Herren bei mir, — vorgestern großes Herrendiner beim Stadthaupt, — vorher Verhör seitens der Polizei, wer der Missionsdirektor v. Schwarz sei, mit welchem Recht er gepredigt habe, ob auch kollektiert, wieviel, zu welchem Zweck, wo das Geld sei usw., zuletzt verständnisloses Kopfschütteln und großes Protokoll. Wir befinden uns ja im kleinen Belagerungszustande. — Am 15. Januar wohnte ich zu meiner Bildung der meisterhaften Auf-führung des scheußlichen Ibsenschen Dramas 'Hedda Gabler' bei. Daß die Welt schlecht ist, wußte ich. Aber daß es ideal angelegte Menschen geben soll, die aus Selbstachtung jeden bösen Gedanken, der in ihrem Herzen aufsteigt, sofort in die Tat umsetzen, das ist nicht wahr. Acht Tage vorher wohnte ich einer öffentlichen Vorlesung der Wildenbruchschen Novelle 'Unter der Geißel' bei, — auch ein innerlich un-wahres, nervenaufregendes und nervenzerrüttendes Opus. Aus der schwülen, mit Stick- und Stinkstoff geschwängerten Luft der 'Modernen' zurück zu unseren Klassikern! Aber wer die Lösung zu geben wagt, ist ein Prediger in der Wüste. — Zur Konferenz in Wenden hoffe ich kommen zu können. Bis dahin lebe wohl! Dann besprechen wir auch gemein-same Sommerpläne." —

An einen Freund:

Den 31. März 1902. „Einen herzlichen, brüderlichen Glück- und Segenswunsch zu Deinem Geburtstage sendet

Dir, im Rückblick auf die langen Jahre gemeinsamer Jugendortheiten, mannhafter Kameradschaft und treuer, herzlichster Freundschaft Dein müde werdender und doch lebenshungriger Freund und Bruder. Wo findet sich der Vers, der mir eben in den Sinn kommt: „Wir waren wahrlich auch nicht dumm und trieben oft, was wir nicht sollten; doch jetzt dreht sich alles um und um, und was das liebe junge Volk betrifft, das ist noch nie so naseweis gewesen“. So oder ähnlich muß es irgendwo bei Goethe heißen. — Gott erhalte, segne und erfreue Dich im neuen Lebensjahr! Vielleicht sehen wir uns am 17. April a. c., — wenn nicht, dann später, — wo aber in Deutschland? Nach Pfingsten will ich wieder europäische Luft und Lust atmen, und zwar Bergluft und -lust! Ich gedenke mit Miling nach Tirol zu gehen. Vorher müssen aber noch Berge von Arbeit überflettert werden. Zunächst aber führt uns Gottes Gnade auf den Berg Golgatha; da wünsche ich Dir, mein teurer Bruder, und mir und all den vielen, die ihr Kreuz dem Herrn nachtragen, eine reiche Erfahrung dessen, was Paul Gerhard rühmt: „Ach, wie ist mir doch so wohl, wenn ich knien und beten soll an dem Kreuze, da du stirbest und um meine Seele wirbest“.

In treuer Liebe Dein Bruder

E. K.“

An seine Schwester:

Den 29. Mai 1902. „Habe Dank für Deinen letzten Brief. Die Absicht, noch in dieser Woche auf einen Tag nach Saunefahn zu fahren, ist unausführbar. Ich muß darauf verzichten. Da die Gemeinde erfahren hat, daß ich in nächster Woche auf längere Zeit verreise, so benutzen alle die letzte Zeit, um mich zu zerreißen, und ich werde froh sein, wenn ich als gar gekochter Flickerklops aus der Rigaschen Pliete über die deutsche Grenze gelangt sein

werde. Augenblicklich ist unser häusliches Terzett durch J. zum Quartett geworden und soll sich heute noch durch E. zum Quintett erweitern. Das erschwert etwas die, mit dem Antritt unserer Reise verbundene Auflösung (resp. Abforkung) unseres Hausstandes. Am ersten Pfingstfeiertage werde ich noch predigen, am zweiten Pfingsttage abends die letzte Trauung vollziehen; am 4. Juni um $\frac{3}{4}$ Uhr soll es über „Dwinst“ nach Europa gehen . . .“ —

An einen Freund:

Bad Kissingen, den 7. Juli 1902.

„Deine Karte aus München habe ich empfangen . . . und könnte Dich um Deine Tiroler Tour beneiden, wenn ich nicht die Aussicht hätte, in Deiner Gesellschaft ein Stückchen Schweiz zu genießen. Am 13. Juli verlasse ich Kissingen, bleibe, — falls Julius Eckardt noch in Zürich sein sollte, — den 15. Juli dort und treffe am 16. Juli in Luzern (Hotel Rigi) ein und will mich dann auf 14 Tage auf dem Bürgenstock im Hotel Bürgenstock niederlassen. Dort erwarte ich Dich nicht nur mit offenen Armen, sondern auch mit sehnsüchtigem Herzen. Bisher sind wir vom Wetter außerordentlich begünstigt gewesen. Was Kissingen bieten kann, habe ich genossen und sehne mich aus der Schablone des Kurlebens in die Berge. Die ausschließliche Kadaverpflege ist demoralisierend, und die allgemeine, sich täglich wiederholende Frage: was werden wir essen und trinken? und wo? ist unleidlich. Die Soolbäder und Inhalationen tun mir gut; Husten und Katarrh haben nachgelassen; der Wirkung des Brunnens aber setzt mein Verdauungsapparat einen unüberwindlichen passiven Widerstand entgegen, der einer besseren Sache würdig wäre. An weiteren Spaziergängen hindert mich ein lästiger Ischiasschmerz im linken Bein . . . Da ich nach dem Bade und nach dem Mittagessen liegen muß, so habe ich aus der Leihbibliothek mich mit moderner

Belletristik versorgt, ohne ihr Geschmaç abgewinnen zu können. Mit Müling zusammen haben wir die Apostelgeschichte gelesen, und ich habe mich in die viel umstrittenen, von der Kritik mißhandelten und zerplückten Bücher Moses zu vertiefen gesucht. Wie riesengroß ist der Mann gegenüber seinen kleinen Kritikern und ihrer spitzfindigen Gelehrsamkeit! Den hat Michelangelo besser verstanden als alle modernen Theologen. In dem sehr reichhaltigen Zeitungskabinett habe ich die Blätter der verschiedensten Parteirichtungen durchschnüffelt; aber alle haben viel mehr Papier und Druckerschwärze als Inhalt. — . . . Zwei Pastorenabende, die ich hier mitgemacht habe, boten wenig mehr, als den auch sonst üblichen Milchkaffee. Morgen soll ich den Herren über die kirchlichen Zustände unserer baltischen Heimat berichten. Leider fehlen mir hier alle speziellen Daten. Ich habe mir die Sache so zurecht gelegt, daß ich, anknüpfend an Apostelgeschichte 28, 16. 30. 31 zuerst den Kriegsknecht schildere, der unser hütet, — dann die Fessel, durch die wir an ihn gekettet sind, — dann unser eigenes Gedinge, darin wir uns behelfen müssen, — und endlich, wie trotzdem das Reich Gottes bei uns ‚mit aller Freudigkeit unverboten‘ gepredigt wird. — . . . Doch nun genug! Gott geleite Dich und schenke Dir viel Befriedigung und Erquickung! —“ . . .

An denselben:

Den 19. November 1902. „Einen warmen, herzlichen Gruß zuvor! Habe Dank für Deinen lieben Brief. Mir geht es leidlich gut. Am Tage, als Du wegfuhrst, wurde ich wehr- und waffenlos. Der letzte Zahn, vom Zahn der Zeit angefressen, brach ab und infolgedessen wurde der ganze Ersatzapparat, dessen ich mich bisher bediente, haltlos und unbrauchbar. Seitdem lebe ich ohne Zähne und ohne Haare auf den Zähnen, und alle Versuche, den Mangel zu

ersetzen, sollen erst morgen ihren Abschluß finden, nachdem sie mir viel Zeit und Unbequemlichkeit und Geld gekostet haben. Das hat mich nervös gemacht. Beim Reden und Essen ein peinvoller Zustand des Hangens und Bangens. Inzwischen haben wir mit geringen Unterbrechungen wechselnde Logiergäste bei uns gehabt. Da ich genötigt war, Besuche zu meiden, so fand ich Zeit zum Lesen und Schreiben und bin dafür sehr dankbar. Am einen Leseabend zum Besten der Gemeindearmen, der auf Abwege geraten war, nicht ersterben zu lassen, sondern wieder auf den rechten Weg zu bringen, mußte ich mich entschließen, den Vorleser zu machen, habe zweimal aus Shakespeare vorgelesen und werde morgen Roseggers Drama: ‚Am Tage des Gerichts‘ lesen. Leider kollidiert dieser Leseabend stets mit den Vortragsabenden für Bethabara. So habe ich nicht Hahns Vortrag über ‚Moderne Theologie‘ hören können und muß morgen auch Berendts Vortrag: ‚Der Gang nach Canossa‘ versäumen . . . Diese Woche ist wieder eine sehr mit Arbeit besetzte . . . Die zahllosen Musikaufführungen, die zum Teil in trefflichster Weise, aber zu hohen Preisen, gegenwärtig sich drängen, habe ich nicht genießen können. Früher fühlte ich mich von der Arbeit getragen und gehoben, jetzt trage ich die Arbeit und sie drückt bisweilen.“ —

An denselben:

Den 8. Januar 1903. „Erst nach Ablauf der Festtage komme ich dazu, Dir nicht nur für Deine freundliche Karte zu danken, sondern auch einen herzlichen Brudergruß und Segenswunsch für das begonnene neue Jahr zu senden. Statt desselben hatte ich die Absicht, Dir gestern die Hand zu schütteln, mußte es dann auf heute verschoben und kann mich auch heute nicht losmachen. Unsere hastvolle und rastlose Zeit bringt es mit sich, daß auch das Persönliche immer mehr Papier wird. Feder und Tinte bleiben aber ein

mangelhafter Ersatz für Mund und Rede. Das verflossene Jahr hat uns beiden häufigere und ausgiebigere Gelegenheit geboten zu direktem mündlichen Verkehr. Dessen freue ich mich und hoffe, daß das neue Jahr für uns ein reiches werden möge. Mir geht es gut. Ich habe mit Lust und Freudigkeit arbeiten können und auch im Verkehr mit Menschen manche Erfrischung und Freude gehabt. Besonders an den Großkindern hat sich mein ganzes Herz gefreut. . . . Auch meine vier Wände sind in den Festtagen oft recht belebt gewesen, zuletzt am 6. Januar, wo sich ein größerer Kreis um den bei mir wohnenden Missionar Pamperien sammelte und in sehr angeregter, fröhlicher Stimmung sich von ihm in Ostindien spazieren führen ließ. Nun beginnt wieder das gewohnte, stillere Arbeitsleben. Gern hätte ich mir vorher eine acht-tägige Ruhepause auf dem Lande gegönnt, aber es ging nicht. Eben werde ich von einem Brautpaar unterbrochen, das da hofft glücklich zu werden, und ein verzanftes Ehepaar wartet bereits, bis das Brautpaar abgefertigt ist, um dann seinerseits ins Feld zu rücken. Gern würde ich Dir erzählen von einer ‚Laienkonferenz‘, die im Fahrwasser ‚moderner Theologie‘ steuert und aus unseren Kirchen ‚die Sprache Kanaans‘ verbannen will, um sie durch die Sprache ‚des modernen Bildungsbewußtseins‘ zu ersetzen. Aber es langt dazu weder Zeit noch Papier. Lebe wohl, alter lieber Bruder, bis zu fröhlichem Wiedersehen! Dein unmoderner, streitsüchtiger, friedliebender, unverbesserlicher

E. K.“

An denselben:

Pabbasch, den 14. Juli 1903.

„Seit drei Wochen weile ich hier, fern von Madrid und dem Geräusch der Welt. Bisher fast immer kühles Wetter (10—12°), aber umgeben von hohen, rauschenden

Tannen und unten das weite, wogende Meer und um mich die fröhliche Kinderschar. Deine Karte mit dem gut gelungenen Porträt erhielt ich noch in Riga, die Karten aus Bern und Montreux wurden mir hierher nachgesandt. Habe innigen Dank für Dein treues Gedenken meiner. Als es hier so kühl und rauh war, hatte ich wohl große Lust, mit Dir am Genfer See zu weilen. Nun weiß ich gar nicht, wo meine Gedanken Dich suchen sollen . . . Wie gerne hätte ich Dich für einige Tage hier bei mir! Ein hübsches Gastzimmer mit großem Balkon wartet eines lieben Gastes. Von der Veranda unter dem Balkon führt eine Stiege von 50 Stufen hinauf zu dem die Düne krönenden Pavillon. Da sitz ich mit meinen Träumen, Es pfeift der Wind und die Möven schreien, Die Wellen wandern und schäumen. Ich bin überzeugt, Du würdest es, trotz all des Schönen, das Dich umgibt, auch hier am nordischen Strande schön finden. Doch zum ‚Träumen‘ habe ich eigentlich keine Zeit. Abgesehen von dem hartnäckigen Husten, der mich Tag und Nacht plagte, und erst seit einigen Tagen besser geworden ist, hat mich Oettingens Dogmatik so in Anspruch genommen, daß alle anderen Gedanken in den Hintergrund traten. Was sie mir, dem livländischen, lutherischen Pastor geboten hat, habe ich versucht, für die Synode zu Papier zu bringen, und hoffe, in diesen Tagen damit fertig zu werden. Die andere Arbeit, die ich mir vorgesezt hatte, bleibt einstweilen ungetan. Mich verlangt danach, für einige Wochen alles beiseite zu legen, nur Mensch zu sein, und soweit ich vermag, mit den Kindern Kind zu sein. Den von Dir empfohlenen Roman, ‚Die Wacht am Rhein‘, habe ich gelesen, dazwischen eine Partie Kurni gespielt, aus den Zeitungen flüchtig Notiz genommen von dem wenig gehaltvollen Geschwätz über die Weltereignisse, und will heute abend versuchen, einen Rehbock im Walde zu beschleichen. Bis zum 15. August bleiben wir noch hier, dann gehts —

wills Gott mit neuer Kraft — wieder an die Arbeit. Dir aber, alter Bruder, rufe ich zu: „Und kommen wir wieder zusammen auf wechselnder Lebensbahn, so knüpfen ans fröhliche Ende den fröhlichen Anfang wir an! Auf Wiedersehen!“

An denselben.

Den 30. April 1904. „. . . Daß Dir die Goethe-Biographie Freude macht, ist auch mir eine Freude. Ich bin leider gar nicht dazu gekommen, etwas Vernünftiges zu lesen. Was die Zeitungen bringen, ist nicht Geistesnahrung, sondern Gallenerregung. Erquicklich sind mir die Konfirmationsstunden, sonst ist es Tag für Tag eine ermüdende Treitmühle. Mit Liebe und Schmerz habe ich für unsere Rigasche Sprengelsynode eine Geschichte der Russifizierung unserer Volksschule niedergeschrieben und den Amtsbrüdern mitgeteilt, um jenen . . . Antrag zu Fall zu bringen, als wäre es unsere Pflicht, durch gemeinsame Arbeit mit den russischen Inspektoren die Volksschule wieder zu heben. Die Pastorenhetze geht wieder los — das Konsistorium ist gemäßregelt worden und seine Erlasse sind unter Zensur gestellt. O.s Kirchenbericht und der letzte Bußtagserlaß haben den Vorwand gegeben. Da es in Rußland keine Sozialdemokratie und keinen Anarchismus geben darf, so ist jede Warnung davor ein Staatsverbrechen. Und dabei wühlt die nihilistische Propagande in den hiesigen Arbeiterkreisen mit gesteigertem Eifer. Dem 1. Mai sehen wir mit Unruhe entgegen . . . Ob ich wirklich nach Kissingen gehe, ist ungewiß . . . Ich will Ruhe haben für einige Zeit und die Eindrücke des Alltagslebens los werden.“ —

An denselben.

Eisenach, den 20./7. August 1904. „Die schönen Tage von Aranjuez sind zu Ende — morgen verlassen wir Eisenach und gehen nach Berlin. Wäre ich ein spanischer

Prinz und hätte das Gold Perus, so würde ich in den Süden schweifen. Aber als geschworener Ritter der Jungfrau Livonia, der ihre Farben trägt, kehre ich gern in ihren Dienst in die nordische Heimat zurück und nehme dankbaren Herzens den Eindruck mit, daß mir seit lange keine so schöne, sonnige Zeit zuteil geworden ist, wie diese zwei Wochen am Fuße der Wartburg. Wie hoch ragt sie mit ihrer großen Vergangenheit empor über die in die Weite und Breite fließende Gegenwart! Und was mich ehrfürchtig zu ihr anschauen läßt und immer wieder in ihren Bann hinaufzieht, das ist doch die Liebe zur teuren baltischen Heimat, in die ich zurückkehre.*) Darum kann ich von hier nicht scheiden, ohne zuvor Dir, mein alter Freund und Bruder, der Du mit mir fühlst, einen herzlichen Gruß von hier gesandt zu haben"

An denselben.

Den 8. November 1904. „. . . Mir ist es, trotz vieler Arbeit, weit über Gebühr gut gegangen. Am vorigen Sonntag habe ich meine Konfirmandenlehre beendet und durchstreife jetzt — sofern ich nicht durch Beerdigungen daran verhindert bin — die Straßen Rigas, um lange versäumte Besuche nachzuholen. Noch stehen auf meiner Liste 23 Besuche, die ich zu machen habe, eine zeitraubende und wenig befriedigende, aber unerlässliche Arbeit. Die Abende sind meist besetzt durch allerlei Konferenzen und Sitzungen, so daß ich kaum zum regelmäßigen Lesen der Zeitung und etlicher Zeitschriften komme. In voriger Woche habe ich zwei Vorträge eines Reisepredigers Bertel angehört, der es für seinen Lebensberuf hält, durch stürmische Beredsamkeit die „akademisch gebildete Männerwelt zu bekehren“. Den letzten Vortrag schloß er mit dreimal wiederholter dringender Aufforderung, daß keiner der sehr zahlreich ver-

*) Siehe Anhang II: „Wartburg“.

sammelten Hörer seinen Platz verlassen möge, bevor er ‚bekehrt‘ sei. Da sich der Saal alsbald leerte, wird der Mann von dem außerordentlichen Erfolg seiner Rede überzeugt und erfreut sein. — Hier macht sich der Druck des Krieges sehr fühlbar. Sanguiniker wollen Morgenluft wittern; fürs erste spürt man nur Modergeruch. Mit dem neuen Kirchenjahr will ich einen Zyklus von Vorträgen beginnen in der Petrifirche, wo an der Hand des ‚Vaterunser‘ verschiedene Fragen des sittlichen Lebens behandelt werden sollen.“ —

An denselben.

Den 31. März 1905. „Zugleich mit einem herzlichem Dank für Deinen freundlichen Geburtstagsgruß sende ich Dir heute meinen Gegengruß zu Deinem Geburtstage. Gott erhalte und segne Dich im neuen Lebensjahre! ‚Es blühe Dein Alter wie greisender Wein!‘ Frühlingsblüten werden leicht von Nachtfrost und Stürmen geknickt. Herbstblüten pflegen wetterhart zu sein und erfreuen in besonderer Weise. Möge auch Dir solche Herzensfreude in reichem Maße zuteil werden! Sie ist zugleich Erntefreude. Und, auch im Alter laß uns nicht vergessen, daß die welken Blätter, die der Herbstwind verweht, nicht abgestoßen werden und abfallen ohne die sich im Verborgenen bereits regenden Frühlingsknospen. Die Düna hat in diesen Tagen viel schmutzige und geborstene Eischollen ins Meer hinausgetragen; ihre aufgeregte hinfließenden Wasser sehen verzweifelt trübe und schmutzig aus. Aber nachdem der Strom eisfrei geworden, wird er sich schon wieder klären. Das ist der Segen dieser von allen bösen Leidenschaften aufgewühlten Zeit, daß die Unhaltbarkeit der bisherigen Zustände so offen zutage getreten ist. Die Eisdecke ist geborsten. Keine Staatskunst und Hofintrigue wird sie wieder haltbar und tragfähig machen. Es bedarf aber der wilden, schmutzigen Wasser, um die morschen Eischollen zu zermürben und wegzuzü-

schwemmen. Eine Klärung kann erst allmählich kommen. Je weniger von der Einsicht und dem guten Willen der zarischen Regierungsmänner zu erwarten ist — je größer die sittliche Impotenz der rohen Volksmassen ist — um so zuversichtlicher vertraue ich der ungebrochenen Kraft des Evangeliums, dem durch all das sinnlose Treiben des Bahnen frei gemacht werden muß, damit es wieder in die Gemeinden, in die Schulen und in die Häuser eindringen kann. Ich bin mehr denn je Optimist, und ich möchte am liebsten dem klagenden und zagenden Pessimismus, der die gesunden Lebenskräfte lähmt, den Hals umdrehen. — Verzeih diesen Herzenserguß! Ich weiß: Alter schützt vor Torheit nicht. Aber es braucht doch nicht alles, was aus einem alten Herzen kommt, Torheit zu sein, und: „Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt, der lasse sich begraben“. Darum, mein alter Bruder, wollen wir einander lieb behalten, und wenn einer von uns beiden Alten am Grabe des anderen steht, uns dessen freuen, daß das beste, was wir lieb haben, nicht ins Grab sinkt, sondern den Tod überdauert. — Wie gerne würde ich Dich wiedersehen! Bis Pfingsten bin ich aber an jeden einzelnen Tag gebunden. Was nachher kommt, weiß ich noch nicht. Lebe wohl! Gott befohlen!“ —

An denselben:

Den 16. März 1905. „In der Hoffnung, daß die Mailüste auch Dich beflügeln werden, um wieder etwas frische Freiheitsluft und gesunden Geisteshauch jenseits der revolutionären Grenzpfähle zu suchen, teile ich Dir mit, daß ich voraussichtlich am 5. Juni mit der Sedina nach Stettin gehen will und weiter nach Kissingen zu dreiwöchentlicher Kur — von dort in den Schwarzwald oder am liebsten nach Heinrichsbad bei Herisau auf 10—14 Tage. Miling begleitet mich Es ist eine aufregende Zeit, aber es

ist doch schön, daß sich wieder Kräfte regen, die nach Erreichung eines idealen Zieles streben. Ach, wieviel hätte ich mit Dir zu besprechen! Wann kommst Du?“ —

So war der unheilvolle Sommer 1905 herangekommen, in dem die Wogen der Revolution immer höher und höher gingen. Die lettische Sozialdemokratie überbot sich nicht nur in ihren Tagesblättern, sondern vor allem in Tausenden von Flugblättern und Proklamationen in Hezereien und lügenhaften Vorspiegelungen, die das Volk zu immer neuen Schandtaten anregen sollten. Um dem verblendeten Volke die Augen zu öffnen und manche von dem Abgrund zurückzuhalten, in den sie sich blindlings stürzten, indem sie ihren Führern folgten, verfaßte Kaehlbrandt in der Nacht vor seiner Abreise nach Deutschland in knappen, kernigen Worten ein lettisches Flugblatt unter dem Titel: Wer im Kampfe steht, muß kämpfen (Kam karisch, tam jakaro). Es wurde gedruckt und in Tausenden von Exemplaren im ganzen Lande vor den Kirchthüren, in Fabriken und auf den Straßen verteilt. Ob es Frucht getragen hat? Wer kann das beurteilen! Jedenfalls war es ein mutiges Bekenntnis und ein wohlgemeinter warnender Mahnruf an das lettische Volk, der nicht ungehört verhallen konnte. Und wenn es unter den Pastoren auch einige gab, die es für „unzeitgemäß“ fanden, das Flugblatt zu verteilen und dadurch einen Widerspruch gegen die Stimmung des Volkes laut werden zu lassen, so haben viele dem ungenannten Verfasser doch von Herzen dafür gedankt.

An seine Tochter:

Kissingen, den 12./25. Juni 1905. „Meine liebe Marie! Es wird Dir kein Übles begegnen und keine Plage wird zu Deiner Hütte sich nahen. Denn Er hat seinen Engeln befohlen über Dir, daß sie Dich behüten auf allen Deinen Wegen, daß sie Dich auf den Händen tragen und

Du Deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest' (Psalm 91, 10—12). Dieses Psalmwort sende ich Dir als Geburtstagsgruß, und stelle betend Dich, Deinen Mann und Eure ganze Kinderschar unter diese starke Obhut unseres Vaters im Himmel, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt. Die kirchenschänderischen Greuel, durch die in den Pfingsttagen so viele Kirchen unserer Heimat entweiht und aus Bethäusern zu Mördergruben geworden sind, haben mich tief erschreckt und beunruhigt. Wann wird der Herr die Geißel ergreifen, um die Mordbuben hinauszutreiben? Mir kommt es jetzt wie ein Unrecht vor, daß ich Riga ohne zwingenden Grund verlassen und mich der Leidensgemeinschaft mit all denen entzogen habe, die daheim geblieben sind. Ich weiß wohl, daß der in uns ist, stärker ist, als der in jenen ist, aber dieweil der Teufel weiß, daß ihm wenig Zeit gegeben ist, so hat er einen um so größeren Zorn. Er muß und wird zuschanden werden — ‚ein Wörtlein kann ihn fällen‘ — aber sein giftiger Fersenstich bleibt doch schmerzhaft. Ich hoffe wohl, daß die Kirchen Rigas, auch die lettischen, von solchen Greueln verschont bleiben, wie sie in den Landkirchen vorgekommen sind; aber die Ungewißheit bleibt doch quälend. Gott schütze Euch, Ihr meine Liebsten, und stärke uns allen in dieser bösen Zeit den Glauben, daß an uns das Wort Paul Gerhards wahr werde: ‚Unverzagt und ohne Grauen, soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen!‘ — Wie köstlich ist jener oben angeführte Psalm 91.“ —

An einen Freund:

Meiningen, den 22. Juli 1905. „... Seit dem 15. Juli bin ich hier im Kreise der Verwandten, sehne mich aber in die Stille und hoffe die in den Wäldern des Schwarzatales zu finden. Morgen breche ich dorthin auf, kehre am 30. Juli n. St. nochmals zurück, um hier an dem

Döbnerschen Familientage teilzunehmen und reise dann direkt nach Hause. Von Hause wird mir geschrieben, daß in den Gemeinden auf dem Lande sich eine Reaktion gegen den terroristischen Anarchismus zu regen beginnt, aber sehr schüchtern. Was wird es erst werden, wenn der Herbst mit seinen dunkeln Abenden und Nächten kommt und — wie zu befürchten — eine Mißernte mit sich bringt! Gott erbarme sich unserer armen Heimat! und bewahre uns, daß wir nicht nutzlos die flinte ins Korn werfen . . . Wenn Du Julius Eckardt siehst, grüße ihn von mir. Ich habe ihm von hier geschrieben. Gott befohlen! Wann und wie sehen wir uns wieder? Jetzt würde es sich für uns Alte lohnen, 40 Jahre jünger zu sein . . .“ —

In Meiningen erlebte er noch ein paar angenehme anregende Tage in dem großen Döbnerschen Familienkreise und erfreute sich an dem freundlichen Entgegenkommen der Verwandten gegen ihn, den „Vetter aus Rußland“. Doch muß er sich schon dort eine Erkältung zugezogen haben; auf der ganzen Rückreise fühlte er sich sehr unwohl, kam am 18. Juli stark fiebernd in Riga an, und mußte sich sogleich zu Bett legen. Es war eine heftige Lungenentzündung, die ihn niederwarf. Seine Pflegetochter pflegte ihn mit unermüdlicher Sorgfalt und Treue. Auch die Tochter, der Schwiegersohn und die Großkinder eilten von ihrem Sommeraufenthalt aus an sein Krankenlager. Allmählich trat eine Besserung ein, aber nur langsam kehrten die Kräfte wieder. Sehr schwer wurde es dem Kranken, auf den Besuch der Synode verzichten zu müssen, auf der diesmal besonders wichtige Fragen verhandelt werden sollten. Vom Krankenbett aus diktierte er der Pflegetochter einige Gedanken über das sich immer mehr zuspitzende Verhältnis der nationallettischen und estnischen Pastoren zu den deutschen, das seiner Meinung nach ein unhaltbares geworden war und zu einer Spaltung der Synode führen mußte, wenn nicht von beiden

Seiten durch offene Aussprache eine Einigung herbeigeführt werde. Er fand keine Ruhe, ehe der Arzt ihm nicht gestattete, den stellvertretenden Generalsuperintendenten vor seiner Abreise zur Synode zu sprechen und die wichtigsten Punkte ihm ans Herz zu legen. Er bat ihn, der Synode seinen Gruß zu überbringen und seine Zuschrift an dieselbe zu verlesen. Mit seinen Segenswünschen geleitete er ihn, mit seinen Gedanken und Gebeten folgte er aus der Ferne den Verhandlungen. Als sein Zustand sich soweit gebessert hatte, daß er das Bett verlassen konnte, verbrachte er mit seiner Pflgetochter mehrere Wochen am Strande in der Anstalt Marienbad, um sich dort in der Stille und in der reinen Strandluft völlig zu erholen. Aber erst Anfang Oktober konnte er wieder seine liebe Petrikanzel besteigen und Gottes Wort verkündigen.

Unterdessen hatte die Revolution ihren Fortgang genommen. Jeder Tag brachte neue Schreckensnachrichten, Raub und Mord, Schutz- und Rechtlosigkeit herrschten im ganzen Lande, überall standen die Gutshöfe in Flammen, die Stadt füllte sich mehr und mehr mit Flüchtlingen! — So schwer auch Emil Kaehlbrandt unter den Ereignissen dieser Zeit litt, so gab er sich doch nie einem trüben Pessimismus hin, wie so viele, die schon alles verloren glaubten. Er meinte durch das Dunkel schon die ersten Strahlen einer anbrechenden Morgenröthe zu erblicken, warnte vor Verzagt-heit und Mutlosigkeit, tröstete und ermahnte zum Ausharren und Standhalten, wo er nur konnte. Eine Herzensfreude und ein reicher Trost in all der Trübsal dieser Zeit war ihm die Freiebung des Gebrauches der Muttersprache in den Schulen durch die Regierung, und insolgedessen der bewußte Zusammenschluß der Deutschen zu einem Schul- und Hilfsverein, der die Gründung neuer Schulen mit deutscher Unterrichtssprache sich zur Aufgabe machte. Lebhaft be- teiligte sich K. an den ersten begründenden Versammlungen

dieses Vereins, in dessen Vorstand er gewählt wurde. Das hohe Ziel desselben: Pflege deutsch-evangelischen Geistes in den Schulen für unsere deutsche Jugend, das war für ihn ein heller Lichtblick in die Zukunft unseres Landes, ein leuchtender Stern in dem Dunkel der Gegenwart.

An seine Schwester:

Den 7. Oktober 1905. „ . . . Ich danke Gott, der Euch, teure Geschwister, nicht nur vor blutiger Gewalttat beschützt, sondern auch so starken und tapferen Mut gegeben hat, der Räuberbande so furchtlos und imponierend entgegenzutreten. Das war ein Stück christlichen Heldennutes, der viel mehr wert und viel wirksamer ist, als jeder militärische Schutz. Ich bin auch überzeugt, daß Gottes Hand Euch stärken und helfen wird, die schlimmen Folgen der großen Aufregung zu überwinden. Wie stolz bin ich auf meinen lieben, tapferen Bruder Alexander und auf Dich, mein Schwesterchen, daß Du ihm als treuer Kamerad so mutig, so unerschrocken zur Seite gestanden hast. Ihr habt das bewährt, was Paul Gerhard singt: ‚Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich!‘ usw. Er schütze auch ferner Euer Leben, Haus und Hof! — Wie ich gestern abend hörte, hat der Gouverneur die Übernahme des Generalgouvernements über Liv-, Kur- und Estland von der Bedingung abhängig gemacht, daß es ihm gestattet werde, ein ‚fliegendes Kriegsgericht‘ einzurichten, das jedesmal an Ort und Stelle das Urteil fällen und ausführen soll. In Petersburg aber scheint man aus dem jämmerlichen Schwanken nicht herauskommen zu können. Das böse Gewissen lähmt jeden Entschluß und alle Tatkraft. — Was gedenkt Ihr Lieben nun zu tun? Für einige Zeit nach Riga übersiedeln, wäre für Eure persönliche Sicherheit jedenfalls das Nächstliegende und für uns das Beruhigendste. Die unvermeidlichen Kosten können, wo es sich um Leib und Leben handelt,

nicht maßgebend sein. Es wäre aber, wenn sich nicht ein sehr zuverlässiger Verwalter findet, der Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hat, ein Preisgeben Eures Besitzes und Euren Leuten, die sich bisher treu erwiesen zu haben scheinen, würde der starke moralische Halt entzogen werden, den sie an ihrer Gutsheerrschaft haben. Ob Ihr selbst hier die wünschenswerte Gemütsruhe finden würdet, ist mir zweifelhaft, und Sorgen aus der Ferne sind meist schwerer zu tragen als die, denen man unmittelbar ins Auge sieht. Ich wage nicht, Euch nach dieser oder jener Seite zu bestimmen, möchte Euch aber auf ein Bibelwort hinweisen, das uns für das diesjährige Reformationsfest als Text gegeben ist: Jes. 41, 10. „Fürchte Dich nicht, ich bin mit Dir, weiche nicht, denn ich bin Dein Gott“ usw. — In jedem Falle aber scheint es mir wünschenswert, daß Ihr ein oder zwei junge Leute ins Haus nehmt, die zwar gegen anarchistische Banden wenig Schutz gewähren, aber doch gegen Räuber und Diebe, die im Vertrauen auf die fehlende Rechtsicherheit ihr Wesen treiben, in wirksamer Weise sich bemerklich machen können . . . — Mir geht es gut, bis auf eine Heiserkeit in Folge der ersten Predigt, die ich am vorigen Sonntag nach viermonatlicher Pause halten durfte . . . Ich habe viel zu tun, um all den freundlichen Menschen, die in der Zeit der Krankheit mir ihre Teilnahme erwiesen haben, persönlich zu danken. In den kirchlichen Fragen unserer Heimat greift (ähnlich wie in den politischen) ein Anarchismus um sich. Jeder tut, was er meint nicht lassen zu können . . . und die starke zügelnde Hand fehlt. Wehren nimmt seinen Abschied und die Ratlosigkeit, wer an seine Stelle gewählt werden soll, ist groß. Die Alten sind zu alt und die Jungen zu jung. Die aber im Mittelalter stehen, fühlen sich unsicher im Sattel und riskieren nicht, über einen Graben zu setzen. Der Gaul ist zu steif und der Reiter zu ängstlich. — . . . Ich habe großes Verlangen, Euch die Hand

und ans Herz drücken zu können . . . Gott behüte Euch ferner: ‚Unter seinem Schirmen sind wir vor dem Stürmen aller Feinde frei‘. In treuer, fürbittender und sorgender Liebe umfaßt Euch Euer alter Bruder

Emil.“

Den 7. November 1905. „Dein letzter Brief, mein Schwesterchen, hat mich tief bewegt. Ich fühle schmerzlich mit Euch die Sorgenlast, welche durch die Unsicherheit aller Verhältnisse sich auf Euch und auf uns alle legt. In den letzten 14 Tagen sind täglich Hausväter und Mütter bei mir gewesen, die unter der Sorge um Leben und Eigentum leiden und darauf bedacht sind, sich und die Ihrigen in Sicherheit zu bringen. Jedes Schiff und jeder Eisenbahnzug sind überfüllt mit Flüchtlingen, die sich nach Deutschland wenden. Ich kann es ihnen nicht verdenken. Aber ein bitteres Wehegefühl erfüllt das Herz, wenn sich die Reihen derer immer mehr lichten, die dem Anprall der revolutionären Sturzwelle ausgesetzt sind und nur durch festen Zusammenschluß einen Damm bilden können. Ich habe aber auch die Freude gehabt, einzelne zum Bleiben und Aus-harren zu bestimmen, und freue mich besonders, daß Ihr, teure Geschwister, nicht vorzeitig der Gefahr weichen wollt, obwohl sie Euch so nahe getreten ist. Wie sich die Verhältnisse gestalten werden, — wer vermag das zu sagen. In so sturmbelegter Zeit, wie wir sie durchleben, tauchen immer neue Gerüchte auf und wecken Befürchtungen, die oft schlimmer sind, als die wirklich drohende Gefahr. Es kann ja noch schlimmer werden als es ist. Es kann aber auch ein plötzlicher Umschwung eintreten. ‚Gott sitzt im Regimente und machet alles wohl‘. Heute lasen wir zum Morgensegen 1. Petri 5, 6. 7. Das ist ein Wort, wie wir es in dieser bösen Zeit brauchen können. Als Luther auf der feste Koburg weilte, während sich in Augsburg der

Reichstag versammelte und Melanchthon ihm von dort einen sehr sorgenvollen Brief schrieb, da antwortete ihm Luther: ‚Lieber Philippus, Du machst Dir Sorge um den Ausgang unserer Sache. Ich sage Dir, Gott hat den Ausgang an einen Ort gestellt, wo Eure Schulweisheit ihn weder sucht, noch finden kann. Der Ort heißt: ‚Glaube‘. Glaube, so wirst Du die Herrlichkeit des Herrn schauen‘. Das gilt auch uns. Ob Gott der Herr unseren Kaiser, oder eine freiheitstrunkene russische Nationalversammlung, oder einen Grafen Witte zu seinem Rüstzeug machen wird, oder ob er jenseits der russischen Grenzpfähle sich das Rüstzeug bereitet hat, durch das er den gewalttätigen Maulhelden einen Ring in die Nase legen und sprechen wird: ‚Bis hierher und nicht weiter‘, — in jedem Fall werden wir es erleben, daß die ‚deenaslapa‘ (eine lettische sozialistische Zeitung) und Konforten mit ihrer ganzen Lügenbagage auf den Kehrichthaufen geworfen werden. — Du hast Recht, wir durchleben eine Epoche von weltgeschichtlicher Bedeutung, und wenn die uns zugeteilte Rolle trostlos und demütigend ist, so bleibt doch Gottes Wort stehen: ‚Demütiget euch unter die gewaltige Hand Gottes, daß Er euch erhöhe zu Seiner Zeit‘. Was wir erleben, ist ein gewaltig ernster Bußruf an unser ganzes Land, an Kaiser und Reich. Aus der Zeitung werdet Ihr ersehen haben, das sich auch in den deutschen Kreisen neues Leben zu regen beginnt. Ich habe mit Begeisterung teilgenommen an der Gründung der ‚baltisch-konstitutionellen Partei‘, an dem deutschen Meeting der Lehrer und Eltern in Schulsachen. Heute geht unsere Deputation mit einer vortrefflichen Adresse an den Grafen Witte und an den Unterrichtsminister, von dem wir sofortige Änderung der ganz unerträglichen Schulverhältnisse fordern. Ferner die Versammlungen zur Organisation des Selbstschutzes, der Nachbarhilfe usw. Wie wunderschön und stärkend ist es, in all jenen großen Versammlungen deutscher

Männer Gedanken, Befürchtungen, Hoffnungen austauschen zu können und getragen zu werden von dem gemeinsamen Bewußtsein: ‚Wir aus Einem Stamm entsprossen, stehen auch für Einen Mann‘. Man spürt etwas von der Macht des freien Wortes. Noch aber ist die Schüchternheit nicht ganz überwunden, die gegenüber den frechen Unflätigkeiten lettischer Hezblätter nicht am Platz ist. Ich warte mit Ungeduld auf den Landtag und möchte gerne unsere Ritterschaft in blanker Wehr und Waffe sehen, kann mich aber der Befürchtung nicht ganz ent schlagen, daß in den 20 Jahren dumpfer Stagnation mancher Streithengst spatlahm, mancher Ritter mutlos und manche Klinge rostig geworden ist. Aber das Blasen der Trompeten muß doch jeder hören, und der scharfe Wind muß die noch glimmenden Kohlen zur hellen Flamme anfachen. ‚Schon oft hat sich das Blatt gewandt, es kommt der Sieg aus Gottes Hand, sei's auch im Unterliegen‘. Übrigens soll es noch fraglich sein, ob der Landtag sich wirklich versammeln wird. — Uns geht es gut. Die Hälfte des Konfirmandenunterrichtes habe ich hinter mir. Die Stunde von $\frac{1}{2}$ 8— $\frac{1}{2}$ 9 Uhr morgens ist zwar für den alten Langschläfer E. K. etwas Ungewohntes, macht mich aber für den ganzen Tag und namentlich für den Abend freier. Heute abend ist wieder geselliges Beisammensein aller Glieder der Euphonie. Trotz böser Zeit ist es doch jetzt wieder eine Lust zu leben. Ich bin sogar zweimal im Theater gewesen. Zu theologischer Arbeit und Lektüre fehlt die Zeit; die Zeitungen nehmen alle Gedanken in Anspruch. . . Wie gern, wie gern käme ich auf etliche Tage zu Euch! Vor dem ersten Advent ist es unmöglich, und ob es nach dem ersten Advent möglich sein wird, steht in Gottes Hand. Darin aber wollen wir einig sein und bleiben: ‚Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein!‘ —

An seine Tochter:

Den 28. November 1905. „Durch unseres Nachbarn Berlin Freundlichkeit bietet sich eine Gelegenheit, Euch Nachricht von uns zu geben. Daß durch den Generalstreik jede Verbindung mit Euch abgeschnitten ist, macht sich uns um so schmerzlicher fühlbar, je mehr wir an Eurer Sorge teilnehmen. Gestern abend erfuhr ich durch Bergengrün, daß es Paul noch nicht nach Wunsch geht. Es ist also noch immer beides am Platz, Dank, daß Gott ihn vor Schlimmerem bewahrt hat, als er in die Hände der Räuber fiel,^{*)} und Fürbitte, daß Gott die Folgen der Mißhandlung und des Schrecks gnädig vorübergehen lasse. Grüße ihn herzlich von mir! Bleibe Du stark im Vertrauen auf Gottes Hilfe und Schutz und stärke auch Deinen Mann und Deine Kinder. Lies Psalm 3, 4—9. Wie gerne würden wir Euch bei uns aufnehmen! Aber trennen könnt und werdet Ihr Euch voneinander wohl kaum. Solltet Ihr aber die Kinder in der Stadt unterbringen wollen, so wißt Ihr ja, daß wir sie mit offenen Armen aufnehmen, — sie und auch Euch, wenn es nötig ist. Ich schreibe das, weil ich von allen Seiten gefragt werde, warum ich Euch nicht schon früher aufgefordert habe, wenigstens Eure Kinder hier in Sicherheit zu bringen. Ich glaube, daß Gott hier wie dort seine Engel zu ihrem Schutz bereit hat. Um Launekaln bin ich in Sorge, weil wir nichts von dort wissen. Aber auch in der Hinsicht gilt das ‚Nicht-sorgen‘ und ‚auf Gottes Schutz vertrauen‘. Gestern habe ich meine Konfirmanden eingesegnet, und wir hatten einen schönen Adventsgottesdienst, der trotz vorheriger Drohungen ungestört verlief . . . Es geht eben alles kopfüber und nur Gottes Gnade und Treue bleibt unwandelbar.“

^{*)} P. Tren war nachts auf der Straße von sechs Räubern überfallen, beraubt und am Kopf verwundet worden.

Alle die, durch die Ereignisse des letzten Jahres veranlaßten Gemütsbewegungen, sowie die anstrengende Amtarbeit in der Passionszeit 1906 und die Frühjahrskonfirmandenlehre hatten die schon ohnehin erschütterte Gesundheit des Siebzigjährigen sehr angegriffen, so daß er zum Sommer wieder eine Erholungsreise ins Ausland plante. Vorher aber wollte er seine beiden ältesten Großtöchter mit anderen Kindern seiner Gemeinde konfirmieren. Der Konfirmationsunterricht, der drei Wochen dauerte und den er diesmal wohl noch mit besonderer Liebe und Sorgfalt erteilte, machte ihn sehr müde. Am 25. Juni fand die Konfirmation in der Petrifirche statt.

An einen Freund:

Den 20. Juni 1906. „... Mir ist das Herz oft schwer und der Sinn trüb. Über Deine Karte aus Thufis habe ich mich gefreut. Hier habe ich mich vergebens nach einem geeigneten Erholungsort umgesehen und mich nun entschlossen, auf sechs Wochen nach Rügen zu gehen, wahrscheinlich nach Binz. Es hängt davon ab, ob ich rechtzeitig Urlaub erhalte. In der Pfingstwoche fuhr ich nach Launekahn, wohnte am 27. Mai der Morgenandacht zu Vierhuffs Jubiläum bei, und kehrte mit starkem Katarrh am selben Abend heim, um meine Gemeinde und die Gemeinden meiner beiden, auf Urlaub befindlichen Petrikollegen zu bedienen und eine Extra-Konfirmandenlehre zu halten. Dazu kommen Sitzungen verschiedener Art und die Frage der deutschen Schulen, die bis zum August in Gang gebracht sein müssen. Das bedeutet soviel, als einen Stein bergan wälzen. Unser deutsches Publikum ist unglaublich skeptisch, und jeder sucht das Seine, — kein Kurator zur Stelle, und die Bande der Volksbildungsbeamten ist ein uniformiertes Kronshindernis. Daß Th. die Leitung eines Progymnasiums in W. übernommen hat, meißt Du wohl;

— aber, abgesehen von allem anderen, auch da tschinownik-mäßige Schwierigkeiten. Die Eröffnung der Petrikirchen-Schule hoffe ich durchzusetzen, bin aber müde. Am 25. Juni konfirmiere ich, dann hoffe ich aufzuatmen . . . Ich habe in dieser Zeit Frensens ‚Hilligenlei‘ gelesen, ein abscheuliches Buch.“

An seine Schwester:

Den 1. Juli 1906. „Habe Dank für Deinen Brief, der Gottlob lauter gute Nachrichten enthält. Die Wehmut, die zwischen den Zeilen durchklingt, fühle ich mit Dir. Gottes Güte hat uns von Jugend auf geleitet durch alle die Jahre, die hinter uns liegen. ‚Lobe den Herrn, meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat‘. Je weniger wir dessen vergessen können und wollen, um so mehr regt sich unter den Mühen der täglichen Wanderung das sehnsüchtige Gefühl: ‚Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt‘. Nicht nur dem Petrus, auch uns gilt das Wort: ‚Da du jünger warest, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wo du hin wolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken und ein anderer wird dich gürteten und führen, wo du nicht hin willst‘ (Joh. 21, 18). Du hast ganz Recht; nicht nur in der großen, auch in der kleinen Welt wird alles auf den Kopf gestellt, — und der Gedanke, was wird der nächste Tag bringen? stört wie ein Fragezeichen die friedvolle Ruhe der Gegenwart. Wir wandeln ja in einer untergegangenen und im Untergange begriffenen Welt. Was wir haben, das wollen wir halten und uns des gewaltigen, dennoch freuen: ‚Dennoch soll die Stadt Gottes sein lustig bleiben mit ihren Brunnlein‘ (Psalm 46) . . . Wie schön, daß Auge und Herz sich an der üppigen Fruchtbarkeit dieses schönen Sommers erfreuen können! Gott der Herr läßt es uns doch nie, auch nicht in der trübsten Zeit, an seinem freundlichen Sonnenschein fehlen. Der Konfirmationssonntag

war uns allen ein wunderschöner Tag der Erbauung und Erquickung. Ich hatte mir von jedem der zwölf Konfirmanden vorher seinen Lieblingsspruch geben lassen, und flocht die schön gewählten Sprüche in der Konfirmationsrede zu einer Perlschnur zusammen. Die Predigt war über Luc. 6, 36—42. An der Abendmahlsfeier nahmen auch ich und Miling teil. Den übrigen Tag verlebten wir sehr schön im Garten des Trinitatis-Pastorates. — Mittwoch morgen fuhren Treus nach Arensburg. Miling begleitete sie aufs Schiff. Mich hatten die letzten Tage und Wochen so angegriffen, daß ich am Mittwoch beim Ankleiden zusammenbrach und ohnmächtig niederfiel. Es ist von keiner weiteren Bedeutung; Herz und Hirn sind gesund, aber die Kräfte versagten, und ich liege nun untätig auf der Couchette, träume, schlafe, lese und fühle mich müde, müde, müde. Die Reise ist um acht Tage aufgeschoben. Dir gefällt die Reise überhaupt nicht. Aber ich muß aus Riga fort, und den Gedanken entgehen, die hier durch die Verhältnisse immer geweckt werden und mich innerlich aufs tiefste fesseln und erregen. Immer und immer wieder die Frage: Sein oder Nichtsein unseres Landes und unserer Kirche! An der Schulfrage habe ich nach Kräften aktiv teilgenommen. Die Wiedereröffnung der 1887 geschlossenen St. Petrikirchenschule (natürlich mit deutscher Unterrichtssprache) durchzusetzen, ist mir zugefallen. Ich bin aber nicht Diplomat, sondern ein alt und ungeduldig gewordener Dränger. Die Sache ist ins Rollen gekommen. Ich will und muß aus dem Getriebe hinaus, und habe mir Rügen mit der Seefahrt dorthin, mit dem Aufenthalte in den dortigen Buchenwäldern und mit den Erinnerungen an den alten Ernst Moritz Arndt, als den am billigsten zu erreichenden Erholungsort gedacht, dessen Luft nicht von ... Stick- und Stinkstoffen vergiftet ist. Hoffentlich restauriert sich dort auch meine völlig verbrauchte Stimme. — Daß

endlich der ‚Deutsche Verein‘ unter Dach und Fach gekommen ist, hat viel Arbeit gekostet. Nun muß er durch Taten seine Lebensfähigkeit und seine werbende Kraft beweisen. Ich schicke Euch unter Kreuzband ein Büchlein vom alten Pastor emer. Pfeil. Ihr werdet Euch daran erquicken. Endlich ist Gaethgens als Generalsuperintendent bestätigt. Gott gebe ihm Weisheit, Kraft und Initiative. An letzterer fehlt es bei uns überall, daher die sich stets türmenden Hindernisse, die doch nur dazu da sind, überwunden zu werden. — Die Treuschen Knaben, E. und G., sind glatt und ohne Nachegamen in die IV. Klasse versetzt worden, befinden sich aber nun in der mißlichen Lage, daß sie die oberen Klassen russisch durchmachen müssen. Tritt wirklich, wie wir hoffen, die vom ‚Deutschen Verein‘ geplante zehnklassige Mittelschule im August ins Leben, so werden sie wahrscheinlich in diese übergehen; vorläufig sind bereits über 100 Schüler angemeldet. Das gibt dann eine Auswanderung, wie einst der Auszug der Kinder Israels aus Ägypten Doch genug! Ich habe mit vielen Unterbrechungen geschrieben, gestern begonnen, heute erst beendet. Gott behüte Euch alle, Ihr Lieben! Er sei Euer Arzt in aller Leibeschwachheit, Euer Schutz in aller Gefahr und Euer sehr großer Lohn! — Miling, die mich mit aufopfernder Sorgfalt und Treue pflegt, grüßt Euch herzlich — und ich hoffe auf ein Wiedersehen mit Euch im August.“

An einen Freund:

Den 7. Juli 1906. „. . . Die Kräfte haben sich wieder soweit gehoben, daß ich morgen in Milings Begleitung auf der Sedina mich einschiffen will und hoffe, am 10. Juli auf Rügen in Binz zu landen. Aus den Zeitungen wirst Du ersehen haben, daß am 24.—26. Juni a. St. die Delegierten sämtlicher Ortsgruppen des ‚deutschen Vereins‘ in Eivland hier tagten. Es war schön, so vielen

deutschen Männern mit warmem Herzen zu begegnen und ihnen die Hand zu drücken. Einen Bismarck gibts unter ihnen nicht. Dennoch hoffe ich, daß nun im August die guten Worte in Taten umgesetzt werden. Als charakteristisch ist es mir erschienen, daß die alten Grauköpfe meist viel begeisterungsfähiger waren als die jüngere Generation . . . Das Gespenst einer lettischen ‚Nationalkirche‘ spukt noch immer in manchen Köpfen, und all das unerquickliche Hin- und Herreden über ‚gerechte‘ Verteilung der kirchlichen Rechte, kommt mir vor, wie das Würfeln der Kriegsknechte um den Rock des Gefreuzigten . . .“

An seine Tochter:

Binz, den 17./30. Juli 1906. „Seit einer Woche sind wir nun an Ort und Stelle. Die Überfahrt von Riga war ungünstig — zwar kein Sturm, aber ‚schwere See‘. Ein scharfer Westwind trieb uns die ganze Ostsee entgegen. Das Schiff arbeitete sich mühsam durch die ihm entgegenrollenden Wogenberge hindurch, wurde auf ihren Gipfel emporgehoben, fuhr dann wieder 3—4 Faden in die Tiefe und erhielt einen Überguß nach dem anderen. Schon am Sonnabend abend klagte der Kapitän über acht Stunden Verspätung. Ich habe noch nie eine so gewaltig wogende Wasserfläche gesehen. Wo die Wellen gegeneinander prallten, fuhr der weiße Schaum gleich einer riesigen Fontäne mit donnerndem Schall hoch in die Luft, und der helle Sonnenschein bildete zahllose Regenbogen. Da alle Luken geschlossen werden mußten, so war die Luft unten dumpf und heiß. An Umhergehen war nicht zu denken. Ich habe viel oben im Freien geseffen. Es war ein großartiges Schauspiel. Erst gegen Sonntag abend wurde das Meer ruhiger, und in beschleunigter Fahrt suchte der Dampfer, das Versäumte einzuholen. Dennoch kamen wir Montag statt um 5 Uhr morgens erst um $\frac{1}{2}$ Uhr bei völlig glattem Wasserspiegel

in Swinemünde an, wurden sofort an Land gesetzt und warteten in der offenen Halle am Warteplatz auf die Ankunft des Dampfers Odin, der, von Stettin kommend, uns nach Rügen mitnehmen sollte. Die Uhr mußte eine Stunde zurückgestellt werden, und um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr nach deutscher Zeit drängten wir uns auf den stolzen Odin, der wie ein Ameisenhaufen von unzähligen Passagieren wimmelte. Das Wetter war prachtvoll, das Meer spiegelglatt und die Küste, an der wir hinfuhren, oft malerisch schön. Die neuen Eindrücke wirkten anregend und belebend auf die matten Lebensgeister, bis wir um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr abends an der 600 Meter ins Meer hinausgebauten Landungsbrücke von Binz anlegten, unser Gepäck einem Portier übergaben, der preisend mit viel schönen Reden sein Hotel uns anlobte, und gingen zu Fuß ‚geradeaus‘, wo wir angeblich nach drei Minuten in den Schoß des Glückes gelangen sollten. Aber in Binz ist das Glück nicht minder unzuverlässig als in der übrigen Welt. Aus den drei Minuten wurden dreiviertel Stunden, und als wir in der ‚Seerose‘ anlangten, erwies sich dieselbe als ein recht simples Wirtshaus zwölfter Güte. Wir waren beide ärgerlich und so ermüdet, daß wir sofort einen Wagen holen ließen und nun in ein gutes Hotel fuhren. Alles besetzt! Nach langem Parambeln mußten wir uns bequemen, ein Zimmer mit zwei Betten zu nehmen und es durch eine spanische Wand zu teilen. Ich fieberte stark und fühlte mich auch am anderen Morgen sehr unwohl. Dort bleiben konnten wir unmöglich und schleppten uns nun von Haus zu Haus, Quartier suchend. In der Pension G. haben wir nun zwei gute lustige Zimmer, jedes mit einem kleinen Balkon. Das Haus hat einen Garten und liegt dicht am Buchenwalde Einige Tage habe ich zu Bett gelegen, bis das Fieber gänzlich gewichen war. Wegen andauernder Stimmlosigkeit trinke ich jetzt Emser Krähnchen. In den nächsten Tagen werde ich anfangen, warm zu baden. Die

Promenade am Meer ist entzückend schön; und welch buntes, fröhliches Leben bewegt sich dort vom Morgen bis zum Abend. — Doch nun genug von uns! Über Eure Briefe haben wir uns sehr gefreut. Ich wäre lieber bei Euch in Arensburg als hier im schönen Rügen. Von dem bunten Kinderleben am Strande würde ich gerne den Kindern erzählen — vielleicht im nächsten Brief. Gott behüte Euch alle, Ihr meine Liebsten! Ich denke Eurer Tag und Nacht und sehne mich nach Euch. Grüße Paul herzlich. Ich lese die zwölf Reden von Karl Girgensohn über Religion und erquickte mich an ihnen. Grüße die beiden Mädelschen, dann besonders meinen lieben Pebaliter Erich, die beiden Angler Gerri und Milo, die sich um die Ernährung der Familie verdient machen, und dann die beiden Kleinen, Werner und Mary. — Hier fühle ich mich wie entrückt der Gegenwart, auch der trüben Gegenwart unserer Heimat, und lebe viel in der Vergangenheit, die so reich ist, und bisweilen auch in der Zukunft. Die gehört dennoch uns (Psalm 73). Meine Absicht ist es, am 14. August in Riga einzutreffen. Wie freue ich mich, dann Euch alle wiederzusehen!“ —

Binz, den 6./19. August 1906. „ . . . Wenn ich auf die Wochen hier in Rügen hinblicke, so sind die Tage sehr rasch vergangen, die ganze Zeit des Hierseins erscheint mir aber unendlich lang, und ich freue mich auf die Heimkehr. Das Wetter ist bis auf wenige Tage schön gewesen, aber doch schon recht herbstlich; die langen dunkeln Abende machen das um so fühlbarer, da wir sie einsam in unserem Zimmer verbringen . . . In voriger Woche habe ich die Vormittage meist zu einer schriftlichen Arbeit für die Synode benutzt . . . Eine Kirche gibt es hier nicht, auch keinen Pfarrer am Ort. Bei gutem Wetter wird am Sonntag nachmittag im Walde unter prächtigen Eichen und Buchen Gottesdienst gehalten. Am vorigen

Sonntage hörten wir dort eine sehr wackere Predigt. Heute wollen wir auch hingehen, falls es nicht regnet Es fehlt mir hier an allem anregenden Verkehr. Daher kehren die Gedanken immer wieder in die Heimat und zu all den Lieben dort zurück. Aber das Meer mit seinen malerischen Ufern ist wohl wunderschön. Für alle Briefe und Nachrichten aus der Heimat sind wir Euch sehr dankbar"

An seine Schwester:

Riga, den 22. August 1906. „Gott zum Gruß Euch allen, Ihr Lieben! Morgen will ich zur Synode nach Wolmar fahren. Auf den beabsichtigten Besuch bei Euch muß ich leider verzichten. Am 14. August spät abends trafen wir in Riga ein Unsere Lieben hatten uns seit 2 Uhr bald auf dem Bahnhofe, bald am Hafen erwartet und die Zimmer mit Blumen geschmückt, ohne unsere Ankunft abwarten zu können. Das Wetter war kalt und regnerisch. Am folgenden Morgen ließ ich meine Kehle von Dr. W. untersuchen. Er konstatierte die Lähmung des linken Stimmbandes und meinte, eine Behandlung mit Elektrizität könne in 4—5 Wochen zu einer Besserung führen, falls die Lähmung ihren Grund in einem Luftröhrenkatarrh haben sollte; sollte sie aber auf einer durch Verkalkung des Herzens verursachten Erweiterung eines Blutgefäßes beruhen, dann sei jede Behandlung ausichtslos. Das müsse aber ein Spezialist konstatieren Die Einführung des elektrischen Stromes direkt in den Kehlkopf ist sehr empfindlich und erzeugt einen lebhaften Hustenreiz, der lange andauert. Die Fahrt zur Synode haben die Ärzte mir gestattet. Nur vor Wind und Erkältung soll ich mich hüten. Daher mein Verzicht auf die Fahrt zu Euch. Ob ich mich auf der Synode mit geborstener Stimme werde verständlich machen können, wird sich erst zeigen. Vorausichtlich ist es das letzte Wort, das ich an die Synode

zu richten habe und auf das ich darum nicht verzichten will. Daß ich noch einmal die Kanzel besteigen soll, scheint mir unmöglich. Ich habe auch bereits mit der Administration der Petrikirche über meinen Rücktritt vom Amt gesprochen. Vorläufig versehen H. und B. meine amtlichen Obliegenheiten. Die letzte Entscheidung wird von dem Gutachten der Ärzte abhängen. Im übrigen habe ich mich körperlich in Rügen gut erholt. — Der Gedanke, daß meine Lebensarbeit sich ihrem Ende naht, beschäftigt und bewegt mein Herz tief. Gott wird in Gnaden vollenden, was Er aus Gnaden angefangen hat. Was noch unreif ist, wird Er reifen lassen, und was für die Ewigkeit nicht taugt, wird Er abtun. — Am 16. August feierten wir in sehr gemüthlicher Weise Paul Treus Amtsjubiläum. Ich habe mich an dem Tage über ihn, Marie und die Kinder und auch über die Gemeinde mit heißen Dankestränen gefreut und mir immer wieder sagen müssen: Wenn die Vergangenheit trotz aller Mühen, Sünden und Schmerzen durch Gottes Gnade eine Quelle so reicher Freude sein kann — wie wird's erst in der Zukunft sein, wenn alles Böse abgetan sein wird. Was die Kinder noch erleben werden, kann ja schrecklich sein und bange machen; aber zuletzt bringt auch die Trübsal eine fried- und freudenvolle Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt werden. — Eben waren die beiden Knaben hier, freudestrahlend, daß sie gestern und heute ihr Aufnahmeexamen in die Quarta der neu-eröffneten deutschen Alberschule gut bestanden hatten. Die deutschen Schulen sind wie Inseln, die aus der schlammigen Sturmflut der Revolution wieder auftauchen und auf denen sich wieder verheißungsvolle Zukunftsarbeit beginnen läßt. Ich grüße sie, wie die ersten Frühlingsboten mitten in dem wüsten, öden, blutgetränkten Chaos, das uns zurzeit noch umgibt. Ach, daß aus unserer Jugend ein Geschlecht von Männern erwachsen

möchte, die beides, Schwert und Kelle, zu führen verstehen!“ —

Über Kaehlbrandts letzten Synodalvortrag schreibt Pastor Döbner:

„Die Revolution in der Heimat war noch nicht völlig unterdrückt. Noch arbeiteten die Revolutionskomitees, und terroristische Schreckenstaten dauerten fort. Mit Indignation hatte das Verhalten einiger Pastoren während der Revolution Kaehlbrandt erfüllt. Er hielt dafür, daß sie es schuldig seien, sich vor der Synode darüber zu verantworten. In diesem Sinne hatte er schon vor seiner Kurreise einen Vortrag für die Sprengelsynode der Stadt Riga ausgearbeitet, den er auf die Provinzialsynode bringen wollte. Er fand nicht die volle Zustimmung seines Sprengels — die Forderung einer Verantwortung vor der Synode sollte wegsallen, da das Konsistorium bereits die Pastoren zur Verantwortung gezogen habe. Kaehlbrandt ließ die Forderung fallen, wollte aber doch die Sache selbst, die Stellung zur Revolution, welche die Pastoren einzunehmen schuldig waren, nicht unbesprochen lassen und fuhr Ende August mit seinem nun veränderten Vortrage: ‚Die Stellung der Synode zur revolutionären Bewegung‘ nach Wolmar zur Provinzialsynode. Die Aufnahme des Vortrages war eine sehr verschiedene. Eine erregte Debatte folgte. Einzelne wollten ihr böses Gewissen durch zornige Ausfälle gegen Kaehlbrandt entlasten, andere stimmten ihm zu. Es war ein Wort zur Ehre und zum Heil unserer Kirche gewesen, das Kaehlbrandt zu den versammelten Dienern Christi gesprochen hatte — sein letzter Synodalvortrag.“

Es sei hier nur der Schluß desselben mitgeteilt.

„ . . . Sollte aber das Übel bereits so tief gefressen und die nationale Verbitterung zwischen Letten und Deutschen bereits so unheilbar geworden sein, daß eine ersprießliche gemeinsame Arbeit auf dem Boden der gegebenen kirch-

lichen Verhältnisse aussichtslos erscheint, dann ist es allerdings besser, daß wir um der Arbeit und des Friedens willen uns trennen, statt an der Formulierung von Kompromissen Zeit zu verlieren, die doch keinen befriedigen und nur zu neuen Mißverständnissen und gegenseitigen Anschuldigungen führen. — Es ist derselbe Ausweg, auf dem Abraham dem Unfrieden mit Loth entgegen wollte, als er zu ihm sprach: 'Laß doch nicht Zank sein zwischen mir und Dir und zwischen meinen und Deinen Hirten, denn wir sind Brüder! Scheide Dich von mir!' (Gen. 13, 8, 9.)

Die Trennung Loths von Abraham war unter den obwaltenden Verhältnissen zur Notwendigkeit geworden. Aber — und das wollen wir nicht übersehen — diese Notwendigkeit wurde für Loth verhängnisvoll. Daß auch bei uns die Verhältnisse immer mehr zu einer völligen Trennung der Letten und Deutschen drängt, läßt sich nicht leugnen, und manchen Schwärmern für eine lettische Nationalkirche mag es als Ziel ihrer Wünsche erscheinen. Wie aber die Verhältnisse sich dann politisch gestalten sollen, kann ich mir nicht vorstellen, und was dann aus unserer lutherischen Kirche hierzulande werden soll, mag Gott wissen. Als warnendes Beispiel aber steht uns vor Augen die Loslösung der zehn Stämme Israels von dem Stamme Juda und dem Hause Davids. Die Trennung war zwar eine von beiden Seiten verschuldete, und beide Teile haben darunter zu leiden gehabt. Aber gerade die Unabhängigkeit, nach der die zehn Stämme begehrt und die sie auch erlangten, führte zu vollständigem religiösen und moralischen Bankrott. Konkursverwalter wurde damals der Syrerkönig Salmanassar. Er liquidirte so gründlich, machte so reinen Tisch, daß nichts übrig blieb und die zehn Stämme aus der Geschichte verschwanden. Dünkelhafte Selbstüberschätzung, nationale Selbstüberhebung hat noch nie ein Volk in die Höhe gebracht, wohl aber ins Verderben gestürzt.

Wir brauchen gar nicht weit auszuschaun, um einen völkerverschlingenden Salmanassar zu begegnen, der uns den ‚Garaus‘ zu machen bereit ist. Für uns hat je und je die Gefahr im Osten gelegen. Hat aber Gott uns aus sieben Trübsalen errettet, so kann er auch machen, daß wir in der achten nicht umkommen. Nur eines dürfen wir nie vergessen: Weder den Deutschen, noch den Letten, sondern nur der gläubigen Gemeinde Jesu Christi gehört die unverbrüchliche Verheißung: ‚Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!‘“

XI. Abschnitt.

Seliger Heimgang.

Schon mehrmals im Laufe des letzten Jahres war dem siebenzigjährigen Manne, wenn er es empfand, daß seine Körperkräfte nicht mehr wie früher vorhielten, der Gedanke nahe getreten, sein Amt niederzulegen und sich emeritieren zu lassen. Hoben sich aber die Kräfte, fühlte er sich frischer und wohler, so ließ er den Gedanken wieder fallen und gab sich der Hoffnung hin, noch eine Weile als Arbeiter im Weinberge seines Herrn stehen zu können, denn sein Amt war ihm über alles lieb und teuer, und der Geist arbeitete in ungeschwächter Frische. Als nun aber im Herbst 1906 manche Gebrechen des Alters sich mehr und mehr fühlbar machten, auch die Stimmittel versagten, da entschloß er sich, nachdem die Administration der Petrikirche ihm seine Lage für die Zukunft gesichert hatte, — beim Konsistorium um seinen Abschied nachzusuchen. Dieser Entschluß hat ihm einen heißen Kampf gekostet, denn es wurde ihm bitter schwer aus seinem Amte, in welchem er 43 Jahre gestanden hatte und damit aus allen Beziehungen zu seiner Gemeinde, zu Amtsbrüdern und Landesgenossen, zu scheiden. „Wenn man erst emeritiert ist, wird man zum alten Eisen geworfen“, pflegte er zu sagen. Er begann noch die Herbstkonfirmandenlehre, aber er konnte sie nicht selbst beenden, die Stimme hielt nicht mehr vor. Er mußte sowohl die Konfirmation sowie auch die Reformationsfestpredigt, die ihm besonders am Herzen lag, — anderen über-

lassen. Nur einzelne Amtshandlungen konnte er noch vollziehen. Eine der letzten war die Beerdigung des von Revolutionären in seinem Pastorat Dahlen rucklos ermordeten Pastor Taurit. Diese neue Schandtat, der dritte an livländischen Pastoren verübte Mord, ging Kaehlbrandt besonders nahe, da Taurit, wie auch der früher ermordete Pastor Karl Schilling, sein Probejahrskandidat in Neu-Debalg gewesen, ihm dazu durch Heirat einer Nichte nahe verwandt und durch seine Frische und Tüchtigkeit ihm besonders lieb war. Er hatte häufig als Gast in seinem Hause gewohnt, und der alte und der junge Mann hatten sich sowohl in fröhlichem Humor, wie in ernstern theologischen Gesprächen besonders gut verstanden und waren einander sehr nahe getreten. K. hatte ihm auch ein paarmal seine Petrifanzel abgetreten und hoffte im stillen, in ihm seinen Nachfolger zu sehen. Nun mußte der alte den, zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden jungen Amtsbruder zu Grabe geleiten. Tief erschüttelt sprach er an seinem Sarge über Röm. 8, 38 und 39: „Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn“. Den Text hatte der Verstorbene sich selbst gewählt. In seinem Nekrolog heißt es: „Die Bestattung war ein großes Weinen. Kaehlbrandt sprach seine letzte Amtsrede, sein Schwanenlied aus der ganzen Blut seines tiefwunden Herzens. Noch einmal wefferte und zuckte es in dem Antlitz des alten Recken von heiligem Jorn und in großem Wehe brach ihm schier das Herz gegen Ephraim seinen geliebten Sohn.“

Am 20. November erhielt K. vom Konsistorium seine Entlassung aus dem Amte. In dem beigefügten ehrenvollen Schreiben heißt es: „. . . Während etwas mehr als 43 jähriger Amtszeit haben Sie als Pastor adj. und Pastor

ordin. in Neu-Debalg, zugleich als Propst des Wendenschen Sprengels und endlich als Oberpastor an der St. Petrikirche stets Ihre ganze Kraft daran gesetzt, die von Ihnen bekleideten Posten ganz auszufüllen und die von Gott Ihnen verliehenen reichen Gaben nicht nur für das engere, Ihnen zugewiesene Arbeitsfeld, sondern für die Gesamtkirche unserer Heimat fruchtbar zu machen, und haben, wie in Ihrem Propstamte, so insbesondere durch Ihre stets rege Beteiligung an der synodalen Arbeit unserer Pastorenschaft, auf weitere Kreise anregend und belebend gewirkt. In gerechter Würdigung solcher Verdienste um unsere Kirche hat unsere Landesvertretung zweimal das Amt des geistlichen Oberhirten vertrauensvoll in Ihre Hände legen wollen. Die Ungunst der politischen Verhältnisse hat beide Male die Verwirklichung solcher Absicht verhindert, hat Ihnen aber die Freudigkeit zu treuer Arbeit auch im beschränkten Pflichtenkreise nicht rauben können. Wenn nun jetzt zunehmendes Alter und Kränklichkeit gebieterisch ihre Rechte geltend machen und Sie nötigen, den immer fleißigen Händen und dem nimmer rastenden Sinn Ruhe zu gebieten, so sieht das livländische Konsistorium Sie mit tiefem Bedauern aus Ihrem Amte scheiden. Bedeutet doch in der schweren Bedrängnis, in der unsere Landeskirche eben steht, das Ausscheiden eines vielerprobten und in Treue bewährten Kämpfers für diese Kirche einen doppelten Verlust. Das livländische Konsistorium kann nur dem herzlichsten Wunsche Ausdruck geben, daß Sie für die Treue, die Sie unserer Kirche gehalten, in Ihrer Ruhe von der Arbeit, die Treue unseres Gottes reichlich erfahren mögen, damit ein freundlicher und friedlicher Lebensabend Ihr Teil sei.“ — Auch die Administration der Petrikirche richtete ein Schreiben an ihren scheidenden Pastor, in welchem Sie ihrem Dank und ihrer Anerkennung in herzlichsten Worten Ausdruck verlieh. Es heißt darin: „ . . . Unsere Gemeinde hat Ihnen vor allem

dafür zu danken, daß Sie damals sich unserem Rufe willig erwiesen und sich entschlossen haben, aus der seit Jahren Ihnen lieb und gewohnt gewordenen, hochangesehenen Stellung zu unserer städtischen Gemeinde zu kommen. Was Sie, hochgeehrter Herr Oberpastor, seitdem im Laufe von über 10 Jahren in unserer Gemeinde und an unserer Kirche gewirkt haben, wie Sie Ihr großes Können und Wissen, Ihr edles Empfinden und Streben, Ihr tiefes christliches Erkennen und Lehren, wie Ihren festen, evangelischen Glauben, Ihre immer gleichbleibende Liebenswürdigkeit und Ihren kühnen Mut in der Kirche, auf der Kanzel, in unserer Gemeinde und im öffentlichen Leben in Riga verwertet und zur Geltung gebracht haben, das zu charakterisieren oder einer Beurteilung zu unterziehen, darf sich die unterzeichnete Administration nicht aneignen — aber danken darf sie Ihnen für alles, was und wie Sie nach allen angegebenen Richtungen hin unter uns in Ausübung Ihres hohen Amtes gewirkt haben und wie Sie uns immer Ihr Bestes gegeben haben. — Wir bitten Sie, diesen unseren Dank so freundlich entgegenzunehmen, wie wir es auf Grund unserer ununterbrochenen, immer gleich günstigen Beziehung zu Ihnen zu erhoffen wagen dürfen.“ —

Als Kaehlbrandts Scheiden aus dem Amte bekannt wurde, erhielt er zahlreiche Briefe und Zuschriften von Nah und fern. Sie drückten Schmerz und Bedauern über sein Scheiden, Dank und Anerkennung seines Wirkens aus, und waren ihm wert als ein Beweis der Liebe, die er sich erworben, der Teilnahme und des Bedauerns, womit man ihn scheiden sah. Besonders erfreute ihn der Brief eines jüngeren Amtsbruders, der auch früher sein Probejahrs-kandidat gewesen war; er lautete:

„Mein lieber alter Senior! Nun legst Du Dein Amt nieder. Mit welchen Gedanken und Gefühlen? In den Stürmen, die über unser armes Land und seine Kirche ge-

gangen sind und noch gehen, sind meine Gedanken auch oft zu Dir gegangen, und ich habe mich oft gefragt, was Dein Christen-, Pastoren- und Baltenherz durchgemacht! Und ich habe den Wunsch gehabt, Gott möchte Dich uns noch lange als Kämpfer für Seine Reichs Sache erhalten. Ich hoffe, Er tuts noch, und wenn Du nun nicht mehr amtlich von der Kanzel Sein Wort verkündigen sollst, wirst Du hoffentlich viel Muße haben zu schreiben und uns, Deinen Amtsbrüdern, und unserer Kirche, viel aus dem Schatz Deiner Erfahrungen zu geben und so noch weiter im Segen bauend tätig zu sein. — Mich treibts, Dir bei Deinem Abschied vom Amt warmen Dank zu sagen für alles das, was ich besonders in Deinem Hause von Dir als Pastor, Christ und Patriot an geistigen Schätzen gewonnen habe. Die Verhältnisse haben es ja mit sich gebracht, daß wir im späteren Leben nicht viel zusammengekommen sind, außerdem habe ich immer, bei aller Liebe zu Dir und aufrichtiger Hochachtung vor Dir, eine große Scheu vor Dir behalten und habe mich nicht in Deinen Gesichtskreis drängen wollen; innerlich bin ich Dir aber verbunden geblieben und freue mich dessen, daß ich auch unter Deinem Einfluß gestanden. — Wie über Deinem Tagewerk das Wort unseres treuen Gottes gestanden hat: „Ich will Dich segnen und Du sollst ein Segen sein!“ so stehe es auch über Deinem Feierabende!“ —

Am dritten Advent, den 17. Dezember 1906, stand Emil Kaehlsbrandt zum letztenmal auf der Kanzel und hielt vor seiner lieben Petrigemeinde seine Abschiedspredigt; es war die letzte Verkündigung des Wortes Gottes aus seinem Munde. Er knüpfte sie an Apostelgeschich. 3, 19—21 und sprach über das Thema: Die Zeit der Erquickung kommt. 1. Sie beginnt mit der Tilgung unserer Sündenschuld, 2. sie vollendet sich in der Wiederkunft Christi. — Keine Ermüdung und Schwäche war ihm anzumerken, die Stimme war klarer und stärker als man erwartet hatte, er

sprach mit gewohnter Frische und Lebendigkeit, und gar mancher der Zuhörer hat den Gedanken nach Hause getragen: Der hat zu früh seinen Abschied genommen, der könnte noch manches Jahr Pastor sein. — Nach der Predigt folgte eine große Kommunion. Viele seiner Gemeindeglieder wollten noch einmal, zum letztenmal aus der Hand ihres alten Pastors das Abendmahl empfangen, darunter seine nächsten Angehörigen, von denen einige dazu aus der Ferne nach Riga gekommen waren; auch er selbst kommunizierte mit ihnen. Nachdem dann noch viele Gemeindeglieder ihn in der Sakristei aufgesucht hatten, um ihm zum Abschied dankbar die Hand zu drücken, kehrte er völlig erschöpft und tiefbewegten Herzens in seine Wohnung zurück. Nach langem, erquickenden Schlaf fühlte er sich am folgenden Morgen so wohl und frisch, wie lange nicht und machte Pläne, den Weihnachtsabend bei seinen Kindern im Trinitatispastorat zu verbringen. Doch es sollte nicht sein. Die Nachwirkung der großen seelischen Erregung und körperlichen Anstrengung konnte nicht ausbleiben. Es kamen wieder Tage der Schwäche, an denen er nur einige Stunden außer dem Bett, im Lehnstuhl oder auf der Couchette verbringen konnte. So am Weihnachtsabend, den er fröhlich und selig wie ein Kind, umgeben von seinen Kindern und Großkindern, unter dem brennenden Christbaum verlebt. Manches unvergeßliche Wort wurde dabei gesprochen. Einige Tage darauf erkrankte er aufs neue an einem Lungenkatarrh, der ihn wieder ganz ans Bett fesselte und ihn mahnte, manche irdische Angelegenheit zu ordnen. Doch er erholte sich abermals, konnte wieder an seinem Schreibtisch und unter den Seinen sitzen und an ihren Mahlzeiten teilnehmen. Er fing sogar an, Pläne für die Zukunft, für den kommenden Sommer zu machen und sich in Gedanken in der bereits gemieteten Eremitenwohnung einzurichten, die am 1. März bezogen werden sollte. Am 9. Januar 1907 schrieb er an

einen Freund, der als Emeritus noch ein Schulamt übernommen hatte: „Gott erhalte Dich im neuen Lebensjahr in der Rüstigkeit und Arbeitskraft, die er Dir in außerordentlichem Maße geschenkt hat! Gott hat mich nach seinem Programm, das keiner kuratorischen Bestätigung bedarf, trotz mangelnder Kenntnis des Russischen und anderer Schulfächer, von Klasse zu Klasse geschoben und jetzt nach Selektā versetzt mit der Aufgabe, mich aufs Abiturium zu präparieren. Neues zu lernen gibt es da nicht viel, wohl aber viel Altes zu rekapitulieren und in geordneten Zusammenhang zu bringen. Die Abschiedspredigt am 17. Dezember habe ich mit dankbar bewegtem und doch schwerem Herzen gehalten, der Gemeinde zum letztenmal das Abendmahl gereicht und es mit ihr empfangen. Dann war die Kraft zu Ende. Mich fernerhin öffentlich in Riga zu betätigen, werde ich wohl keine Gelegenheit haben. Aber es liegen so manche angefangene schriftliche Arbeiten und unfertige Entwürfe in meiner Mappe und mein Bürgerregal sieht mich so vorwurfsvoll und zugleich so lockend an, daß es mir an geistiger Beschäftigung nicht fehlen wird.“ — Das „Abiturium“, von dem er in seiner humorvollen Weise hier spricht, stand ihm näher bevor, als er glaubte. Jener Brief war noch nicht in des Empfängers Hände gelangt, als Gott schon seinen treuen Diener durch einen leichten, schnellen Tod abberufen hatte. Am 10. Januar wurde er, nachdem er den Abend im Kreise der Seinen verbracht und eben noch eine Schachaufgabe gelöst hatte, im Begriff in sein Schlafzimmer und zur Ruhe zu gehen, von einem Blutsturz ereilt, der seinem Leben in wenigen Minuten ein Ende bereitete. Ein Arterienbruch war die Ursache, wie denn überhaupt schon das Leiden seiner letzten Jahre auf Arterienverkalkung beruhte. — Eine reife Garbe, hat Gott ihn in seine Scheuer gesammelt. Seine Lebensarbeit hatte er abgeschlossen und sein Haus bestellt. Er war bereit, einzu-

gehen zu seines Herrn Freude. Nun war ihm erfüllt, was er so oft gebetet hatte:

Mein Heiland ich bin müde,
Bring du dein Kind zu Bett,
Und laß mich ruhn in Friede,
Wie ich es gerne hätt!

Den Leib in stillster Kammer,
Die Seel im treuesten Schoß,
Von allem Erdenjammer
Und Menschentorheit los! —

Nach einer Einsargungsfeier im Hause, bei welcher der Bruder des Verstorbenen in bewegten warmen Worten ein Lebensbild desselben entwarf, wurde der Sarg am Sonntag abend in die Petrikirche gebracht und dort von den Klängen eines vom Kirchenchor gesungenen mehrstimmigen Liedes empfangen. Die Ehrenwache am Sarge übernahmen die in Riga anwesenden Glieder der Livonia, welcher Kaehbrandt bis zuletzt das wärmste Interesse bewahrt hatte. Am 15. Januar um 2 Uhr nachmittags fand die Totenfeier statt. Nach dem Liede: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“, hielt Oberpastor Birgensohn eine tiefergreifende Trauerrede, anknüpfend an das Apostelwort 2. Thim. 4, 7: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten, hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit“. Er begann mit den Worten: „Ein Großer in Israel ist aberufen. Die heutige Trauerfeier gilt einem Manne, der als Persönlichkeit etwas von der Herrlichkeit Christi ausgestrahlt hat, der in der Kirche eine reich gesegnete Wirksamkeit ausgeübt hat, und der auch weit über sein eigenes Berufsfeld hinaus für unser Land und unser baltisches Leben von hoher Bedeutung gewesen ist.“ Weiter führte er aus, wie das obige Tertwort, aus dem Munde des auf seinen Abschied sich bereitenden Paulus,

sich besonders zur Beleuchtung des Lebens dieses Entschlafenen eignet, weil dies Wort mit seinem dreifachen Hinweis auf: den abgeschlossenen Lebenskampf, die vollendete Lebensarbeit und die innere Kraftquelle für Kampf und Arbeit ganz den Sinn und das Streben des Toten kennzeichnet. Er schilderte diesen nun als den mutigen Kämpfer für Recht und Wahrheit, als den treuen Arbeiter im Weinberge seines Herrn, und wies schließlich darauf hin, wie sein Leben nur bleibenden Wert und ewige Bedeutung gewonnen habe durch die im Glauben ergriffene, aus Gnaden ihm dargebotene Gerechtigkeit in Christo. Dieser Glaube sei das Geheimnis seiner Kraft gewesen. — Nachdem jeder der zahlreich versammelten Amtsbrüder des Verstorbenen ihm ein Bibelwort nachgerufen hatte, setzte sich der Trauerzug unter dem Geläut der Glocken in unabsehbarer Reihe zum Friedhof in Bewegung, wo noch eine ganze Anzahl von Personen in Vertretung verschiedener Verbindungen und Vereine Abschiedsworte an den Verstorbenen und die Trauerversammlung richteten. Besonders gehaltvoll war das Dankeswort des Präses der Kirchenadministration C. Bornhaupt, welcher während des ganzen Amtswirkens K.s am St. Peter mit ihm in vollster Harmonie gearbeitet hatte. Als zum Schluß die Klänge der alten Burschenweise: „Ist einer unserer Brüder nun geschieden“, angestimmt von den Gliedern der Livonia, ertönten, breitete sich schon winterliche Dunkelheit über den schneebedeckten Friedhof und das mit Blumenspenden überreich geschmückte Grab, in dem einer der treuesten Söhne unserer baltischen Heimat seine Ruhestätte gefunden hatte.

Vor Jahren hatte Emil Kaehlbrandt den Wunsch gehegt, einst auf dem tannenumrauschten stillen Plätzchen in Neu-Debalg an der Seite seiner treuen Theophile zu ruhen. Die Zeit hatte vieles geändert. Die Revolution war über das Land dahingebraust und hatte auch Neu-Debalg nicht

unberührt gelassen. Wenn der kleine Begräbnisplatz dort auch unangetastet geblieben war, so erschien es doch nicht wünschenswert, jetzt alte Beziehungen dort wieder anzuknüpfen. K. selbst hatte im letzten Jahre vorübergehend den Gedanken gehabt, die Särge seiner heimgegangenen Lieben von Neu-Debalg nach Riga überzuführen, um deren Gräber besser pflegen zu können, als es dort in der Ferne möglich war. Wenn er den Gedanken auch bald wieder verwarf, so meinten seine Kinder doch aus verschiedenen Äußerungen entnehmen zu können, daß er den früher gehegten Wunsch aufgegeben habe, und glaubten in seinem Sinn zu handeln, wenn sie ihn an dem Ort seiner letzten Tätigkeit, in Riga, an der Seite seiner zweiten Frau, bestatteten.

Von seinem Hinscheiden wurde auch der derzeitige Pastor von Neu-Debalg in Kenntnis gesetzt mit der Bitte, der Gemeinde von der Kanzel den Heimgang ihres langjährigen Pastors mitzuteilen, welche Bitte er auch erfüllt hat. Wenn die jüngere Generation diese Mitteilung auch ziemlich gleichgültig hingenommen haben mag, so gibt es dort doch immer noch einige, die ihrem alten Pastor ein treues, liebevolles Andenken bewahrt haben, und welche sein Heimgang mit Trauer und Schmerz erfüllt hat. „Das Andenken des Gerechten bleibt ein Segen.“ —

Von all den zahlreichen Nachrufen, die nach seinem Tode in allen Tagesblättern und Zeitschriften erschienen, sei hier nur einer wiedergegeben. Pastor Hillner sagt in seiner „Erinnerung an Propst Emil Kaehlbrand“:

„. . . Respekt und Vertrauen war ihm auf der großen Synode und im ganzen Lande erwachsen. Mit Recht. Denn wo es hieß: pro patria, da stand er sogleich vorne an. Dieses Pflichtgefühl der alten Garde pulsierte bis zuletzt in seinen Adern. Und wo sein Fähnlein flatterte, da sammelte sich eine Mannschaft. Man hielt zu ihm, und hielt sich an

ihm. Gerade wir, die zurückstehen an Können und Wollen fühlten oft: Er hat für uns geredet und gehandelt, besser als wir es je vermocht. Wie häufig sprach er das erlösende und entscheidende Wort. Vom Schweigen hielt er wenig. 'Durch Bekenntnis wird das Recht und die Wahrheit offenbar', das war einer seiner Lieblingsprüche, sowie jener andere 'Gottes Wort ist nicht gebunden'. Mit Gottes Wort strafte er Pastorenschaft und Ritterschaft. Man nahm es hin von seinem lauterem Wahrheitsdrang und liebewarmen Bruderstim, bei seinem hochgemuten Aufwärtsstreben und demutstarken Selbstgericht. Vieles hat sich in ihm geeint. Er war ein Schüler der Gnade und ein Lehrer der Wahrheit, ein Diener der Pflicht und ein Fechter fürs Recht, ein Gebundener im Gewissen und ein Freiherr des Geistes, ein Freund der Heidenmission und ein Sachwalter der Landespolitik, Schwärmer für sein Heimatland und Pilger, begehrend des besseren Vaterlands, geschaffen zu einem Fürsten der Kirche, geworden zu einem Herzog des Glaubens, dem, — wie er Glauben gehalten in allen wechselreichen Lagen seines Lebens, — sein mannbare Glaube zur beherrschenden Macht erwachsen ist für die vielseitigen Gaben seines Wesens. In Summa: er war eines Hauptes länger denn alles Volk, einer von den wenigen Großen, welche unsere livländische Kirche in dem letzten Menschenalter gehabt. Sein Denken arbeitete in zu großen Linien für unser Geschlecht. Den einzelnen Tatsachen der Wirklichkeit, namentlich wo es sich um neue Gebilde handelte, trug er nicht immer genug Rechnung. Seine Wortverkündigung stand nicht durchweg auf gleicher Höhe. Wo er fremd war, wo er des rechten Verständnisses, der vollen Resonanz nicht gewiß sein mochte, da kam seine Kraft nicht zu freier, voller Entfaltung, da vergriff er sich vielleicht in den Registern. Wo ihm aber die Aufgabe lag, etwa, wo der Ton deutsch oder lutherisch angeschlagen war, da war der ganze Mann alsbald eitel Blut

und Feuer. Dann reckte sich die Hünengestalt, der Charakterkopf mit der Adlernase hob sich königlich, alle Fibern des Gesichts zuckten, die Augen wetterten und blitzten, die Stimme rollte einher wie grollender Donner über die lautlose Hörschar. Oder wo der Stahl seines Geistes mit dem Stein harten Widerspruchs zusammenstieß, da sprühten die Funken und es gab ein heißes Ringen.

In Propst Kaehlbrandts Gestalt verkörperte sich eine ganze Epoche der livländischen Kirchengeschichte. Ihr Tag geht jetzt zur Neige. Sein Gedächtnis wird nicht zugleich verblaffen. „Dieser Jünger stirbt nicht“, hat ein Amtsbruder am Sarge ihm nachgerufen. Das gilt, Gott sei Dank, auch im höchsten Sinn. „Sein Leben ist ein abgelaufenes Stunden-glas, aber eines, das umgekehrt werden kann, und nun läuft goldener Sand in die Ewigkeit.“ —

Auf dem Kreuze über seinem Grabe steht der Spruch:
„Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein.“

Beilage I.

Aus einem Synodalvortrag (1894) über das
praktische Kandidatenjahr.

Man hört häufig „die baltischen Barone und Pastoren“ in einem Atem zusammen als die eigentlichen Träger livländischer Tradition nennen. Sofern es sich dabei um die Wahrung, Erhaltung und Förderung kirchlicher Interessen handelt, läßt sich gegen diese Zusammenstellung nichts einwenden. Ja, wir dürfen es uns zur Ehre rechnen, gemeinsam mit unseren „Baronen“, d. h. mit unserer Ritterschaft, das Wohl der lutherischen Kirche in unserer Heimat zu pflegen. Hüten wir uns aber, daß nicht von anderer Seite und in anderem Sinne uns mit Recht der Vorwurf treffe: Muihu mahzitaji ir kungi oder leelkungi.*) Die Zeiten sind ja Gottlob vorüber, wo z. B. ein Pastor von Neu-Debalg anno 1766 wegen Bauernschinderei abgesetzt werden mußte. Aber die Erinnerung an jene bösen Zeiten ist noch nicht erloschen, sie wirkt noch heute fort als ein durch herrnhutische Einflüsse und nationale Hezereien verstärktes Hindernis gesegneter pastoraler Wirksamkeit. Wir wollen nicht kungi oder leelkungi sein, sondern Diener der Gemeinde Christi ohne Ansehen der Person, nach dem Beispiel Pauli, der sich rühmen durfte: „Ich habe mich

*) Unsere Pastoren sind Herren oder Barone.

selbst jedermann zum Knecht gemacht, auf daß ich ihrer viele gewinne. Ich bin jedermann allerlei geworden, auf daß ich allenthalben ja etliche selig machte. Solches aber tue ich um des Evangelii willen, auf daß ich seiner theilhaftig werde“ (1. Cor. 9, 19, 22, 23).

Hüten wir uns dabei aber auch vor dem entgegengesetzten Vorwurf, nämlich davor, daß unsere Barone, will sagen die Gebildeten in unseren Gemeinden, nicht mit Recht Klage erheben: „Unser Pastor ist ein Bauer!“ d. h. er ist herabgesunken auf ein Bildungsniveau, auf dem er uns und unsere Bedürfnisse nicht mehr verstehen kann und will, und uns darum nicht das bietet, was wir von ihm zu fordern berechtigt sind. — In dem schriftlichen Nachlaß eines alten, livländischen Pastors, der es mit seiner Amtsführung sehr ernst nahm und auf eine reiche Amtserfahrung zurückblicken konnte, habe ich sehr beachtenswerte Äußerungen über die besonders einem Landpastor naheliegende Gefahr des Verbauerns gefunden. Er sieht diese Gefahr darin, daß der Landpastor, wenn er nicht den Verkehr mit Amtsbrüdern und gebildeten Gemeindegliedern sucht, und zu fortgesetztem theologischem Studium keine Zeit, auch keine Lust findet, außer Zusammenhang mit den die Zeit bewegenden Geistesströmungen kommt, sich in einen immer engeren Gedankenkreis einspinnt und sich zuletzt nur auf die unerläßlichen Amtsverrichtungen beschränkt, die immer äußerlicher und geschäftsmäßiger werden. Er selbst verkümmert innerlich und selbstverständlich muß auch das Amt dadurch leiden; dem Amtsträger fehlt die geistige Nahrung; er wird ein Handwerker oder Tagelöhner, der nur aus der Hand in den Mund lebt, ein geistlicher Hungerleider, der es nicht versteht, weder das vom Herrn dargereichte Brot den Hungrigen zu teilen, noch auch die übrigen Brocken zu sammeln. — Denselben Gedanken führt Ahlfeldt in einem trefflichen Gleichnis aus, das freilich nicht bloß auf den

Pastor, sondern auf jede Berufsstellung paßt. Er vergleicht diese einem Trichter. So lange der Mensch sich oben hält, kann er über den Rand hinwegsehen und behält einen freien Horizont. Unten im Halse des Trichters aber sitzt der Teufel, und versucht das Menschlein an unsichtbaren Fäden immer tiefer herabzuziehen. Je mehr ihm das gelingt, um so enger wird der Gesicht- und Tätigkeitskreis des Menschen, bis sich zuletzt alles nur um das liebe Ich, dessen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten dreht, und dieses dann eine leichte Beute des unten versteckten Feindes wird.

„Unser Pastor ein Baron“ und „unser Pastor ein Bauer“, — der eine Vorwurf ist so schlimm wie der andere. Was gehört dazu, um beiden Vorwürfen zu entgehen? — Die bloße Absolvierung des theologischen Universitätskursus und der vorgeschriebenen Examina befähigt allerdings zur Übernahme eines geistlichen Amtes, nicht aber zugleich zu gesegneter Führung des Amtes. Luthers Antwort ist präzise und umfassend: *oratio, meditatio, tentatio faciunt theologum*. Wo der Pastor ein Mann ist, der gläubig betet, der geistig arbeitet und geistlich kämpft, — da wird es sich von selbst machen, daß die Pastorin mitbetet, und die Kinder beten lernen und auch das Hausgesinde zum Gebet angehalten und versammelt wird; — da kann der Ertrag der *meditatio*, d. h. der geistigen Arbeit des Pastors gar nicht in die Gemeinde hinausgehen, ohne zunächst sein eigenes Haus, seine Familie und Hausgenossen geistig zu befruchten, anzuregen und das oft staubige, von allerlei kleinlichen Sorgen gedrückte Alltagsleben mit frischem Geisteshauch zu durchwehen und zu reinigen; — da wird die *tentatio*, d. h. der geistliche Kampf, die Heiligungsarbeit, die der Pastor an sich selbst tut, sich zunächst darin gesegnet erweisen, daß in seinem eigenen Hause christliche Sitte, Friede, Zucht, Ordnung und Gottesfurcht herrscht. Da konzentriert und verkörpert sich gleich-

sam das christliche Gemeindeleben in einem Hause, dem Pfarrhause, und dieses wird dadurch im wahren Sinne des Wortes ein Gemeindehaus, eine Segensstätte für die Gemeinde. Wohl jedem, der von klein auf unter dem Segen eines solchen Hauses gestanden hat! Es braucht nicht gerade ein Pfarrhaus gewesen zu sein. Es kann ebensogut ein anderes Bürger- oder Bauernhaus oder ein Edelhof gewesen sein, wenn es nur die Inschrift trug: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“ Ob es viele oder wenige solcher Häuser in unserer Heimat gibt? Jedenfalls hat die evangelische Gemeinde ein gutes Recht, zu fordern, daß unsere Pastorate in solchem Sinne Gemeindehäuser seien und werden. Dann und nur dann werden sie auch gesegnete Vorbereitungs- und Bildungsstätten für die ins Amt tretenden Kandidaten sein können. Daß kein Pastor ein Engel ist, ebensowenig irgend eine Pastorin, das wissen wir alle. Was aber einem Pfarrhause den oben geschilderten Charakter aufprägt, und es geeignet macht, als Vorbereitungs- und Bildungsstätte den Kandidaten zu dienen, ist auch nie die himmlische Unschuld und reine Engelhaftigkeit seiner Bewohner, sondern die Lauterkeit und Wahrheit, mit der der Pastor ohne egoistische, nationalistische oder aristokratische Nebenansichten und Hintertüren sich und sein Haus in den Dienst des Reiches Gottes stellt, damit das Pfarrhaus in viel edlerem und höherem Sinne ein Gemeindehaus werde, als das gewöhnlich so genannte Gemeinde-, Gerichts- und Gemeindeverwaltungslokal. — Wenn es also dabei bleibt, daß der Kandidat sich nicht beliebig den Pastor wählen kann, bei dem er das praktische Jahr absolvieren will, sondern, wenn nach dem früheren Synodalbeschuß die Synode die Kandidatenwäter wählt, oder es dem Konsistorium überläßt, „in wohlbegründeten Fällen Kandidaten zum praktischen Jahr auch andere Geistliche zuzuweisen, als den von der Synode dazu empfohlenen, —

so werden doch für solche Wahl, sowohl für die Synode als auch für das Konsistorium die oben angedeuteten Gesichtspunkte maßgebend bleiben müssen, und innerhalb dieser Grenzen wird das Konsistorium ohne Zweifel dem Wunsch der Synode von 1843 noch heute willfahren, und „bei der Verteilung der Kandidaten möglichst die Wünsche der Geistlichen, sowie der Kandidaten berücksichtigen“. Den zu Kandidatenvätern gewählten Pastoren aber wird damit ein Vertrauen geschenkt, das ihnen selbst in ihrer Amtsführung stärkend sein muß, und eine Aufgabe gestellt, deren Bedeutung in ihrem vollen Umfange erst durch die Beantwortung der zweiten Frage klar wird: „Wie und was sollen unsere Kandidaten in ihrem praktischen Jahr lernen?“

Das geistliche Amt stellt, um mit Löhes Worten zu reden, „die größten Ansprüche an die Kräfte eines Menschen“, — es erfordert „unter allen Berufsarten die meiste geistige Produktionskraft“, — es setzt bei dem Amtsträger „einen Grad allgemeiner Bildung voraus, vermöge dessen er allen Schichten der Gesellschaft gerecht werden und offenen Zugang zu jeder Höhe derselben in Anspruch nehmen kann“. Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß die sozialen Verhältnisse bei uns durch nationale Unterschiede erschwert werden; die letzteren werden durch die ersteren verschärft und gestalten sich zu Gegensätzen, die auch das kirchliche Leben schädigen, die Einheit des Geistes nicht zur Geltung und Anerkennung kommen lassen und gegen die Wahrheit des Wortes streiten: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist nicht Knecht noch Freier, — sie sind allzumal einer in Christo!“ Löhe beklagt es, daß verhältnismäßig so wenige aus den höheren Ständen sich finden, die sich der Theologie zuwenden, und macht dafür die „Verweltlichung“ jener Stände verantwortlich. Hinwiederum erhebt der alte Joh. Huttenlocher, Pfarrer zu Illingen, selbst ein schwäbischer Bauernsohn, gegen seine Bauern den

Vorwurf, daß manch Söhnlein nur deswegen durch die Lateinschule gezwängt werde, um dereinst auf fette Pfründen Jagd machen zu können. Hier wie dort derselbe Welt-sinn, der die einen von der Theologie abschreckt, die anderen zu ihr lockt, — beides zum Schaden der Kirche. Welcher Schaden größer ist, ob der, daß etliche aus weltlichen Rück-sichten den Dienst der Kirche fliehen, andere aus weltlichen Rück-sichten den Dienst der Kirche suchen, mag hier uner-örtert bleiben. Wer sich in den Dienst der Kirche stellt, hat jedenfalls nicht bloß das Wort zu beachten: „Wer ein Bischofsamt begehret, der begehret ein köstliches Werk“ (1. Tim. 3, 1), sondern soll auch des Wortes eingedenk bleiben: „Unterwinde sich nicht jedermann Lehrer zu sein, und wisset, daß wir desto mehr Urteil empfangen werden“ (Jac. 3, 1). Doch wir haben es ja hier mit Kandidaten zu tun, d. h. mit solchen, die sich schon entschieden haben, und im Begriff stehen, nach Absolvierung ihrer Schul- und Universitätsstudien ins praktische Amt zu treten.

Bei allen, die ins praktische Amt treten wollen, darf vorausgesetzt werden, daß sie nicht nur die durch mehr-faches Examenfeuer geprüfte allgemeine und theologische Bildung besitzen, sondern auch einen frommen, gottesfürch-tigen Sinn, guten Willen und Arbeitsfreudigkeit mitbringen. Ob diese in heller Begeisterung flammt oder in ruhiger, selbstverleugnender Pflichttreue sich kundgibt, mag individuell verschieden sein. Die Aufgabe des praktischen Jahres bleibt dieselbe. Sie wird sich aber verschieden gestalten, je nach den Verhältnissen, unter denen der Kandidat aufgewachsen ist, und die ihm selbst unbewußt für sein Wesen, für seine Eigenart wie für seine Unarten bestimmend geworden sind. Darum muß der Kandidat beim Antritt seines praktischen Jahres nicht nur sich selbst Rechenschaft geben über seine innere Entwicklung, sondern auch dem Pastor, unter dessen Leitung er sich stellt, Einblick gewähren in sein inneres

Leben, sei es nun, daß das in einem schriftlich abgefaßten curriculum vitae, oder in mündlicher Besprechung geschieht. Auch für letztere würde immerhin ein schriftlicher Lebensabriß fruchtbar und zu empfehlen sein. Die für alle Kandidaten gleiche Aufgabe des praktischen Jahres wird sich nun aber verschieden gestalten je nach der Nationalität des einzelnen. Der deutsche Kandidat soll lernen, den Letten ein Lette und den Esten ein Este zu werden; der lettische respektive estnische Kandidat soll es lernen, den Deutschen ein Deutscher werden, und zwar in demselben Sinn, in welchem Paulus den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche wurde, um ja etliche selig zu machen. Das ist freilich eine Aufgabe, die weit über das praktische Jahr hinausreicht, ja in deren Dienst das ganze spätere Amtsleben des Pastors gestellt sein soll. Aber eine Anleitung zur Lösung dieser Aufgabe soll allerdings das praktische Jahr bieten. Da wird nun zunächst das Erlernen der Sprache erforderlich sein, in der das Evangelium gepredigt werden soll. Der deutsche Kandidat hat also lettisch respektive estnisch zu lernen, und zwar so, daß diese Sprache in seinem Munde ein würdiges Gefäß wird für den göttlichen Inhalt, mit dem es erfüllt werden soll. Die auf der Synode von 1843 gemachten Vorschläge mögen in der Hinsicht sehr beachtenswerte Fingerzeige bieten. Der lettische oder estnische Kandidat ist darin im Vorteil, daß er nicht nur seine Muttersprache beherrscht, sondern durch sein theologisches Studium auch bereits der deutschen Sprache mächtig geworden ist. Hier kommt nun aber in Betracht, daß die deutsche Sprache Trägerin einer nach allen Seiten reich entwickelten, alle Höhen und alle Tiefen des Geisteslebens umfassenden Kultur geworden ist, und von dem einzelnen daher nur so weit beherrscht werden kann, als er den geistigen Inhalt derselben erfaßt und die in dieser Sprache entwickelte Geisteskultur sich angeeignet hat. Der lettische und estnische

Kandidat wird daher der Anleitung zu fortgesetzter Vertiefung in deutsche Literatur und Wissenschaft bedürfen, um nicht bloß deutsch sprechen, sondern auch das Gefäß der Sprache mit dem entsprechenden Inhalt erfüllen zu können. So gewiß eine lettische Predigt nur dann fassen kann, wenn sie lettisch gedacht ist, so gewiß gilt auch der deutschen Predigt die Forderung, daß sie ihrem Inhalte nach deutsch gedacht sei. Deutsche und lettische Logik sind ebenso unterschieden voneinander wie deutsche und lettische Sprache. Ist der lettische respektive estnische Kandidat vor dem deutschen Kandidaten insofern im Vorteil, als er nicht nur gleich diesem seine Schul- und Universitätsbildung in deutscher Sprache genossen, sondern auch das Lettische oder Estnische als seine Muttersprache schon beherrscht, — so befindet er sich doch insofern dem deutschen Kandidaten gegenüber im Nachteil, als dieser zugleich mit seiner Muttersprache die reich entwickelte Geisteskultur derselben in sich aufgenommen hat, während die Geisteskultur, die den Inhalt der lettischen und estnischen Sprache bildet, erst in ihren Anfängen, in ihrer noch unentwickelten Kindheit steht. Immerhin muß an das praktische Jahr die Anforderung gestellt werden: Es soll dem deutschen Kandidaten eine geeignete Anleitung geben, wie er durch Aneignung der lettischen respektive estnischen Sprache, den Letten ein Lette oder den Esten ein Este, — dem lettischen oder estnischen Kandidaten aber, wie er durch Aneignung deutscher Geisteskultur den Deutschen ein Deutscher werden soll und werden kann.

Ich betone das „kann“ angesichts der Hindernisse, die sich dem in den Weg stellen, und die nur durch gerechte Würdigung der geschichtlich gewordenen Verhältnisse zu überwinden sind. Der scharfe Gegensatz zwischen Judentum und Hellenentum hinderte den Apostel Paulus nicht, trotz aller Liebe zu seinem Volke den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche zu werden. Denn die Erleuchtung des

Geistes Gottes ließ ihn das geschichtliche Verhältnis richtig verstehen als ein unter Gottes wunderbarer Leitung gewordenes. Mag auch der Gegensatz zwischen Juden- und Hellenentum ein ganz anders gearteter gewesen sein, als der bei uns in Betracht kommende zwischen Deutschen und Letten respektive Esten, — dort der von Gott aufgerichtete Zaun des Gesetzes, hier der durch politische Machtverhältnisse zu feindlichem Gegensatz gesteigerte nationale Unterschied, — so ist doch eine Parallele zwischen hier und dort unverkennbar. Dort die heilsgeschichtlich bevorzugte Stellung der Juden, durch die sie trotz ihrer fleischlichen, hochmütigen Gesinnung bestimmt waren, ein Segen für die Heiden zu werden, — hier die weltgeschichtlich bevorzugte Stellung der Deutschen, durch die sie trotz selbstsüchtig nationaler Bestrebungen ein Segen für die Letten und Esten werden sollten und geworden sind. Wie dort im Schoß des jüdischen Volkes das Heil aller Völker vorbereitet und geboren wurde, so hat Gott auch dem deutschen Volk eine unter allen Völkern hervorragende Bedeutung dadurch gegeben, daß in seinem Schoß die Reformation vorbereitet und geboren wurde. Der deutsche Mann Luther ist nach Gottes Fügung der Prediger des Evangeliums geworden auch für Völker nicht deutscher Zunge, namentlich auch für die Letten und Esten in unserer Heimat. Die Dankeschuld, auf welche die Deutschen Livlands um der Segnungen des Christentums willen, die sie den heidnischen Bewohnern brachten, und um der Predigt des Evangeliums willen, die von ihnen ausgegangen ist, Anspruch haben, wird nicht gemindert durch die Sündenschuld, die sie dabei auf sich geladen haben, um deren willen sie schwer zu büßen gehabt haben, zum Teil noch büßen müssen. Im Verhältnis der Völker zueinander geht es aber häufig ebenso wie im Verhältnis einzelner Personen zueinander. Der Dank, den einer dem anderen für empfangene Wohlthaten schuldet, wird leicht als

drückende Last empfunden, deren man sich dadurch zu entledigen sucht, daß man die Wohltat, als im eigenen Interesse des Wohltäters erwiesen, ihres Wertes entkleidet, und einer gewissen Gereiztheit gegen ihn Raum gibt. So ist es auch im Verhältnis der Letten und Deutschen zueinander ergangen. Daß aber die deutsche Herrschaft in Livland schon zur Neige ging, als die von ihnen ausgehende Segensfülle der Reformation sich über das Land und seine Bewohner ausbreitete, ist eine Tatsache, die sehenden Augen und hörenden Ohren offenbart, daß die Letten, Esten und Deutsche verbindende evangelische Glaubenseinheit doch tiefer gegründet und höheren Ursprungs ist, als manche nationale Heißsporne es wahr haben wollen, und darum auch durch keine Verschiebung politischer Machtverhältnisse zerstört werden kann. Was und wie viel auch von der einen und anderen Seite gesündigt worden ist und noch gesündigt wird, es bleibt doch dabei: „Er (jc. Christus) ist unser Friede, der aus zweien eins gemacht und beide mit Gott versöhnt hat in einem Leibe“ (Eph. 2, 14 und 16).

Wer diese Verhältnisse unter diesem Gesichtspunkte ansieht, gewinnt die Möglichkeit, den Letten ein Lette, den Esten ein Este, den Deutschen ein Deutscher zu werden. Aus diesem Grunde halte ich das spezielle Studium livländischer Geschichte, namentlich seit dem Untergange livländischer Selbständigkeit, für eine wesentliche Aufgabe des praktischen Jahres, zumal die politischen Verhältnisse auf die kirchlichen, und diese wieder auf jene sehr bestimmend eingewirkt haben. Daß der evangelische Glaube einst dem Verfolgungseifer des polnischen Jesuitismus nicht erlegen ist, daß von Schweden das feste Gefüge kirchlicher Ordnung gebaut wurde, welches den Sturz seines Baumeisters überdauerte, — das sind Tatsachen, die auch für die kirchliche Gegenwart noch von Bedeutung sind. Auch die Herrnhuter Invasion mit allen ihren tief in das Leben unserer Gemeinden

eingreifenden Folgen und Kämpfen, und die bis heute noch brennende konfessionelle Bewegung, sind Fragen, die jeder Kandidat kennen, und zwar nicht bloß durch Hörensagen kennen lernen muß, und die nur im Rahmen livländischer Geschichte verstanden und recht gewürdigt werden können. Daß sie im Kollegium für die Theologie Studierenden mehr oder weniger eingehend behandelt werden, genügt meines Erachtens nicht; sondern jeder Kandidat sollte sie während seines praktischen Jahres zum Gegenstand seines Studiums machen. Ein eindringendes Verständnis der Gegenwart ist nicht möglich, wenn nicht der kausale Zusammenhang erfaßt wird, der das Heute mit dem Einst verbindet. Wer die Gegenwart als Frucht der vorangegangenen Entwicklung kennen lernt, dessen Urteil klärt und schärft sich nicht nur, sondern es wird auch milder, es wird besonnener, sachlicher, unbefangener und freier, und darum gerechter. Das praktische Jahr soll dazu dienen, den Kandidaten zu einer solchen Beurteilung der kirchlichen Gegenwart anzuleiten.

Das kann aber nicht geschehen, wenn er den Verhältnissen als unbetheiligter, müßiger Zuschauer gegenübersteht, sondern dadurch, daß er selbst hineingestellt wird und sich stellt in lebendige Beziehung zu den Verhältnissen, an deren Heiligung mitzuwirken er zu seinem Lebensberuf erwählt hat. Das soll nun geschehen und geschieht im praktischen Jahr, indem der Kandidat in ein evangelisches Pfarrhaus eintritt, als Glied desselben unter Leitung des Pastors in und an der Gemeinde desselben mitarbeitet, und als sein Mitarbeiter zugleich ein Glied des Sprengels wird, zu dem die betreffende Gemeinde gehört. Es ist also hier ein dreifaches Verhältnis, das in Betracht kommt: Das Verhältnis zum Pfarrhause, zur Gemeinde, zum Sprengel. Das eine ist für den Kandidaten ebenso wichtig wie das andere.

Zunächst das Verhältnis zum Pfarrhause, von dem vorausgesetzt werden muß, daß es in dem oben ausgeführten

Sinn ein rechtes Pfarrhaus ist. — Nehmen wir die Verhältnisse, wie sie bei uns liegen. Die soziale Stellung des Pastors bringt es mit sich, daß weder Schulkenntnisse, noch theologisches Wissen, auch nicht guter Wille und Arbeitsfreudigkeit, ja nicht einmal ein frommer, gottesfürchtiger Sinn ihn befähigen, den an ihn zu stellenden Ansprüchen gerecht zu werden, wenn seinem Wesen der äußerlich glättende und abschleifende, innerlich bildende und veredelnde Einfluß des christlichen Familienlebens in einem gebildeten Hause fremd geblieben ist. Mancher hat von Jugend auf, auch während seiner Schul- und Universitätsjahre den Segen dieses sittigenden, bildenden und veredelnden Einflusses genossen und in sich aufgenommen. Mancher mußte desselben entbehren. Mit eisernem Fleiß, oft unter großer Entbehrung, arbeitet er sich durch die Klassen des Gymnasiums hindurch, nur auf sich selbst und auf wenige, in ähnlicher Lage befindliche Alters- und Schulgenossen angewiesen. Die Universität hat ihm eine Fülle von Professorenweisheit und dabei die Ungebundenheit studentischen Lebens gewährt, dessen Sitten und Unsitten wir alle aus Erfahrung kennen. Er ist Kandidat, vielleicht auch nur graduirter Student geworden. Aber der äußerlich sittigende, innerlich bildende, Herz und Gemüt veredelnde Einfluß des Familienlebens ist ihm fremd geblieben. Auch die Ferien haben ihm, mit oder ohne eigene Schuld, keine Gelegenheit dazu geboten, und ein noch so verschärftes Konsistorialexamen ersetzt den Mangel nicht. Mit seinen Schüler- und Studentengewohnheiten behaftet, nur mit seiner Wissenschaft und mit den, in seinem Studentenkreise geltenden, oft recht rohen Lebensanschauungen vertraut, tritt der junge Kandidat ins praktische Jahr, in neue, ihm fremde Verhältnisse, in den Familienkreis anders gesitteter, anders denkender, anders fühlender, anders lebender Menschen, in ein evangelisches Pfarrhaus. Es ist ganz natürlich, daß ihn vieles fremdartig berührt,

ja bedrückt, und daß er mit seinen Gewohnheiten und Anschauungen hier und da anstößt. Je mehr nun das Haus, in das er eintritt, in dem oben geschilderten Sinn ein rechtes Pfarrhaus ist, um so mehr wird der Kandidat an sich den segensreichen Einfluß eines christlichen, gebildeten Familienlebens erfahren. Er wird manches abstreifen, was nicht zur Sitte des Hauses paßt, und indem er sich willig in die Ordnung des Hauses schickt, gibt er zugleich dem Geiste Raum, der diese Ordnung schafft, erhält, verklärt, und stellt sich selbst, sein inneres und äußeres Wesen unter die Zucht dieses Geistes. Nur in dem Maße, in welchem er ein Glied des Hauses wird, kann er auch ein willkommener Mitarbeiter und Gehilfe des Hausvaters, des Pastors, werden.

Die Hilfe, die er diesem leistet, ist nebensächlich. Es würde dem Zweck des praktischen Jahres wenig entsprechen, wollte der Kandidatenvater die Arbeitskraft des Kandidaten zu seiner Bequemlichkeit ausnutzen. Im besten Fall würde der Kandidat sich dabei eine gewisse Geschäftsroutine aneignen, ohne den Ernst und die Verantwortlichkeit des Amtes kennen zu lernen. Die ihm zugewiesene Arbeit soll vielmehr dazu dienen, daß er selbst innerlich wachse an dem, der das Haupt ist, Christus. Mit dem innerlichen Wachstum wird von selbst auch die Arbeit wachsen, sich mehrern und vertiefen, die er in der Gemeinde und an ihr zu verrichten hat. Dann wird er ihr nicht als Fremdling gegenüberstehen, nicht die Rolle eines fahrenden Schülers spielen, sondern durch innerliche Teilnahme an dem kirchlichen Leben der Gemeinde ein lebendiges Glied derselben werden und sich als solches betätigen nach der Regel, daß ein Glied dem anderen Handreichung tut, ein jegliches nach seinem Werk und dem seiner gliedlichen Stellung entsprechenden Maße. Auf Einzelheiten braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Ihre Ordnung und Regelung bleibt billigerweise dem Kandidatenvater überlassen und — darf ich hinzufügen — in mancher

Hinsicht auch der Kandidatenmutter, d. h. der Pastorin, deren Hauskind der Kandidat geworden ist. Nur das soll hier als leitender Grundsatz hervorgehoben werden, daß der Kandidat sich in jeder Hinsicht nicht isoliert, sondern sich als Glied eines Ganzen, an das Ganze gebunden und von dem Ganzen getragen fühlen muß, sowohl was seine Stellung im Hause, wie auch in der Gemeinde anlangt.

Mit dieser Forderung ist dann endlich auch das schon gegeben, was notwendig zur Gesundheit kirchlichen Lebens gehört und mit Recht in einer ganzen Reihe von Konsistorialbefehlen betont wird, nämlich daß der Kandidat, obwohl er noch nicht ein selbständiges Amt bekleidet, doch nicht bloß Glied einer Gemeinde ist, sondern auch lernen soll, sich eins zu fühlen mit denen, deren Mitarbeiter er geworden ist und werden soll, und die zunächst als Glieder eines Sprengels darauf angewiesen sind, in ihrer pastoralen Arbeit sich gegenseitig zu stärken, zu beraten und anzuregen. Welchen Segen in der Hinsicht unsere Synoden uns gebracht haben, weiß jeder von uns aus Erfahrung. Die Teilnahme der Kandidaten zunächst an den Sprengelsynoden und Sprengelskonferenzen, sodann auch an der Provinzialsynode, gehört daher auch zu den Pflichten des praktischen Jahres. Nach kirchengesetzlichen Vorschriften steht der Kandidat unter der Aufsicht des Propstes, der über seinen Aufenthaltort, über seine sittliche Führung und über seine wissenschaftlichen oder praktischen Arbeiten dem Konsistorium zu berichten und von dem Kandidaten nicht nur dessen Dienstliste zu verlangen, sondern ihm auch schriftliche Arbeiten aufzutragen hat. Aber auch ganz abgesehen von dieser kirchengesetzlichen Ordnung, durch die der Kandidat einem Sprengel eingegliedert wird, soll er in seinem praktischen Jahr die ihn innerlich stärkende, festigende und ermutigende Erfahrung machen, daß die amtliche Arbeit, die er unter Leitung seines Seniors in dessen Hause und an dessen Gemeinde tut, ihn nicht nur zu dessen

Mitarbeiter macht, sondern auch zu einem Genossen all derer, die gliedlich miteinander verbunden, in gleicher Arbeit und gleichem Kampf stehen, gegenseitiger Anregung und Stärkung bedürfen und dieselbe nur finden können in dem Eifer, zu halten die Einheit des Geistes in dem Bande des Friedens und sie zu betätigen wie in der Arbeit an der Gemeinde, so auch in brüderlichem Verkehr untereinander, und namentlich auch auf Konferenzen und Sprengelsynoden.

Als im Jahre 1845 die Synode über das praktische Kandidatenjahr zu beraten genötigt war, wurde nebenbei auch die ökonomische Seite der Frage, jc. „Beköstigung der Kandidaten“ gestreift und bei der Gelegenheit die Überzeugung ausgesprochen, „daß jeder Geistliche gern das Opfer bringen werde, welches die gute Sache in dieser Hinsicht von ihm fordere“. Die seitdem verflossenen 50 Jahre haben jene Überzeugung der Synode gerechtfertigt. Die „Beköstigung der Kandidaten“ wird heute wohl kaum von irgendeinem als irgendwie nennenswertes „Opfer“ bezeichnet werden; wohl aber wird in den obigen Ausführungen den Kandidatenvätern ein nicht geringes Maß von Arbeit, von selbstverleugnender Treue und großer Geduld zugemutet. Darf die Synode auch in der Hinsicht dieselbe Überzeugung wie vor 50 Jahren hegen, „daß jeder Geistliche gern das Opfer bringen wird, welches die gute Sache von ihm fordert?“ Denn eine gute Sache ist es, auch wenn der eine und andere den in obigem ausgeführten Gedanken nicht sollte zustimmen können. Die Sache ist und bleibt dennoch eine gute Sache, durch welche trotz aller Ungunst der Zeiten unsere teure lutherische Kirche gebaut werden soll. In dem Bestreben sind wir alle einig, denn „sie ist mir lieb, die werthe Magd des Herrn!“



Beilage II.

Am Fuße der Wartburg.

Dom 7. — 21. August 1904.

Im weiten Wald ein tiefes, tiefes Schweigen —
Die Sonne spielt in grünen Buchenzweigen,
Sie streut wie flocken ihren goldnen Schein
Durchs Dickicht auf bemoostes Felsgestein.

Der Wanderer hemmt den Schritt — im Waldesdunkel
Umgaukelt ihm den Sinn das Lichtgefunkel;
Er atmet Waldesduft, und unter Bäumen,
In ihrem Schatten fängt er an zu träumen.

Zur Wartburg ziehen von hüben und drüben
Viel Sänger, die schönste der Künste zu üben.
Sie nahen auf Landgraf Ludwigs Geheiß,
Der Säng' edelstem winket der Preis.

Zur Stelle sind sie, die Sangesgeister,
Auch Klingsohr, der mächtige Zaubermeister,
Wer wird aus den Händen der Landgräfin
Den Kranz sich erringen aus Eichengrün?

Der Wolfram von Eschenbach rühret die Saiten,
Der Tannhäuser will ihm den Sieg bestreiten,
Doch minniger singet von Liebe und Leid
Wohl keiner als Walter von Vogelweid'.

Ihm wurde der Kranz und die Ehre zum Lohne,
Ihn schmücket für immer die Sängerkrone.
Heil Walter dem Säng'! Sein Lied ist fürwahr
Wie Wasser des Bergquells, so lauter und klar.

Weil's ihm im Gemüte am tiefsten geklungen,
So hat er's im Liede am schönsten gesungen.
Im selber zur Freude, den Frauen zum Ruhm,
Uns allen zu bleibendem Eigentum.

Was damals die Säng' zur Wartburg geführt,
Was damals die Herzen der Hörer gerührt,
Was dort aus dem Munde der Säng' erblüht
Zum Lobe der Frauen, in minnigem Lied —

Das wollen wir halten, ohn' Wanken und Weichen;
Die Wartburg, sie mah'n' uns als leuchtendes Zeichen,
Zu pflegen mit Liebe in Lust und Leid
Das kostbare Erbe vergangener Zeit.

Da schiebt sich vor die Sonne Wolkendunkel
Und löscht im Wald das gold'ne Lichtgefunkel;
Im hellen Sonnenscheine bleibt nur steh'n
Die Wartburg über wald'gen Bergeshöh'n.

Der Wand'rer schaut empor zu ihren Zinnen;
Ein neues Bild erscheint vor seinen Sinnen,
Ein Bild, in welchem tapf're deutsche Art
Mit frommem Christensinn sich herrlich paart.

In Lüften erhebt sich ein seltsames Wehen,
Als wäre von neuem der Frühling erwacht,
Und stiege zu Tal von den sonnigen Höhen,
Dem Winter zu bieten die siegreiche Schlacht.
Der Junfer Jörg in der Wartburgzelle,
Der hat sich gestellt zum Kampf mit der Hölle.

Von Wittenberg hat es den Anfang genommen:
„Hinweg mit dem schändlichen Ablassbetrug!“
Und dann ist es weit in die Lande gekommen,
Trotz Ketzergeschrei und päpstlichem Fluch.
Was Luther als göttliche Wahrheit gelehret,
Das hat er zu Worms auf dem Reichstag bewähret.

„Hier steh' ich, Gott helf mir, ich kann es nicht lassen“ —
So trat er bekennend vor Kaiser und Reich.
Ob Hölle und Teufel ihn meiden und hassen,
Der Luther, er wurde nicht wankend noch weich.
Wie hat er gebetet, wie hat er gerungen!
Gewaltig die Waffen des Geistes geschwungen.

Und als auf der Wartburg auf heimlichen Wegen
Der Feind ihm den Sinn zu berücken versucht:
„Die Schrift mußt du meistern, ins Wort mußt du legen
Der eig'nen Gedanken verbotene Frucht“ —
Da kommt als Geschloß in kräftigem Bogen
Das Tintenfaß ihm an den Schädel geflogen.

„Entweiche, du Unhold, du Trugbild der Höllen!
Es stehet geschrieben und bleibt auch dabei!
Was du auch für Netze und Schlingen magst stellen,
Der Strick ist zerrissen, der Vogel ist frei!
Wie sollst du das Kleinod der Christen uns rauben,
Die Wahrheit des Wortes, die Freiheit im Glauben!“ —

So mag denn der Lügegeist poltern und stürmen,
Dem Geiste des Herren bleibt dennoch der Sieg.
Das Glockengeläute, es ruft von den Türmen:
Ihr Christen, ermannt euch zu tapferem Krieg!
Der Bann ist gebrochen, wer will uns noch schaden,
Gott macht uns gerecht und selig aus Gnaden!

Die Sonne sinkt, und nach des Tages Schwüle
Zieht durch den Wald erquickend Abendkühle,
Es ruft die Welt, es kleiden Stadt und Land
Sich schweigend in ihr graues Nachtgewand.

Die Nacht ist gut zum Dichten und zum Träumen,
Wie könnte ich am Fuß der Wartburg säumen
Zu singen, was im Herzen neu entbrannt,
Das alte Lied vom deutschen Vaterland!

Ein gaudeamus schallet im Chor? —
Die Burschenschaftler ziehen empor
Zur Wartburg in buntem Gewimmel.
Es flattert die Fahne in schwarz, rot und gold,
Die Burschen, sie sind ihrer Fahne hold,
Sie halten sie hoch im Getümmel.

Heiß wallt in den Adern das junge Blut,
Das zündende Wort entzündet den Mut,
Sie schwören dem Vaterland Treue:
„Hinweg mit der welschen Kurmacherei!
Hinweg mit der zopfigen Kleinstaaterlei!
Hoch Deutschland! Alldeutschland, das freie!“

Doch lange es währt bis aus dunkler Nacht
Dem deutschen Volke der Morgen erwacht,
Den Dichter und Denker ihm preisen.
Das Band ist zerschnitten, zerrissen der Bund;
Das franke Deutschland wird nimmer gesund,
Es sei denn durch Blut und durch Eisen.

Der Mut sank vielen — es bleichte das Haar —
Ins Grab ging mancher, der Hoffnung bar; —
Dann kam es wie schlagende Wetter:
„Herbei alle Mannen! zum Rhein, zum Rhein!
Ihr Preußen, ihr Schwaben, ihr Bayern sollt sein
Des Vaterlandes Erretter!“ —

Nun flirret das Eisen, es spritzt das Blut,
Den tückischen Feind, sie treffen ihn gut,
Sie kämpfen, sie bluten, sie siegen!
Der Feind ist bezwungen, das Reich ist geeint,
Vollbracht ist, was einstmals die Väter gemeint,
Alldeutschlands Fahnen, sie fliegen.

Drum schlägt mir stolz das Herz in der Brust,
Ich hab' meine Freude, ich hab' meine Lust
An Deutschlands gesegneten Gauen. —
Das Werk, das die Väter gekittet mit Blut,
Das sei nun den Söhnen befohlen zur Hut,
Im Frieden es weiter zu bauen! —

Was ich am Fuß der Wartburg sang,
Ein Heimatlied ist's, dessen Klang
Mir quoll aus vollem Herzen.
Ich lieb' das deutsche Vaterland,
Drum lieb' ich auch mein Baltenland,
Ich lieb's mit tausend Schmerzen.

Ich lieb' es, weil sein Lebensmark
Erwuchs aus jenen Wurzeln stark,
Die nimmernicht veralten:
Aus Wagemut und Glaubenskraft
Und aus dem Geist, der nicht erschläfft,
Das Höchste hoch zu halten.

Ich lieb' es, weil es hat bewahrt
Bis heute seine gute Art,
Trotz Wetter, Sturm und Regen.
Ich lieb' es, weil dort ist mein Platz,
Wo ich den teuren Glaubensschatz
Der Väter hab' zu pflegen.

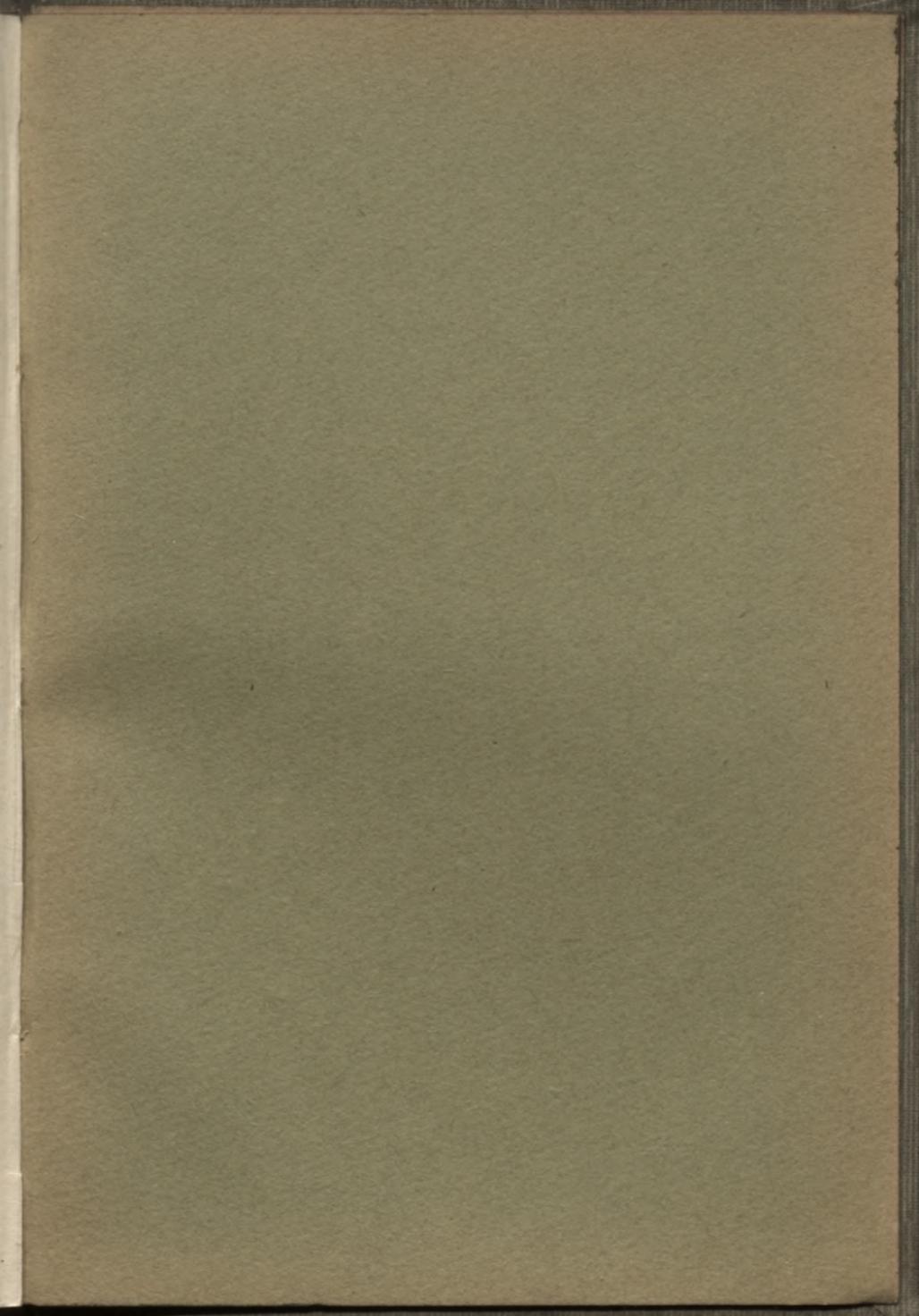
Ich lieb's, weil dort der wackren Schar
Stets galt als Lösung in Gefahr:
Musharren, kämpfen, siegen!
Schon oft hat sich das Blatt gewandt;
Es kommt der Sieg aus Gottes Hand,
Sei's auch im Unterliegen.



Inhalt.

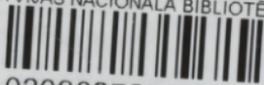
	Seite
I. Abschnitt: Elternhaus und Kindheit	1
II. Abschnitt: Studienjahre und Hauslehrerzeit	12
III. Abschnitt: Reisebilder	25
IV. Abschnitt: Amtsantritt	51
V. Abschnitt: Theophile	62
VI. Abschnitt: Adjunktenjahre	74
VII. Abschnitt: Die eigene Gemeinde und das eigene Haus	122
VIII. Abschnitt: Im Dienst der Landeskirche	153
IX. Abschnitt: Letzte Jahre in Neu-Debalg	200
X. Abschnitt: Oberpastor in Riga	275
XI. Abschnitt: Seliger Heimgang	344
Beilage I	356
Beilage II	371





[1.70]

LATVIJAS NACIONĀLĀ BIBLIOTĒKA



0309087250

